Erfahrungen
aus dem
Frauenleben.

Gedanken
über
weibliche Bestimmung und Bildung über Mutterpflicht
und
Erziehung.

In einer Sammlung von Briefen mitgetheilt
und allen
Frauen, Müttern und erwachsenen Töchtern
zum Selbststudium übergeben
von
Sophie von Scherer.

Dritter Band.

Gratz, 1848.
Gedruckt bei J. A. Kienreich.

Das Leben des Weibes, — der Frau, für die Weltengeschichte so klein, — für die Gegenwart ohne Bedeutung; wie Großes doch faßt es in sich für künftige Generationen; — denn was sie als Mutter gebar, — das soll sie als Bildnerin — bilden.

Hundert fünf und dreyßigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Triest am 4. Sept. 1847.

Meine theuerste Freundin!

Rosa schlummert, und ich benütze diese Zeit um an Sie zu schreiben, und Ihnen die glückliche Geburt eines Enkels mitzutheilen. Gott sey Dank, bisher sind beyde gesund. Die Entbindung selbst war, wie es bey Rosa's kräftiger Jugend wohl zu hoffen stand, ziemlich leicht. Die ersten Wehen begannen vorgestern Abends nach 7 Uhr, und eine Viertelstunde nach Mitternacht rief man mich in das Zimmer wo sie liegt, und wo ich jetzt sitze, denn das Kleine, ein frischer Knabe, war geboren; und ich hielt ihn in ein warmes, weiches Leinentuch gehüllt auf meinem Schooße, bis bald auch die Nachgeburt folgte, (wobey ich jedoch, durch Ihre Warnung gewitzigt, darauf drang, daß sie ja nicht genommen werden durfte) und dann die Hebamme ihn badete.

Während der Geburt war ich nicht im Stande im Zimmer zu seyn, so gern ich auch ihr in etwas beygestanden wäre. Ich weiß daß Sie in ähnlichen Fällen ihre Freundinen stützten, und doch sind Ihre Nerven schwächer, wenigstens mehr leidend als die Meinigen, —was mag wohl zum

Grunde liegen und diese meine Weichheit entschuldigen? Doch wohl das Gefühl? Es war mir nicht möglich die Aermste leiden zu sehen; ich mußte es daher der Kindsfrau und dem Kammermädchen überlassen, sie zu stützen und zu laben, und ihrem Manne, dessen Angst und zärtliche Besorgniß alle Gränzen überstieg, und mich wieder ganz mit ihm aussöhnte, weil ich doch sah, daß er meine Rosa wirklich recht lieb hat, und sie ihn auch, denn er durfte nicht von ihrer Seite, und beyde weinten vor Freude über den herzigen Knaben, weil sie überdieß sich einen Knaben gewünscht hatten.

Anfangs hatten wir etwas Angst über die ungewöhnlich lange Form des Kopfes und das zurückgeschobene Kinn des Kleinen; allein Arzt und Hebamme versicherten uns, dieß sey nur eine Folge, des bey der Geburt erlittenen Druckes, und schon heute Morgens, (also nach 24 Stunden) war sein Köpfchen recht hübsch rund.

Heute Nachmittag um 4 Uhr war die Taufe, und das Kind erhielt die Nahmen: Adolf, Emil, Joseph. Die heilige Handlung ward auf ausdrückliches Verlangen der Mutter im Krankenzimmer vollzogen, allein zur Bewirthung war das neben anstoßende „kleinere Gesellschaftszimmer“ arrangirt. Ich war der Meinung gewesen, man solle gar niemanden dazu laden, da ohnehin ich das Kind aus der Taufe heben sollte; allein mein Schwiegersohn sagte: Diese heilige Handlung müsse nach seiner Meinung so öffentlich als möglich geschehen; — man müsse nicht heimlich in die Kirche hinein schleichen, gleichsam als schäme man sich, sondern man müsse seinen Eintritt in die Kirche öffentlich bekennen, und für die Aeltern ist die Taufe eines Kindes immer eine schöne Gelegenheit ihren Glauben feyerlich zu bestätigen; indem sie

dasselbe in ihrem Glauben taufen lassen. Ich hatte das nicht so bedacht, und gab ihm also ganz recht, denn es gefiel mir, daß er so christliche Ansichten hat. Es ward also eine glänzende, wenn auch nicht sehr zahlreiche Gesellschaft, aber doch alle geladen mit denen er in näherer Verbindung steht.

Die Pathenstelle war eigentlich für L**s Mutter bestimmt, denn es war ausgemacht, daß, wenn es ein Knabe wäre, Emil's, und wenn es ein Mädchen wäre, Rosa's Mutter, das Kind heben sollte. Allein sie schrieb neulich unsern Kindern, daß sie auf jeden Fall, mir den Vorrang lasse, indem es mich kränken müßte, da ich eben hier sey, es nicht in meinem eigenen Nahmen, sondern in dem ihrigen, über die Taufe zu halten. Sie werde dagegen das Nächste unbedingt übernehmen, denn es würden schon noch mehr nach, — und sie also doch noch an die Reihe kommen. Mir gefiel diese Rücksicht die sie auf mich nimmt, und ich bin ihr dankbar dafür. Es muß wohl eine kluge Frau seyn, die zu leben weiß. Sie haben in Ihrem letzten Schreiben sie sehr gelobt, aber sie mag es wohl verdienen.

Daß Sie in diesem Schreiben mir wehe gethan haben, kann ich nicht läugnen, aber bestreiten kann ich Ihre Ansichten doch eigentlich nicht, und so muß ich schweigen; denn das ist wahr, daß ich in den Gedanken mich nicht finden könnte, daß ich gar nichts zu sagen haben, und alles was Anordnung heißt, meinen Kindern überlassen sollte. Jetzt freylich, habe ich alles über mir, und er hat mich selbst ausdrücklich darum gebethen; denn sonst hätte ich nach dem was vorgefallen war, und was Sie mir schrieben, nichts mehr angerührt. Aber wenn meine Tochter gesund ist, so mag sie in Gottes Nahmen ihr Hauswesen wieder übernehmen, und ich gehe.

Gestern Nachmittags hat die Hebamme der Wöchnerin das Kind zum erstenmahle angelegt, da sie es selbst säugen will. Es besann sich auch nicht lange, und zog schon das erste Mahl merklich; seitdem hat er wieder zweymahl getrunken und scheint gar keines Unterrichtes und keiner Hülfe weiter zu bedürfen. Auch das Kindspech ging schon ordentlich und ohne Klistier von ihm, woran die Muttermilch Schuld seyn soll. Das arme Kind, die Rosa, bekam gestern nichts als klare Hühnersuppe; heute doch schon zweymahl Trinkpanade, und morgen wird sie schon ein Paar Mahl öfter davon bekommen, und sehr feine Nudelsuppe Mittags; weil sie selbst stillt und also früher Nahrung braucht. Sobald der Fiebertag vorüber ist, darf sie dann schon etwas zu essen anfangen, und zwar zuerst eingemachtes Hühner- oder Kalbfleisch; ich werde sie sehr hüthen, und auch dafür sorgen, daß sie nicht zu viel Besuche bekömmt. Heute kamen bey der Taufe ein paar Frauen zu ihrem Bette, morgen darf niemand in ihr Zimmer, sie hat schon jetzt (es ist 9 Abends) bedeutend Hitze, morgen den dritten Tag, wird es gewiß noch stärker seyn.

Fortsetzung am 5.

Ich konnte gestern nicht schließen, da Rosa erwachte, und auch der Kleine unruhig ward, den sie dann an die Brust legte. Rosa lag die ganze Nacht in Phantasie und Hitze, heute Vormittags kannte sie weder mich noch ihr Kind, oder Emil, aber jetzt ist es Gott sey Dank besser, — sie ist vollkommen bey sich, hat selbst den Kleinen verlangt, und fühlt jetzt, nachdem er tüchtig getrunken hat, die Brust etwas erleichtert. Die ganze Nacht bekam sie Tücher auf die Brust mit Saffran

und Zucker geraucht, um die Erhärtung zu verhüthen, und mußte immer Himmelbrand- oder Eibischthee und leichte Mandelmilch trinken. Der Arzt erklärt sie außer Gefahr, natürlich wenn alle Vorsichten gebraucht werden, das Fieber würde wohl noch in der Nacht wieder kommen, aber nicht mehr so stark.

Leben Sie wohl, ich muß schließen; ich schrieb gestern beym Lichte des Abends, konnte aber das heute Beygefügte nicht im Zimmer der Wöchnerin schreiben, da es mir dort zu dunkel ist, denn es sind um ihre und des Kindes Augen zu schonen die Fenster dicht mit grünen Roletten verhängt. —

In Eile um wieder in das Krankenzimmer zu kommen

Ihre

Großmuttergewordene

Amalie Kolmar.

Hundert sechs und dreyßigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien 5. Sept. 1847.

Liebe, theure Cousine!

Du hast mich durch Deine Vollmacht an Hermine, in eine schöne Verlegenheit gebracht, denn sie hat wirklich mit mir gesprochen, und ich kann jetzt nicht mehr dergleichen thun, als hätte ich die Auszeichnung der beyden Herren gar nicht bemerkt, und doch wäre mir das am liebsten gewesen, da es mir nicht wahrscheinlich ist, daß ich mich zu Gunsten eines

dieser Herren entschließen würde, wenn sie eine Bewerbung wagen sollten.

Wir Mädchen sind doch in Wahrheit zu bedauern. Wenn wir gar keinen Eindruck machen ist es fatal, und wenn wir Eindruck machen, und es bemerken, so müssen wir zittern nächstens eine Bewerbung zu hören, die wir abweisen müssen, was doch auch eine fatale Sache ist, denn es thut einem doch wehe, jemanden der uns auszeichnet, einen lieben Wunsch abschlagen, eine gehegte Hoffnung zerstören zu müssen.

Glaube ja nicht, daß ich ohne Ueberlegung und leichtsinnig rede. Ich habe so reiflich nachgedacht, als man nur immer über eine Sache die noch nicht reif ist, es thun kann, und ich weiß noch nicht, was ich, wenn der Fall sich wirklich ereignen sollte, thun würde, bis jetzt aber habe ich noch so wenig Neigung zur Ehe überhaupt, daß ich nichts Gutes vor mir sehe. Ich weiß nicht, bin ich wirklich gar nicht für die Ehe bestimmt, da ich keinen Beruf dazu merke, oder wird mir dieß erst später fühlbar werden, wenn es vielleicht schon zu spät ist! Kurz und gut, jetzt steht mein alter Entschluß noch ziemlich fest, wenn ich auch nicht läugnen kann, daß ich manchmahl, besonders wenn ich sehe und bedenke, daß so alles um mich herum heirathet, mich auf dem Wunsch ertappe, es möchte sich doch meine Bestimmung auch bald entscheiden, und daß sich etwas, wenn auch keine Furcht, aber ein gewisses Mißbehagen in mir regt, wenn ich überlege, daß bald vielleicht alle Gelegenheiten vorbey seyn werden, in den Ehestand zu treten, der doch eigentlich unsere Bestimmung ist, und zu dem auch Bruder Bernhard bey seiner Anwesenheit im vorigen Winter mich bereden wollte; denn mein Vater, Gott sey Dank,

mischt sich in die Sache nicht, und läßt meinem Herzen und meinem Hange zur Kunst freyen Lauf. Aber höre nun selbst meine Ueberlegungen und rathe mir, wenn Du kannst.

Bey welchem soll ich anfangen? — Es soll nach dem Alter gehen und ich will die beyden Herren mit **A** und **B** bezeichnen. — Also **A** ist der Aeltere, und wirklich auch schon überflüßig alt genug, denn er wird vierzig und wenn nicht darüber doch nahe daran seyn, und ist — Wittwer. Freylich hat er nur zwey Kinder, die erst zwey bis vier Jahre alt sind; aber — Stiefkinder sind doch immer etwas Schweres zu übernehmen, wenn man die Sache nicht leichtsinnig nimmt. Der Mann hat übrigens Vermögen, eine Figur die nicht widerlich, wenn auch etwas zu untersetzt ist, um gerade einen angenehmen Eindruck zu machen. Sein Stand sollte mich gewiß nicht hindern und abschrecken, wenn ich sonst Neigung für ihn spürte, wenn ich auch nicht läugnen kann, daß mancher andere Stand mir lieber wäre; er ist — Steinmetzmeister; — betreibt sein Geschäft sehr im Großen, und steht ebenfalls in der Beziehung als Geschäftsmann, mit Deinem Bruder in Verbindung, der als Architect und Bauherr seiner Erzeugnisse bedarf. Er ist nicht ohne Bildung, und verräth viel, wenn auch einen mehr mechanischen Kunstsinn. Was soll ich thun? — Ich weiß zwar daß ein Mädchen ohne Vermögen keine großen Ansprüche machen darf, und im Puncte des Vermögens, würde **A** jedenfalls meine gerechten Erwartungen überbiethen, denn er soll reich seyn, hält Equipage, hat sein eigenes Haus; und manches Mädchen ließe sich locken, oder würde gar, wie man zu sagen pflegt, mit beyden Händen zugreifen; — aber — ein Wittwer, Stiefkinder &c. für ein freyes, und

eben noch nicht heirathslustiges Mädchen, sind das bedeutende Steine des Anstoßes, und ich muß gestehen, daß ich diese Parthie annehmbarer fände, wenn ich um 6 — 8 Jahre, älter wäre, und vielleicht, — wenn er so lange warten wollte; — aber nein bis dahin sind seine Kinder 10 bis 12 Jahre alt, und höchst wahrscheinlich verzogene Fratzen mit denen nichts mehr anzufangen ist. Also, — ich glaube Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich: nein, sage?

Nun zu B. Der ist 24 Jahre alt, von angenehmen Aeußeren ohne gerade schön zu seyn, zeigt viel Vorliebe, wenn auch wenig Sinn für die Kunst, ist sehr gebildet, vorzüglich im Clavierspiel und in Sprachen sehr ausgezeichnet, und bey dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen sehr beliebt. Er hat eben erst das Jus absolvirt und ist gegenwärtig Hofmeister in einem angesehenen vornehmen Hause, von dem er sich Protection verspricht. Vermögen hat er keines. Du siehst daher, daß seine Aussichten noch zu fern sind, um mir seine Bewerbung, die auch vor der Hand nur meinem Herzen, und nicht meiner Hand gelten könnte, wünschenswerth zu machen. Ich habe schon neulich gesagt und ich weiß daß Du mir Recht geben mußt, daß ich in keinem Falle, ein sogenanntes Verhältniß eingehen werde, und wenn ich auch nicht anders, als die Verdienste des fraglichen Herrn B und seine Liebenswürdigkeit, zugestehen kann; so fühle ich doch nicht so viel Zuneigung, um meine Vernunft und meine guten Vorsätze überrumpeln zu lassen. Sey also nicht böse, wenn ich abermahls „nein“ sage.

Bruder Bernhard denkt im November wieder zu kommen, und den Winter hier zuzubringen; es steht mir also der Besuch eines lieben Bruders bevor; Johann schreibt selten und

kurz, aber doch noch so viel um die Fortdauer seiner brüderlichen Liebe zu beweisen. Er ist mit Leib und Seele Geschäftsmann, und wünschte jetzt nichts sehnlicher, als in ein bedeutenderes Großhandlungshaus in Triest kommen zu können. Alex erhält nun von Deinem Bruder nebst seinen technischen Studien einen praktischen Unterricht im Baufache, und scheint unter der Leitung desselben solid zu werden.

Mit herzlichem Vertrauen

Deine

Cousine

Julie Western.

Hundert sieben und dreyßigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 11. Sept. 1847.

Meine Amalie!

Mit der freudigsten Theilnahme las ich in Ihrem freundlichen Schreiben vom 4. und 5. d. M. die Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer Tochter. Nehmen Sie meinen Glückwunsch zu der Geburt dieses Enkels, und meinen Dank für die Freundschaft die Sie zur schnellen Mittheilung dieses frohen Ereignisses veranlaßte.

Daß Sie bey der Geburt, — Ihre Tochter nicht stützen konnten, setzt mich so wenig in Erstaunen, daß ich nichts darauf erwiedert hätte, wenn Sie nicht eine Frage damit verbun-

den hätten, die ich nicht übergehen darf. Es scheint Sie zu befremden, daß es mir möglich war, in ähnlichen Lagen Freundinen beyzustehen, da Sie wissen, daß in gewisser Hinsicht meine Nerven schwächer sind als die ihrigen. Sie suchen den Grund Ihrer Weichheit, wie Sie es nennen, im Gefühl, — und zwar wie ich glaube, denn Sie beziehen sich auf den benannten Fall, im Muttergefühl, allein Sie irren jedenfalls; denn ich bin überzeugt, daß sie eben so die Entbindung einer Fremden, wie Die ihrer Tochter fliehen werden; und, daß dieses „Unvermögen Leiden mit anzusehen," in Ihrem Charakter liegt. Bey verschiedenen Characteren, muß auch die Aeußerung des Gefühls verschieden seyn; es muß sich verschieden aussprechen. Dem Einen ist es unmöglich die Leiden irgend eines Nebenmenschen anzusehen, den andern drängt es, dem Leidenden beyzustehen; und beyde haben vielleicht ein gleich lebhaftes, nur verschieden thätiges Gefühl; während ein Dritter aus Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit oder Weichlichkeit den Anblick aller Leiden flieht, und ein Vierter mit kalter, gefühlloser Ruhe sie ansieht, ohne erschüttert zu werden.

Eben so, scheinen Sie Character- und Nervenschwäche zu verwechseln. Allein Nervenschwäche oder Nervenreitzbarkeit sind eben so wenig ein Zeichen von Gefühl, (wenn sie auch oft eine Folge von lebhafter Empfindung sind) als gesunde, starke Nerven ein Zeichen von Gefühllosigkeit. Das gesunde, kräftige Weib, müßte ja sonst minder gefühlvoll seyn, als das kränkelnde, und ich glaube, daß sehr oft das Erstere auch ein wärmeres lebendigeres Gefühl haben wird, als das Letztere dem seine eigenen Leiden

oft so wichtig sind, um es ganz zu beschäftigen, und gegen fremden Schmerz abzustumpfen.

Nervenzustände, und Krankheiten sind ebenfalls ein sehr viel umfassendes oft verdrehtes Wort. Es gibt Frauen die ein Vergnügen daran finden nervenkrank zu seyn oder zu scheinen, oder die in allem Ernst ihre Characterschwäche damit verwechseln, oder bemänteln wollen. Man gibt den Nerven die Schuld seiner Fassungslosigkeit, wenn man einem unvorhergesehenen Unglücke fast erliegt, in einem heftigen Schmerze sich nicht fassen kann; allein man wird Menschen genug finden, deren Nerven nie leidend waren, starke, gesunde Frauen, die ohne Bedenken ein Huhn zu schlachten oder eine Magd zu schelten im Stande waren, ohne eine Rückwirkung auf ihre Nerven zu empfinden, die diese Schwäche theilen; und mit derselben Ohnmacht jedem Schicksalsschlage erliegen. Dagegen sehen wir Frauen die wirklich leidend sind, sich in das Schwerste fügen, und ein unvermeidliches Geschick mit einer Stärke tragen, die uns ihre Kränklichkeit vergessen läßt. Freylich ist diese Kraft, diese Fassung oft Ueberspannung, die eine vorübergehende Schwäche nach sich zieht, aber nur eine Nerven- nicht eine Character-Schwäche. — So viel zur Erwiederung auf Ihre Frage, um Ihnen zu zeigen, das es Individualität ist, was Sie Weichheit nennen.

Mit Beruhigung entnahm ich aus den Zeilen die mir die Nachricht von der Geburt Ihres Enkels bringen, Ihre Aussöhnung mit Ihrem Schwiegersohne; die ich bey dieser Gelegenheit von Ihrem Herzen erwartet hatte. Auch das freut mich, daß Sie so gerecht sind, das Gute Ihrer Frau Schwägerin anzuerkennen; denn wahrhaftig diese Frau ver-

dient die Achtung Aller, die sie kennen. Ich sprach sie einmahl seit ihrer Rückkehr von Triest, und mußte sie bewundern.

Ich bin glücklich, sagte sie unter anderem, eine so liebenswürdige Schwiegertochter zu haben. Rosa wird nicht nur eine sehr gute Hausfrau werden, sondern sie ist auch überhaupt eine denkende Frau, keines jener leeren Modedämchen, die in Tändeleyen und Eitelkeiten ihr Glück suchen, die wohl gar einen Werth darauf legen, oder ihren Werth darin finden, Anbether um sich zu sammeln. Ich fürchtete bey Rosa's Jugend fast, daß ihre Schönheit ihr Huldigungen zuziehen würde, und ich zitterte für das Glück meines Sohnes, da ich nicht nur seinen heftigen Charakter kenne, sondern auch aus Erfahrung weis, wie viele Ehen durch diese Eitelkeit und Schwäche der Frauen unglücklich geworden sind.

Allein ich bin jetzt, nach einer Beobachtung von einigen Wochen, vollkommen ruhig über die Zukunft der jungen Leute. Nicht nur, daß ich die herzliche innige Liebe sah, mit der Beyde aneinander hängen; ach! es hat ja schon manche junge Frau die ihren Mann wirklich liebte, sich hinreißen lassen einer Eitelkeit ihr Glück zu opfern; aber nein, ich bemerkte Rosa's Betragen, und beruhigte mich vollkommen. Während meines Aufenthaltes waren nähmlich kleinere und größere Gesellschaften im Hause meiner Kinder, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß nicht nur mein Sohn seine Frau mit dem vollsten Vertrauen behandelte, sondern daß sie dieses Vertrauen auch rechtfertigte. Ihr Betragen gegen die junge Männerwelt ist musterhaft, denn es ist eben so liebenswürdig als klug und sittsam. Rosa ist sehr schön; aber sie weis es auch und nimmt in ihrem Betragen darauf Rücksicht.

Ich kann nicht leiden, wenn junge Frauen die wirklich schön sind, eine gewisse Unwissenheit über ihre Reitze affectiren, die in meinen Augen eben so gut Kokette-rie ist, als das lockende und neckende Wesen einer wahren Kokette.

Zum Mindesten zeigt eine solche Frau Mangel an Bildung und Menschenkenntniß, und doch sind so viele Frauen in dieser Hinsicht nicht vorsichtig, und versäumen um einen gewissen Schein von Bescheidenheit zu erhalten, die Pflicht, — den wahrhaftig es ist Pflicht — ihre Liebenswürdigkeit mit gewissen Schranken zu umgeben. „Warum kommen Frauen in dieser Hinsicht so wenig, der bekannten Schwäche des männlichen Geschlechtes zu Hülfe?“ — „Du sollst nicht stehlen“ heißt es, und da sind wir, der Bitte eingedenk: „Führe uns nicht in Versuchung,“ und begegnen der Schwäche unserer Nebenmenschen, besonders der ärmeren Klasse, die dieser Versuchung mehr ausgesetzt ist, durch Schlösser und Riegel. Aber — „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hausfrau“ heißt es auch; und da kommen wir der Schwäche unseres Nebenmenschen nicht zu Hülfe, ja wir führen ihn wohl gar absichtlich, durch einen Aufwand von Liebenswürdigkeit in Versuchung.

Aber Rosa fühlt diese Verpflichtung, und thut ihr Genüge so weit es möglich ist, ohne die Schicklichkeit zu verletzen, die durch das kalte, trotzige und zurückhaltende Benehmen mancher schönen Frauen allerdings verletzt werden möchte. Solche Frauen zeigen, daß sie wohl den guten Willen haben ihre Pflicht zu thun, daß sie aber nicht Bildung genug haben um die rechten Mittel zu finden, und nebst ihrer Schönheit auch ihre Liebenswürdigkeit zu erhalten. Rosa's Be-

nehmen hingegen, verbiethet alle Näherung, und doch ist es weder stolz noch unfreundlich. Achtungsvoll, freundlich und artig gegen Alle; — hört sie Galanterien und wären es die schmeichelhaftesten, mit ruhiger Freundlichkeit und einem halben Lächeln an, in dem sich, glaube ich, der Gedanke ausspricht: Daß es unartig wäre, die Artigkeit des Sprechenden, durch Unfreundlichkeit zu vergelten. Allein sie erwiedert auf solche Galanterien durchaus nichts; gleichsam als meinte sie, die Pflicht der Artigkeit jetzt erfüllt zu haben. Sie erklärt sich weder geschmeichelt, noch wird sie roth und verlegen; sie versucht sie aber auch nicht abzulehnen und zu widersprechen, wie es gewöhnlich junge Frauen thun, die das Gespräch fixiren, und doch dabey einen Schein vou Bescheidenheit erhalten wollen; — sie läßt mit einer leichten Verneigung den Gegenstand fallen, als wenn sie sagen wollte; das ist jetzt abgethan; und wirft eine Frage oder sonst etwas hin, das dem Gespräch eine andere Wendung geben muß. Dagegen genießt sie die allgemeine Achtung; man bewundert ihre Schönheit, ihre Güte und Freundlichkeit, man findet sich durch ihr Benehmen geschmeichelt, aber es wagt niemand ihr auf eine kühne Art näher zu treten, und sie mit Erklärungen zu verfolgen, die sie nicht anhören darf.

Sie sehen, meine Amalie, daß Frau v. L** eine feine Beobachterin ist; und ich konnte hier nicht umhin, ihr zur Bestätigung ihrer mütterlichen Hoffnung und Freude, Rosa's Benehmen bey der Näherung des Grafen v. C** zu erzählen, das sie mit einigem Stolze auf ihr richtiges Urtheil, und die Liebenswürdigkeit ihrer Frau Schwiegertochter vernahm. Ich zweifle nicht, daß Frau v. L** Recht hat, und

daß man nicht nur im Allgemeinen aus dem Umgangstone einer Frau auf ihre Bildung schließen kann, sondern daß gebildete Männer, insbesondere aus der Art mit der wir ihre Schmeicheleyen aufnehmen, auf den Grad unserer Bildung schließen. Ich traf einst auf der Reise von Preßburg wo ich zur Weinlese bey Verwandten meines Vaters geladen war, auf der Rückfahrt nach Wien, den geistreichen Verfasser der ***, wie ich aus seinem eigenen Munde erfuhr; unter meinen Reisegefährten. Er kannte weder mich, noch meine näheren Verhältnisse, die ihm auch fremd blieben, denn ich reiste, (da diese Fahrt in Verbindung mit der Eisenbahn so kurz ist), allein.

„Ich bin im höchsten Grade beschämt, sagte dieser Mann, den ich im ersten Augenblicke für einen feinen, gewandten Weltmann erkannt hatte; (nachdem er bereits ein Paar Stunden mir seine Aufmerksamkeit geschenkt, und sich sowohl in der geistreichsten Unterhaltung, als auch in den feinsten Schmeicheleyen erschöpft hatte, ohne mehr als Sinn für die Erstere bey mir gefunden zu haben; — ich bin im höchsten Grade beschämt, durch die Einfachheit Ihres Aeußern getäuscht worden zu seyn, denn ich überzeuge mich immer mehr, daß Sie, mein Fräulein, die Hof- und Weltsprache zu sehr kennen, und die feinsten Schmeicheleyen zu sehr gewohnt seyn müssen, um sie mit solcher Gleichgültigtigkeit anzuhören. Ich muß gestehen, daß ich in den höchsten Damenzirkeln glücklich zu seyn pflege; und Ihr Benehmen würde mich an dem Erfolge meiner Umgangssprache geradezu verzweifeln lassen, wenn ich nicht durch andere Erfahrungen überzeugt, daraus den Schluß zöge, daß Sie entweder kein Weib, oder so hoch gebildet seyen, wie

mir dieß bey Damen bisher nicht vorgekommen.“ — Sie sehen daß der Verfasser der ***, ein eben so feiner Schmeichler, als eitler Weltmann war.

Frau v. L** muß schön gewesen seyn, und sie hat noch jetzt sehr viel Anmuth, und ist eine liebenswürdige Gesellschafterin. Sie erzählte mir da sie meine Freundschaft für Rosa kennt, sehr viel von dieser, und unter Anderem gab sie mir eine Skizze ihrer eigenen Lebensordnung im Hause ihrer Kinder. Ich stand um ein Stündchen später auf als daheim, denn ich hatte nichts zu versäumen; dann frühstückte ich in meinem Zimmer, um die jungen Leute nicht zu stören, die mir gewöhnlich nach dem Frühstück, ehe mein Sohn wieder auf's Comptoir geht, entweder zusammen oder einzeln guten Morgen biethen kamen, und sich um mein Befinden erkundigten; nachdem sie mir schon früher einen Genuß verschafft hatten, denn sie spielen gewöhnlich nach dem Frühstück Clavier, und ich lauschte, da mein Zimmer nahe an dem ihrigen war, und mir beynahe kein Ton verloren ging, besonders wenn ich das Fenster öffnete. Dann ging es mit meiner Schwiegertochter, die eine emsige Hausfrau wird, in Küche und Speisekammer; dann in die Kirche, und wenn wir nach Hause kamen, während Rosa ihre Wirthschaftsrechnungen führte, dem Kammermädchen etwas angab, Besuche machte, oder empfing, und nochmahls in die Küche ging um das Garkochen zu beaufsichtigen; nahm ich gewöhnlich einen Strickstrumpf zur Hand, begleitete sie so weit es möglich war, im Hause herum, und plauderte mit ihr über Alles und Jedes, besonders über Wirthschaft, wo sie mich gern recht viel fragte.

War sie nicht zu Hause, oder hatte Gesellschaft wo ich nicht gerade dabey seyn wollte, so las ich etwas, oder ich

unterhielt mich dem Treiben auf dem Marktplatze zuzusehen, auf den mein Fenster ging. Ich hatte nie lange Weile, als wenn ich nach Hause dachte, an alles was ich indessen versäumte und fremden Händen überlassen mußte; indessen kam dann mein Sohn nach Hause und es ging zu Tische. Nach Tische plauderten wir noch ein Weilchen, und dann hatten die jungen Leute wieder ihre Studien und Zeichenstunde, wo ich meine Gegenwart überflüssig fand. Ich legte mich also, was ich mir angewöhnte seit dem ich alt werde, nach Tische ein wenig nieder; oder ich las etwas bis Rosa kam mich zu einer Spazierfahrt (gewöhnlich in den Garten vor der Stadt), oder sonst in der Nähe, abzuhohlen. Und wenn ich mit Rosa nach Hause kam, denn mein Sohn begleitete uns nicht immer, und kehrte nicht mehr mit uns heim, so gab es immer schon zum Thee etwas zu ordnen, wo oft jemand da war, oder gar für eine Abendgesellschaft noch dieß und jenes zu arrangiren; oder man mußte auf seinen Putz denken, wenn Emil sie zu einer Gesellschaft abhohlen wollte, wo ich nur ein Paar Mahle Theil nahm, da mir die Ruhe schon lieber ist.

Wenn aber das alles nicht, und wir allein waren, was sich wohl auch die Woche zwey, drey Mahl wenigstens traf, dann saßen wir beysammen und plauderten; — Rosa stickte, strickte oder häckelte, — ich ließ mein Rädchen schnurren, was ich wenn sie fort waren allein in meinem Zimmer that; — wenn mein Sohn heim kam, so wurde vorgelesen, gelacht, gescherzt, musizirt, oder zum Schluß mitunter ein Spielchen gemacht, bis zur Nachtsuppe. Die genoß ich fröhlich, in der Ueberzeugung, daß meine Kinder glücklich seyen und sich lieb hätten, und sagte ihnen dann freundlich gute

Nacht, da ich wußte, daß sie noch ein wenig aufblieben und plauderten oder lasen, auch wohl studierten oder rechneten. Das Letztere ist mir gar lieb, denn ohne eine Frau die rechnen kann, und sich Sparsamkeit angelegen seyn läßt, würde mein Sohn ein Verschwender werden. Das kluge Weibchen hält ihn überall zurück, wo es seyn muß, und wo ein größerer Aufwand überflüßig wäre; und sie hat einen sehr guten Tact, um das zu beurtheilen.

Sie sehen, meine Freundin wie sehr Ihre Tochter die Liebe und das Wohlwollen ihrer guten Schwiegermutter besitzt, und verdient; — dieß muß für Ihr Mutterherz eine große Beruhigung seyn. Ich muß schließen und ich möchte noch so gerne auch ein Paar Worte an meine Rosa richten, deren Lob ich nie ohne eine Regung von Stolz hören kann.

Leben Sie also wohl, meine Amalie, und erlauben Sie mir die folgenden Zeilen, an

Meine theure Rosa!

Das Ereigniß von dem Ihre gute Mutter mir Nachricht gibt, ist so wichtig, daß ich nicht umhin kann, meinem Antwortschreiben an sie, auch einige Worte an Sie beyzufügen, und Ihnen meine innigste Theilnahme daran zu bezeigen. Sie sind Mutter geworden, meine Freundin, Ihr Beruf ist nun noch unendlich höher, Ihr Wirkungskreis ausgedehnter als es früher der Fall war, denn Ihre Bestimmung als Weib, ist nun in ihrem ganzen Umfange erfüllt!

Sie sind Mutter eines Sohnes; — wie wichtig ist also Ihre Stellung im Leben; denn Ihre Liebe, Sorge und Pflege, Ihr Beyspiel, Ihre Einwirkung, Ihre Lehren und Ihre

Leitung, werden das Leben dieses Knaben schirmen, seinen Charakter seine Ansichten, sein Glück für dieß- und jenseits vielleicht, — bestimmen! Es ist Viel, — es ist Großes, was in Ihren Händen liegt, — es ist die Seele eines Kindes, — eines Menschen!

Leben Sie wohl, mit warmen Herzen

Ihre

theilnehmende

S**

Hundert acht und dreyßigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 20. Sept. 1847.

Meine theure, inniggeliebte Louise!

Es ist unmöglich, daß irgend jemand mit wärmerer Theilnahme, die endliche Entwicklung Ihres Schicksales erwarte, als ich. Ja, meine Freundin, ich bewundere Sie; — ich bewundere die Fassung mit der Sie die wirklich schweren Schläge des Schicksals ertragen! Aber hatte ich es denn anders erwartet? O nein; ich kannte Sie zu gut, um zu fürchten daß Sie im Jammer vergehen würden! — nein, eine Louise, kann die Schwere des Geschickes fühlen, und schmerzlich fühlen, besonders wenn zugleich ihr innerstes Gefühl in seiner ganzen Tiefe, und — ihr edler Stolz verwundet wird; allein — dem Schmerz erliegen kann sie nicht!

Gewiß, auch wenn es wahr seyn sollte, daß alle Ihre Hoffnungen dahin sind; — noch glaub' ich es nicht ganz, ich hoffe noch mit dem Grafen und Ihrer Mutter; um so mehr da auch meine Erinnerungen, so weit in die früheste Kindheit zurück reichen, daß Begebenheiten, die damahls mir merkwürdig schienen und mich sehr ergriffen, aus dem Alter Eines Jahres mir erinnerlich sind. Ihre Mutter hat allem Anscheine nach, überhaupt eine lebhafte Einbildungskraft und ein scharfes Gedächtniß, und wo diese Gaben vereint sich finden (dieß ist auch bey mir der Fall) da reichen die Erinnerungen in die möglichste Ferne, mit unendlicher Treue zurück. Auch Sie meine Louise, haben zwar eine äußerst lebhafte Fantasie, aber Sie waren vielleicht zu zerstreut um die Bilder derselben festzubalten und sich zurückzurufen; und vielleicht versäumte Ihre Mutter, eine geeignete Uebung der Erinnerungskraft und des Gedächtnisses, die, in Aufforderung zum freywilligen Hervorrufen vergangener Scenen und gesehener Bilder bestehen soll.

Ich sehe mit Erwartung Ihrem nächsten Schreiben entgegen; unglücklich, — ganz unglücklich, kann zwar meine Louise nie werden, denn mit dem Gefühl innern Werthes, und erfüllter Pflicht in der Brust, können wir nie ganz unglücklich seyn; aber — ich möchte Sie ja so gerne — glücklich wissen Genug davon, da dieses Glück noch so zweifelhaft scheint. — Sie haben Fragen an mich gerichtet, die ich beantworten will, und die mir zeigen, daß Sie auch noch für etwas anderes, Interesse haben, als für Ihre Liebe, und Ihr Lebensglück allein, Sie sinnen und denken auch

nach für das Beste Ihrer Nebenmenschen, und fragen mich um meine vorgeschlagenen Anstalten.

Die Bekleidungsanstalt für arme Kinder, müßte durch die Wohlthätigkeit der Bewohner jener Haupt- oder Provinz-Stadt bestehen, in der sie errichtet würde; und ich selbst hätte Lust, eine solche zu errichten, wenn ich nur erst gesünder wäre, und nicht außerdem fürchten müßte, einen Theil meiner häuslichen und Mutterpflichten darüber zu versäumen. Die Unternehmerin dieser Anstalt, müßte entweder durch eine jährliche Sammlung, oder durch einen Aufruf in der gelesensten Zeitung, zu milden Gaben auffordern, die weniger in Geld, als in alten abgelegten Kleidern und solcher Wäsche bestehen sollten. Dadurch käme manches in die nutzbringendste Verwendung, was zu Grunde gehen muß, ohne irgend zu nützen. Die Kinderkleider die sie bekäme, würde sie in derselben Form ausflicken, aus den Kleidern Erwachsener aber, nach den einfachsten Schnitten, Kinderkleider, Röckchen, Leibchen, Schürzen, Hosen, Hemden ꝛc. fertigen lassen; und den Lohn dieser Arbeit aus der eingelaufenen Baarschaft, und dem Erlöse derjenigen Kleider bestreiten, deren Stoff sich etwa für den Zweck weniger eignete. Sie würde dann ihren kleinen Vorrath vertheilen, auf den, so weit er nun reichte, alle armen Aeltern Anspruch machen dürften, die ihren ehelichen Stand, ihre Moralität, Fleiß und Hülfsbedürftigkeit ausweisen könnten, und mehr als zwey Kinder hätten. Wo möglich sollte eine solche Vertheilung im Frühlinge und Herbst statt finden, und ich würde auch noch das Protectorat einer hohen Dame, und die allerhöchste Bewilligung für diesen wohlthätigen Zweck wünschen.

Die erwähnte Beschäftigungs-Anstalt, wäre eine öffentliche Angelegenheit. Es müßte nähmlich auf demselben Wege wie die Conscriptionen anderer Art, angeordnet und erhoben werden, daß alle Kinder jener Aeltern, die der unter dem Bürgerstande stehenden Arbeiterklasse angehören, passend, und zwar wenn sie schon 7 oder 8 Jahre alt wären, nicht mehr bloß mit dem Schulgehen und dem Herumschleppen ihrer kleineren Geschwister, sondern mit einen kleinen Erwerbe beschäftigt wären. Nur wenn die Aeltern sich über ihre Nichtbedürftigkeit ausweisen könnten, müßte man den Vorwand der Verwendung im Hause gelten lassen. Uebrigens müßten die Kinder sich auf eine ihren Kräften angemessene Art etwas verdienen. Sie müßten jäten, Erdbeeren, Schwämme und Kräuter suchen, Pflanzen setzen, begießen, das unreife Obst sammeln, Hülsenfrüchte, Brey, Kaffeh, Reis ꝛc. klauben, kleine Gänge verrichten und angemessene Lasten tragen, Patschen und Körbchen flechten, und die Mädchen könnten auch noch grobe wollene Socken stricken, oder in der Bekleidungsanstalt das Leichteste nähen lernen. Sie würden sich nicht immerwährend mit Arbeit beschäftigen, und auch nicht immer welche finden, obgleich dieß durch eine Anfrage bey dem Viertelmeister, Viertelwächter, Magistrats- oder Gerichtsdiener sehr erleichtert werden könnte; — aber sie würden sich doch an eine regelmäßige Thätigkeit schon früh gewöhnen, zu der sie nicht immer von ihren Aeltern angehalten werden, die oft ihre Kinder ohne Aufsicht sich selbst überlassen, und nicht daran denken, den Thätigkeitstrieb ihrer Kinder zu wecken oder zu unterstützen. Dagegen müßten 10jährige Knaben in eine Lehre oder doch zur bestimmterer Thätigkeit angehalten, und 12 bis 14jährige Mädchen, wenn auch bloß für die Kost

und Unterkunft in Dienste gebracht werden, oder sich mit Handarbeit ernstlicher beschäftigen.

Freylich fehlt es diesem Beschäftigungs- und Beaufsichtigungs-Plane, noch einigermassen an Bestimmtheit, aber es ist doch nicht eine leere Idee, sondern es würde sich thun lassen, es wäre ausführbar, und müßte gewiß viel zur Versittlichung beytragen, da es ein Beytrag zur Erziehung jener Kinder wäre, die in dem nächsten Jahrzehend schon der arbeitenden Klasse angehören; und für deren Unterricht und Belehrung zwar durch Schulen nothdürftig gesorgt wird, deren Erziehung und moralische sowohl — als Bildung für das Leben aber, in den Händen meist unwissender, oder durch Broterwerb zu beschäftigter Aeltern liegt.

Um der Unzulänglichkeit des Schulunterrichtes abzuhelfen, würde ich übrigens eine kleine Reform des Schulwesens wünschen, — das heißt: — Eine Beschränkung der Gegenstände für jene, die nicht gesonnen sind oder nöthig haben, sich weiter fort zu bilden. Die eigentliche, arbeitende Menschenklasse, hat nicht Zeit und Gelegenheit, ihre ganze Jugendzeit auf Bildung durch Unterricht zu verwenden. Die Zeit, die der gemeine Mann dem letzteren widmen kann, genügt nicht, — ihn zu cultiviren, aber sie würde bey gehöriger, zweckmäßiger Benützung genügen, — ihn culturs fähig zu machen! — Man beseitige daher alles einigermassen überflüßige und also zeitraubende, d. h. man vereinfache auch schon den Sprachlehrunterricht und verbanne die höheren Rechnungsarten; — man wähle sich für Volksschulen den Wahlspruch: Einfachheit und Gründlichkeit! und beschränke den Unterricht in Volksschulen auf richtige Religionsbegriffe und gründlichen Unterricht in den

Elementargegenständen. Nur wenn es möglich gemacht wird, daß der gemeine Mann in Schulen, in den Elementargegenständen (lesen, schreiben und rechnen) es zur Uebung und Vollkommenheit bringt, — wird er im Stande seyn sich auf jene Bildungsstufe zu stellen, die für ihn wünschenswerth ist; das heißt es ist ihm die Möglichkeit gebothen: sich zu cultiviren, und durch das Leben, sich für das Leben zu bilden!

Ihr Vorschlag über Auszeichnung sittlicher Dienstbothen, ist aus meiner Seele gegriffen, und ich werde Ihnen nächstens meine Gedanken über die Verbesserung des Dienstbothenwesens, und den Vorschlag einer neuen Dienstbothenordnung mittheilen.

Mit Achtung und Liebe

Ihre

theilnehmende

S**.

Hundert neun und dreyßigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 29. Sept. 1847.

Verehrteste Freundin!

Ich weiß, daß Sie mir die Säumniß verzeihen werden, mit der ich Ihre freundlichen Zeilen erst jetzt erwiedere, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit meinem Adolf so beschäftigt bin, um nur schwer die Zeit zu einem Briefe zu finden.

Es ist nicht möglich Ihnen meine Freude über dieß Kind, und meine Liebe für ihn zu schildern; aber Gott stehe mir bey, daß ich auch im Stande bin, meinen Beruf als Mutter, recht und nach meiner ganzen Absicht zu erfüllen. Ich denke nicht ohne Sorge daran, daß ich dieß Kind, das jetzt nur noch meiner Pflege bedarf, auch erziehen soll, und tausend Bilder und Vorsätze drängen sich in meinem Gehirn, denn es ist mir nicht klar, wie ich das anfangen soll. Ich freue mich, daß ich Sie werde um Rath fragen dürfen, und tröste mich damit, daß Adolfchen noch so klein ist, und also noch keine andere als physische Erziehung bedarf, mir also Zeit lassen wird, mir die Fähigkeit zu seiner weiteren und geistigen Ausbildung, im Laufe der Jahre zu erwerben, und seine wirkliche Erziehung mit Hülfe meines Gatten, der das Kind unendlich liebt, zu übernehmen und zu vollenden.

Vor der Hand freue ich mich, der Gesundheit und des frischen Aussehens meines Knaben, dem die bisherige Kost recht wohl anschlägt, aber wie es scheint, nicht mehr genügen will. Er trinkt unendlich viel, schreit aber trotz dem sehr oft, und ist seit einigen Tagen sehr unruhig. Meine Mutter will, daß ich ihn entwöhnen soll, aber dieß würde mir sehr schmerzlich seyn; wenn ich auch um eines Schmerzes willen, der mir beynahe verbiethet, ihm die linke Brust zu reichen, schon versuchte ihm Kuhmilch zu geben, die er jedoch von sich stößt und heraussprudelt.

Mein Mann hat mir ein Paar Bücher über physische Erziehung gebracht; — aber ich bin mit der Meinung dieser Herren nicht ganz einverstanden. Sie behaupten unter anderem, daß ein Brustkind, vor sieben oder acht Monathen, wohl gar im ersten Jahre, nichts als die Mutter- oder Am-

menmilch bekommen dürfe. Das setzt mich in Verlegenheit, denn ich will doch nicht geradezu entgegen handeln, und möchte übrigens so gern meinem kleinen Bürschchen etwas zu essen geben; es scheint mir aber auch ein Widerspruch, da sie für Wasserkinder schon in den ersten Lebens-Tagen oder Wochen, nicht nur Milchspeisen sondern sogar Fleischsuppen und in kurzem leichte Fleischspeisen rathen; indem sie sehr gelehrt aus der Ordnung in der die Zähne erscheinen, beweisen, daß der Mensch zuerst ein fleischfressendes, und dann erst ein Vegetabilien verzehrendes Thier werde. Wenn indessen der Schmerz an der linken Brust nicht besser wird, wozu keine Aussicht ist, da der öftere Gebrauch einer von der Hebamme verordneten Salbe sie nicht heilt, und ich schon ein Paar Mahle gezwungen war Tagelang auszusetzen; so werde ich wohl bald nicht mehr im Stande seyn, ihm genug Nahrung zu geben, und er wird anderer Nahrung bedürfen, wenn er bey mir auf halbe Kost gesetzt wird, weil ich ihm nur die rechte Brust biethen kann. Man räth mir auch sehr dringend ihm einen Sauglappen (Sutzel) zu geben.

In Hinsicht auf Nahrung hat man mir manches für ihn empfohlen, und auch in meinen Büchern wird verschiedenes gerathen; z. B. Himmelthau, Reiswasser, Eichelkaffeh, Grieskoch, und gestossenen Zwieback in Milch oder Wasser gekocht; und meine Mutter war sehr für den Letzteren; allein ich erwarte erst Ihren Rath, und möchte ihm, da Emil für das Kindskoch, (Mehlkoch) eingenommen ist, das auch seine Mutter ihren Kindern gab, am liebsten dieses geben.

Man räth mir überhaupt, in Betreff der Behandlung des Kleinen, so Vieles und so Verschiedenes, daß ich anstehe etwas davon zu befolgen. Man räth mir bald, ich solle ihn

recht fest, bald ich solle ihn gar nicht fatschen, bald soll ich ihn auf den Rücken, bald auf die Seite legen, bald recht warm halten, bald ohne alle Bedeckung im bloßen Hemdchen in ein Tuch hüllen, und ihn gar nicht kleiden; bald recht warm, bald ganz kalt baden. Bald soll ich mit der größten Vorsicht wachen, daß er ja nicht schreye, und etwa einen Bruch bekomme; da soll nun schon jeder Ton seiner frischen Stimme mich ängstigen; — bald räth man mir dagegen ganz ernstlich ihn liegen zu lassen, — das Schreyen sey ihm gesund zur Verdauung, und er werde schon von selbst wieder aufhören.

Sie können urtheilen, daß ich weit entfernt bin, alle diese Rathschläge zu befolgen, und also auch das Letzte nicht, dem mein Muttergefühl widerspricht. Es ist doch gewiß, daß in dem Geschrey des Kindes sich der Wunsch ausspricht, seine Lage irgend zu verändern. Es will beschwichtigt, auf den Armen getragen, oder trocken gelegt werden. Es bedarf Nahrung, es hat vielleicht einen Schmerz, und wenn das Alles nicht ist, — es will unterhalten werden, und die Welt sehen in der es zu leben anfängt. Es ist schon beruhigt, wenn wir zu seinem Bettchen kommen, — wenn wir seine Lage etwas verändern, und besonders wenn wir es auf die Arme nehmen. — Mein Mann gibt mir hierin ganz recht, und äußerte sich, mir die Erziehung des Kleinen, in den ersten Lebensjahren ganz überlassen zu wollen; da ich so klug raisoniren könne. Wie sehr freut mich dieß Vertrauen meines guten Mannes; — wenn ich es nur immer auch rechtfertigen könnte!

Ich bin nur froh, daß der Kleine in der Nacht ziemlich ruhig ist; er wird aber auch des Nachts nur trocken gelegt und mir zum Säugen gebracht, — aber nie herumgetragen. Gewöhnlich schläft er an meiner Brust ein, und ich suche ihn

dann behutsam zu entfernen, und übergebe ihn der Kindsfrau, die ihn in sein Bettchen legt, ohne daß er erwacht. Bisher habe ich an ihm noch kein anderes Uebelbefinden wahrgenommen, als Bauchschmerzen, die immer bald wieder gestillt waren, und ein öfteres Erbrechen, von dem man mir aber sagt, daß es gesund sey, wenigstens nichts zu bedeuten habe.

Was mich etwas beunruhigt, ist der Umstand, daß die Stirn, die Schläfen, und selbst zum Theil die Achseln und Schulterblätter des kleinen Menschen, ganz mit feinen Häärchen bedeckt sind. Die Hebamme wollte ihm diese Haare, die sie Judenhaare, Wollhaare ꝛc. nennt, gleich nach der Geburt mit Weitzenmehl abreiben; aber mein Mann litt nicht, daß sein Kind so gequält würde. Ich habe es seitdem selbst auf dem Stirnchen versucht, aber sie sitzen so fest, und dem armen Kleinen schien das Reiben mit Mehl so wehe zu thun, daß ich es gleich wieder stehen ließ. Einige Frauen schütteln über diese Weichherzigkeit sehr bedenklich die Köpfe, und erzählen mir von ihrigen Kindern, die auch solche Häärchen mitgebracht, jetzt aber ganz glatte Gesichtchen hätten, weil sie als Mütter sich entschlossen, ihnen die Haare, die Aeffchen aus ihnen gemacht hätten, entweder selbst wegzureiben oder es durch die Wehmutter thun zu lassen. Was soll ich nun thun? und was sagen Sie überhaupt zu diesen Vorschlägen allen? Ich bin sehr begierig Ihre Antwort zu hören, so lange ich aber nichts höre, werde ich alles beym Alten lassen, und nur thun was meine Mutter und die Hebamme mir rathen.

Der Kleine wird nähmlich noch immer täglich — in lauem Wasser gebadet, bekommt nebst der Nabelfatsche eine große und wird täglich neu angezogen, mit Hemdchen, Bauchjäckchen, Häubchen, Barterl und den nöthigen Windeln. —

Zu den Decken in die das Kind noch überdieß eingeschlagen wird, benützte ich den von Ihnen durch meine Mutter erhaltenen Schnitt, mit dem auch meine Kindsfrau vertraut und einverstanden ist, und ihn bequemer findet, als die früher gebräuchlichen, viereckigen Wickeldecken, wo unten die Decke in störender Dicke herumgewickelt und das Kind sowohl beym Einwickeln, als auch beym herumschlagen des Deckenbandes oft hin und wieder gedreht werden mußte. Die gegenwärtigen sind sehr bequem, man darf nur das Kind gerade darauf legen, den unten etwas schmäleren Theil, bis an die Brust des Kindes hinaufschlagen, und ohne das Kind zu wenden, die zu beyden Seiten angenähten drey Bänder in Maschen schlingen. — Seine Händchen hat Adolf den ganzen Tag über zum Gebrauche, allein des Nachts werden sie ihm eingefatscht, er soll dann ruhiger schlafen? —

Mit dem lebhaftesten Dank für Ihre freundliche Theilnahme

Ihre

glückliche

Rosa L**.

Hundert vierzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 30. Sept. 1847.

Dein letzter Brief, liebe Julie, zeigt mir, daß Du mit Ueberlegung handeln wirst, und das ist mir genug. Es sey

fern von mir, Dich zu etwas bereden zu wollen, das Deinem Herzen entgegen wäre; — oder Deinen Entschluß, ein langes, ungewisses Verhältniß zu vermeiden, zu erschüttern.

Daß Dein Herz für keinen der beyden möglichen Bewerber entschieden spricht, ist gewiß, und für A. bleibt also bisher mehr Hoffnung als für B. Daß er Wittwer ist, und Kinder hat, ist offenbar dasjenige, was Dich am meisten zurückschreckt; Du müßtest also nur bedenken, ob Dir der Beruf, — freylich in Bezug auf Stiefkinder sehr schwere Beruf, Mutter zu seyn, und die Erziehung dieser Kinder, deren Verwahrlosung, wenn sie ohne Mutter bleiben, Du voraussiehst, zu übernehmen, — das Opfer werth wäre, das Du durch Deine Einwilligung brächtest. Ich glaube, daß Du als Erzieherin viel leisten könntest, denn Du hast mehr als Kenntnisse und Verstand, Du hast ein Herz am rechten Platze, und ich weiß, daß Du um Alex Dich sehr verdient gemacht hast. Mein Bruder schreibt mir, daß dieser junge Mensch es nur Dir und Deiner thätigen Schwesterliebe zu danken habe, daß er nun bey aller Anlage zu gränzenlosem Leichtsinn, ein ordentlicher Mensch zu werden verspreche, und auf so gutem Wege sey. — Wahrhaftig Schade wäre es, wenn Du für die Welt verloren gingest, denn Du bist ein gutes, und ein denkendes Mädchen!

Also Du wirst Deinen Bruder Bernhard wieder in Wien sehen? Das freut mich um Deinetwillen, denn es ist wieder Nahrung für Dein Herz. Ich höre daß er sehr geschickt, — ein wahrer Künstler, und im Treffen fast immer sehr glücklich seyn soll. Die Porträtmahlerey ist unter allen Fächern der Kunst, das dankbarste und undankbarste zugleich. Das dankbarste weil es den Künstler am schönsten lohnt, wenn

es Gelungenes hervorruft, und Aehnliches darstellt, das am wenigsten Lohnende, weil es mit Eitelkeit und Weltsitte auf jede Art zu kämpfen hat.

Wenn der Mahler nicht, wie man zu sagen pflegt, schmeichelt, so wird das Bild fast immer hinter den Erwartungen des Bestellers zurückbleiben, da die Eitelkeit desselben, besonders der Frauen, beständig durch die Versicherung der Beschauer, das Portrait sey zu alt, es erreiche das Original nicht, es sey minder freundlich 2c., gereitzt, und dadurch ihre Zufriedenheit mit dem Kunstwerke vermindert wird. Es ist lächerlich, daß oft in einer Viertelstunde über ein Porträt die verschiedensten Urtheile gefällt werden. — Während es gezeigt wird, findet man es zu alt, man äußert geschmeichelt habe der Künstler wohl gar nicht, wenn auch die Aehnlichkeit nicht geläugnet werden könne, und dann vermisse man den freundlichen Ausdruck 2c. Sobald aber das Original des Bildes abwesend ist, wundert man sich wie ein Mahler doch so arg schmeicheln könne, man sey in Verlegenheit gewesen, und habe kaum gewagt zu rathen; man hätte es auch nicht errathen, wenn nicht dieß oder jenes einen darauf geführt hätte; da die Person auf dem Bilde um die Hälfte jünger und viel schöner sey. Man belustigt sich über die Eitelkeit des Dargestellten, und begreift nicht, wie er oder sie, ein solches Bild getroffen, oder wohl gar sich noch schöner finden könne.

Ein anderer Umstand macht überdieß oft das Erkennen des Porträts für denjenigen schwer, der nicht wirklich Künstler oder Kenner ist. Der Künstler wählt nähmlich, da es ihm nicht nur darum zu thun ist, ein ähnliches Bild, sondern auch ein sehenswerthes Kunstwerk zu liefern,

eine Beleuchtung die zwar für den Gegenstand meistens günstig, aber ungewöhnlich und also fremdartig ist, und die außerdem, da sie schärfer und entschiedener als die gewöhnliche ist, die Züge auch schärfer zeichnet; wodurch freylich die Darstellung an Interesse gewinnt, und die Aehnlichkeit leichter aufzufassen ist, wodurch es aber in dem Auge des Nichtkenners an Aehnlichkeit verliert, für den das Bild in einer weniger conzentrirten Beleuchtung kenntlicher wäre.

Deinem Bruder Johann kann ich vielleicht einen Dienst erweisen, denn ich hoffe fast, daß es mir möglich seyn dürfte, ihm einen Platz in Triest zu verschaffen. Sage ihm jedoch noch nichts davon, da ich erst Erkundigung einziehen will.

Dich küßt mit herzlicher Liebe

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

Hundert ein und vierzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 3. Oct. 1847.

Ihr letztes Schreiben, meine theure L**, fordert eine baldige Erwiederung, und ich eile also Ihre Fragen zu beantworten, und zwar um mir die Sache zu erleichtern, in derselben Ordnung die sie beobachteten.

Zuerst also: Von der Nahrung des Kindes. Sie sehen an der Gesundheit und dem frischen Aussehen ihres Knäbleins, daß seine bisherige Kost, (die Muttermilch) ihm

sehr wohl anschlägt, aber seine Unruhe und sein Schreyen beunruhigt auch Sie, und Sie glauben ihm eine consistentere Nahrung (etwas zum Essen) nicht versagen zu dürfen. Folgen Sie hier doch ja Ihrem Gefühl, und lassen Sie nicht durch Bücher sich davon abhalten. Diese Bücher haben Aerzte, also Männer geschrieben; wie kann man verlangen oder erwarten, daß sie mit Mutteraugen beobachten konnten. Sie sind Aerzte, sie stellen Systeme auf, und die Verschiedenheit, die entgegengesetzten Meinungen, die wir in den Rathschlägen des Einen und des Andern finden, sind allein schon hinreichend, uns zu überzeugen, daß nicht alles richtig, wohl aber manches überspannt sey. Betrachten wir überdieß die Kinder dieser Herren, wenn sie welche haben, so werden wir selten finden, daß die extravagante Erziehung die sie erhielten, ihnen sehr gedeihlich war; sehr oft aber, daß sie das Opfer von Systemen wurden.

Man hat die sehr richtige Bemerkung gemacht, daß die Ernährung mit dickem Mehlbrey, dessen sich unsere Vorältern zur Ernährung ihrer Kinder bedienten, und doch dabey recht kräftige Menschen erzogen, eben nicht sehr dienlich und leicht verdaulich sey; man geht nun von einem Extrem in's andere über, und will sie bloß mit Flüßigkeiten nähren, wobey sie Schwächlinge werden. Man vergißt, daß der goldene Mittelweg überall das Beste ist, und so manche junge Mutter läßt sich durch Moden und Neuerungen verführen, die Gesundheit, ja das Leben ihres Kindes, auf eine Probe zu setzen! — Ich finde es daher nöthig, da auch Sie solche Bücher haben, die viel Wahres und Richtiges aber auch viel Unanwendbares enthalten, Sie nachdrücklich zu warnen, und auf die Stimme Ih-

res Herzens, und Ihre gesunde, natürliche Beurtheilung aufmerksam zu machen.

Geben Sie also ohne Bedenken, Ihrem Adolf nebst der Muttermilch anfangs Einmahl, später zweymahl des Tages ein dünnes Koch. Er will zwar keine Milch nehmen, und mein Rudolf wollte sie bis zu einem halben Jahre, dem Zeitpuncte seiner Entwöhnung, nicht nehmen, — allein er genoß ein flüßiges Koch von etwas Mehl oder Himmelthau sehr gern, sobald er nur erst, von der nährenden Qualität desselben sich überzeugt hatte.

Auch die übrigen Gerichte, die man Ihnen empfiehlt, sind nicht zu verwerfen, und verdienen eine Probe in dem Falle, daß das Kindskoch vom feinsten Weitzenmehl, wohl verkocht und etwas gezuckert, dem Kleinen nicht ganz wohl bekäme; was jedoch nicht zu vermuthen ist. Guter, langsam gekochter Weitzengries ist für Kinder von 6 und mehr Monathen sehr zu empfehlen, für ganz kleine etwas zu schwer. Himmelthau gedeiht manchen Kindern vortrefflich, verursacht aber bey etwas leichterer Natur, Abweichen. Gestoßener Zwieback ist sehr beliebt, allein er verursacht Säure im Magen; und wir können dieß leicht aus dem Umstande uns bestätigen, daß die Milch in der wir ihn kochen sehr häufig während des Siedens gerinnt. Reiswasser und Eichelkaffeh mit Milch sind beyde stopfend; und nicht jedes Kind verträgt sie also gut. Ich kannte eine Frau, die beständig über die harten, schweren Oeffnungen ihres Kindes klagte, und sich doch nicht entschloß ihm eine andere Nahrung als Reiswasser mit Milch zu geben, weil dieß ihrem ersten Kinde, sehr wohl bekommen hatte, das wahrscheinlich eine sehr leichte Natur hatte.

Sie sehen daraus, daß die Nahrung der Kinder nach ihrer körperlichen Beschaffenheit verschieden seyn soll; und daß das Kindskoch, dadurch die allgemeinste Anwendbarkeit möglich macht, weil es am neutralsten ist. Jede Mutter findet übrigens, wenn sie nur weiß, daß und was sie beobachten soll, am leichtesten selbst die geeignetste Nahrung für ihr Kind. Den Eichelkaffeh möchte ich jedoch nur für schwächliche, magere Kinder rathen, da er fett macht, aber auch etwas erhitzt; also ja nicht zu stark seyn darf, und für kein kräftiges, vollsäftiges Kind zu empfehlen ist. Der ebenfalls angewendete Cacaoschalenabsud, biethet keine kräftige, wenn auch eine für gesunde Kinder unschädliche Nahrung. Ich glaube jedoch, daß er bey langem Gebrauche den Magen schwächt und schlapp macht; und daß Kinder die dabey gesund blieben, bey einer andern Nahrung noch gesünder und kräftiger geworden wären.

Was Sie mir von dem Schmerze schreiben, den das Säugen an der linken Brust, Ihnen verursacht, verdient eine besondere Beachtung und schleunige Beantwortung, wenn es nicht schon zu spät ist. Dieser Fall ereignet sich so häufig, daß ich staunen muß eine Sache so wenig beachtet zu sehen, die alle Vorsicht und Behutsamkeit verdient, denn sie endet gewöhnlich wenn das Wundseyn nicht bald und schnell geheilt wird, mit dem äußerst schmerzhaften Aufbrechen der Brust, wenn bey durch den Schmerz veranlaßten, Unterbrechungen im Säugen, die Milch sich verdickt und verknotet, und endlich in Eiterung übergeht. Auch ich litt an diesem schmerzlichen Uebel, das aber doch, Gott sey Dank, keine weiteren Folgen mehr hatte, und sich nicht, wie es oft der Fall ist, wiederhohlte, weil ich den Muth hatte das Auf-

brechen des Geschwüres abzuwarten, und es nicht, wie der Wundarzt es wollte, schon halb gereift, durch einen Schnitt schmerzlos machen ließ.

Allein wie leicht könnte dieser Schmerz den Müttern ganz erspart bleiben, wenn die Hebamme für dieses Wundseyn der Brust, nicht ihre Salben, sondern den heilenden Quittenschleim anrathen würden. Ich weiß nicht ob es Bosheit oder Unwissenheit ist, daß sie dieß nicht thun. Gewitzigt durch Eine traurige Erfahrung, machte ich bey wieder eintretenden Schmerzen an der rechten Brust, als ich begann Ernestinchen zu säugen, den Versuch mit diesen einfachen Mittel, und sagte es der Geburtshelferin, als sie um die Wirkung ihrer Salbe fragte, die wieder ohne Wirkung geblieben war. Sie mißrieth mir dieß sogar noch, indem der klebrige Saft (Quittenschleim) an der Wäsche kleben bleibe, und beym Losreißen Schmerzen verursache; weßhalb er für Frauen nicht zu rathen sey. Ich erwiederte ihr sehr gelassen, dieß sey bey mir nicht möglich, da ich ein Leinenflecken mit Butter oder Rindschmalz bestrichen, darüber legte. Sie sagte nichts mehr, aber schon am folgenden Tage war die Brust geheilt, und ich säugte mein Kind ohne weiteren Schmerz.

Uebrigens ist Ihre Furcht dem Kinde nur die halbe Nahrung mehr reichen zu können, ungegründet. Selbst in dem Falle, daß die Eile mit der ich schreibe, das Aufbrechen der Brust nicht mehr hindern könnte, und also die Säugung auf dieser Seite Ihnen für dießmahl unmöglich werden sollte; so seyen Sie dennoch überzeugt, daß der ganze Reichthum von Muttermilch der für Ihr Kind bestimmt, sich sonst in zwey Quelleu gesammelt hätte, sich unverkürzt und

unverringert, nun in die Eine drängen wird, wie es bey mir der Fall war, als ich meinen Rudolf säugte.

Auf alles was man Ihnen sonst noch in der Behandlung Ihres Kindes räth, brauche ich nur wenig zu erwiedern, weil Sie schon selbst entschieden, und den Mittelweg den Extremen vorgezogen haben. Ich erwähne also nur, daß das Liegen auf der Seite, besonders auf der rechten Seite, dem Liegen auf dem Rücken vorzuziehen ist, — daß ich bey der flüchtigen Schilderung der Behandlung Ihres Kindes, das sorgfältige Auswaschen des Mundes vermiße, das um so wichtiger ist, als im Falle einer nicht ganz sorgfältigen Reinhaltung, die sogenannten Mundschwämmchen (Mehlhund) zu fürchten sind; eine Krankheit die wenn sie stark ausbricht, nicht allein sehr schmerzhaft, sondern auch für das Leben des Kindes gefährlich ist; — und bey der Wäsche die es bekömmt, ein kleines, dreyeckiges Halstüchlein von feiner alter Leinwand, das seinen Hals vor der unsanften Berührung der Zugfalten des Hemdes und Bauchröckchens schützen, und unter das Hemdchen umgegeben werden soll. Was Sie über das Schreyen und Beschwichtigen des Kindes sagen, finde ich ganz richtig, und füge nur noch hinzu, daß durch fortgesetztes nicht beachtetes Schreyen, die Kinder körperlich und und geistig Schaden leiden könnten.. Eben so sehr als in ersterer Hinsicht ein Bruch zu fürchten ist, ist in der letzten Beziehung das Boßhaftwerden des Kindes zu fürchten; denn daß es ihm nicht gleichgültig seyn kann, vergebens schreyen zu müssen, besonders wenn es unsere Nähe merkt, ist wohl sehr natürlich, und wir müßten nur dem neugebornen oder einige Wocheu alten Kinde, noch gar kein geistiges Leben

zutrauen, um zu glauben es werde über unsere Gleichgültigkeit sich nicht erboßen.

Allein es ist auch gewiß, daß viele Mütter in dieser Sorgfalt zu weit gehen, und durch zu häufiges Aufheben und Herumtragen sich quälen, während das Kind dadurch nicht glücklicher wird. Ich glaube also, daß man das Kind aufheben und beschwichtigen soll, wenn es aus dem Bettchen will, und sich in demselben nicht mehr beruhigen läßt; aber daß es ihm keineswegs schadet, und zur Verdauung sowohl als auch zur Uebung seiner Stimme, also seiner Sprachorgane gar nicht übel ist, wenn es auch mitunter ein wenig, — natürlich mäßig schreyen muß; wenn man sich nur vorher überzeugt hat, das es trocken, satt und gesund ist.

Die kleinen Mittel für Bauchschmerzen und Winde (die gewöhnlichsten Kinderleiden) werden Ihnen ohnehin bekannt seyn; nähmlich, ein Paar Kaffehlöffel voll Kamillen und Fenchelthee zu trinken, das Schmieren des Bauches und Rückgrades mit Rindschmalz, das Warmhalten, und Einrauchen der Wäsche, mit Kümmel.

Also nur noch etwas über die sogenannten Woll- oder Judenhaare, die ihr Adolf mit auf die Welt brachte; und die bey kräftigen Kindern häufiger als bey schwachen, besonders aber bey solchen Kindern sich sehr häufig finden, die Kopfhaare mit zur Welt bringen. Gewöhnlich überläßt man noch immer das Abreiben dieser Haare den Wehmüttern, die sich damit sehr wichtig machen, und sich viel darauf zu Gute thun! und die meisten Aeltern überlassen ihnen dieß, weil sie davon das glatte, menschliche und liebliche Aussehen ihrer Kinder bedingt glauben. Allein jene Aeltern, die Geduld genug haben, um die stufenweise Entwicklung ihres Kindes von der

Natur zu erwarten, werden ihrem Kinde eine Quälerey ersparen, die ganz überflüssig ist. Ein Vierteljahr nach der Geburt, gerade wenn die Haare der Mutter auszugehen anfangen, brechen die eigentlichen Haare auf dem Köpfchen des Kindes hervor, und die ersten, gewöhnlich dunkelbraunen, glanzlosen Haare verschwinden nach und nach. Eben so geht es mit den kurzen Wollhäärchen an den übrigen Theilen des Körpers, von denen bey gehöriger Reinhaltung in drey bis vier Monathen; keine Spur mehr zu sehen ist, ohne daß es irgend Kunstgriffe bedürfte. Ich erfuhr dieß bey meinen Kindern, die beyde viel und lange Kopfhaare und ziemlich stark behaarte Stirnen mit zur Welt brachten.

Ueber den Sauglappen, (Zulp, Sutzel ꝛc.) glaube ich ebenfalls nicht viel sagen zu müssen, da er bereits bey allen Gebildeten in Mißkredit steht, und von allen vernünftigen Aerzten streng verworfen wird. Er erzeugt Unreinigkeit und und Säure; im besten Falle aber, nähmlich wenn er sehr oft gewechselt wird, zum Mindesten durch seinem Zuckergehalt, (ohne diesen nimmt das Kind ihn nicht) Verschleimungen und schlechte Zähne; da diese schon im Entstehen durchaus verderbt, und das Zahnfleisch schlapp und schwammig wird.

Seyen nur auch Sie, meine Freundin, auf Ihre jetzt doppelt wichtige Gesundheit recht achtsam und behutsam; hüthen Sie sich sorgfältig vor jeder Verkühlung überhaupt und vor einer Verkühlung der Brust insbesondere, so wird ohne Zweifel das Wohlbefinden und Gedeihen Ihres Kindes Ihre Vorsicht lohnen.

An Ihre gute Mama bitte ich Sie meine herzlichen Grüße zu entrichten; — ich freue mich auf ein baldiges Schreiben von ihr und bin mit der freundschaftlichsten Theilnahme

an Ihrem beiderseitigen und an Ihres Herrn Gemahls Glücke

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

N. S. Bald hätte ich vergessen, mich einer Pflicht zu entledigen, zu der ein Versprechen mich verbindet. Es wäre Ihnen vielleicht möglich zur Unterkunft eines jungen Mannes, vom Handelsstande, der sehnlich in Triest sich zu bilden wünscht, etwas beyzutragen, wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl, diesen Wunsch fürbittend vortragen wollten. Ich kann von ihm nichts Näheres sagen, als daß ich ihn für einen soliden Jüngling halte, und daß er mit Leib und Seele Kaufmann ist.

Die Obige.

Hundert zwey und vierzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Triest am 10. Oct. 1847.

Meine geliebte, theure Sophie!

Wäre es möglich gewesen, daß Ihr letzter Brief an mich, mir Anlaß zu dem Glauben hätte geben können, Sie wollten

mich leise tadeln, so hat Ihr Brief an meine Rosa mich wieder ganz zufrieden gemacht, mich auf's Innigste von Ihrer Freundschaft überzeugt, denn wem die Tochter so am Herzen liegt, kann der die Mutter hassen? — Diese Frage stellte ich mir schon früher, da ich auch in Ihrem Schreiben an mich so viel Interesse für meine Tochter fand. Da ich mir aber in dem, was Sie mir von der Lebensordnung der Frau v. L** mittheilten, einen Vorwurf nicht wegläugnen konnte, so war ich darüber empfindlich und vergaß, daß Ihre aufrichtige Freundschaft eine Rüge entschuldigt, die ich wohl verdient haben möchte.

Was Ihr liebes Schreiben sonst noch enthält, schmeichelt meiner mütterlichen Eitelkeit, denn was kann ihr mehr schmeicheln, als aus Ihrem Munde das Lob meiner Tochter zu hören. Daß aber auch Sie, meine Freundin, das Lob meiner Tochter nicht ohne Stolz hören können, ist so natürlich, als daß der Meister, der zu einem zweckmäßigen, gelungenen Baue, den Plan vorgezeichnet hat, das Lob des vollendeten Baues nicht ohne Stolz hören wird! Es freut mich innig, daß meine Rosa so sehr den Beyfall und die Achtung ihrer Schwiegermutter hat, als ich es aus Ihrem schönen Briefe schließen kann; aber ich bin stolz darauf, daß sie dieselben auch verdient, denn ich muß mir gestehen, daß Rosa's Benehmen wirklich so ist, wie Sie es geschildert haben, und ich danke Ihnen, daß Sie mich zu dieser Bemerkung führten, denn mir wäre es nicht eingefallen, in diesem Benehmen etwas anderes als Zufälliges, das heißt: etwas anderes als zufällig angenommene Gewohnheit zu sehen; am wenigsten aber Motive oder wirkliche Grundsätze als dessen

Grundlage zu suchen; ich muß daher gestehen, daß Frau v. L** eine schärfere Beobachterin ist, als ich.

Auch das, was Sie über das Urtheil das Männer sagen, muß ich zugestehen, daß sie nähmlich den Grad unserer Bildung aus der Art beurtheilen, wie wir ihre Schmeicheleyen aufnehmen. Allein ich möchte Ihnen einwenden, daß auch Frauen von der höchsten Bildung, eitel, und daher für Schmeicheleyen empfänglich seyn können. —

Rosa, mit der ich jetzt über diesen Gegenstand sprach, meint, daß Sie hier nicht von der Geistesbildung, sondern von der Bildung des Charakters sprächen, und in diesem Sinne muß ich Ihnen fast recht geben. Aber wo findet man auch bey dem weiblichen Geschlechte immer Bildung des Charakters? — Ich möchte sagen, daß die geistreichsten Frauen oft diese Art von Bildung sich nicht aneigneten; und ich schäme mich daher nicht Ihnen zu gestehen, daß ich feine Schmeicheleyen, besonders von geistreichen Männern dargebracht, immer für etwas Gefährliches, fast Unwiderstehliches hielt, und Allen verzeihe, wenn sie darauf einen Werth legen und eitel werden.

Ich bin überzeugt, daß jeder Mensch seine eigene Art Eitelkeit hat. Der Eine ist auf seine Schönheit, der Andere auf seinen Reichthum, der Dritte auf das glänzende Haus das er führt, der Vierte auf seine Frau, der Fünfte auf seine Kinder, der Sechste auf seinen Stand, der Siebente auf seinen Verstand, der Achte auf seine Kenntnisse, der Neunte auf seine Talente, der Zehnte auf seine Bildung eitel; und so hat jeder seine, freylich mehr oder minder zu entschuldigende, mehr oder minder begründete Eitelkeit, — und ich möchte nicht schwören, ob nicht auch Sie, meine unfehlbare

Sophie, bey der höchsten Bildung des Charakters, eine oder die andere dieser Eitelkeiten mir zugestehen müssen.

Ich bin überzeugt, daß Sie schwerlich für irgend eine Art von sinnlicher Eitelkeit empfänglich seyn werden, allein die edleren, die übersinnlichen und moralischen Arten von Eitelkeit, (wenn ich mich wohl recht ausdrücke) gränzen zu nahe an Selbstgefühl und Achtung unserer Selbst, als daß nicht auch die edelsten Naturen damit behaftet seyn sollten. —

Sie freuen sich über die Aussöhnung mit meinem Schwiegersohne; aber ich fühle doch, daß das gute Einvernehmen nicht für die Dauer hergstellt ist. Es ist da so manches, das ich in meinem Hause anders machen würde, und wenn ich denn gar nichts soll sagen dürfen, und den Verdruß für mich behalten, so mag ich auch im Hause nicht länger seyn. — Sie — die jungen Leute, sind auch genirt; — ich merke es recht gut, daß ich jetzt, wo Rosa's Wochen zu Ende gehen, in Küche und Keller schon überflüssig werde, und daß ich beym Kinde nichts sagen darf, habe ich auch schon bemerkt. Da wird das Kind schon immer, und noch immer ausgetragen, weil der Vater den Kleinen abhärten und an die Luft gewöhnen will, und die Mutter ist einverstanden; und so mehreres. Natürlich die Aeltern haben Macht zu thun was sie wollen, und die Großmutter die auch das Kind lieb hat, wird nicht gefragt.

Zwar in manchem, ich muß gestehen, hat Rosa Vertrauen zu mir, da kommt sie und fragt, besonders wenn sie glaubt, daß dem Kleinen etwas fehle, und in Vielem folgt sie auch. Sie sprechen auch alle Beyde viel von ihrer Dankbarkeit, — aber wenn ich auch ihm, — meinem Schwieger-

sohne, viele und recht viele gute Eigenschaften nicht wegläugnen kann; wenn ich auch sehe, — denn ich sehe es wirklich, daß er meine Tochter liebt und glücklich macht, so kränkt mich doch hie und da etwas, mit einem Worte: ich fühle, daß ich seine Frau nicht bin, und ihm gerade nicht Fügsamkeit in seine Hausordnung schuldig bin; und daß ich diese Fügsamkeit, da er, Herr im Hause ist, von ihm gerade auch nicht fordern kann, und so gehe ich lieber, — um Frau in meinem Hause zu seyn.

Leben Sie wohl meine Freundin

Ihre

achtungsvolle, vertrauende

Kolmar.

Hundert drey und vierzigster Brief.

Frau Henriette v. S** an Frau v. S**.

**heim am 15. Oct. 1847.

Beste Schwägerin!

Meine Knaben sind fort, und es ist bedeutend stiller in unserem Hause; — die drey Wildfänge gehen mir überall ab, und doch thut mir die Stille ordentlich wohl. Wahrhaftig so bunt und laut dürfte es nicht immer hergehen, als es in den letzten Paar Monathen, während der Ferien, der Fall war. — Ein solches Schöcklein Kinder fordert Aufsicht und Kraft, um immer gehörig im Zügel gehalten zu werden; und da diese Aufsicht beynahe nur mir und der Mademoiselle

oblag, (indem mein Mann zu sehr in der Wirthschaft in Anspruch genommen, und übrigens auch in Geschäften befangen ist,) so kannst Du denken, daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand.

Minna ist wohl schon ernster, und doch schon im 14. Jahre; sie half mir auch in so weit, daß sie mich aufmerksam machte, wenn die Kinder es zu toll trieben, oder sonst sich auf eine gefährliche Art unterhielten. Aber eine eigentliche Aufsicht mochte ich ihr nicht übertragen. Es macht kein gutes Blut unter Geschwistern, wenn die nur etwas Aelteren, wenn auch Klügeren, eine gewisse Herrschaft über die Andern ausüben dürfen; sie gewöhnen sich dabey das Kommandiren auf eine lästige Weise an, und sind doch noch nicht reif genug um sich in wirklichen Respect zu setzen, und sich Gehorsam zu verschaffen. Je weniger sie aber im Stande sind, sich wirklichen Respect und Gehorsam zu verschaffen, desto mehr klagen sie über Ungehorsam und andere Fehler der jüngern Geschwister, wenn sie nicht folgen wollen, und lernen so das Verklagen und Zutragen recht methodisch. Ein solches Kind das einmahl die Stelle des Aufsehers bey seinen Geschwistern vertritt, dünkt sich gewöhnlich auch schon zu klug und zu vornehm, um sich unter die Spiele der Andern zu mischen; — es entsteht also eine Absonderung die durchaus nicht seyn darf, und die der geschwisterlichen Eintracht sehr gefährlich ist.

Ich fand es also, da das gute Einvernehmen, und die Verträglichkeit mir das Wichtigste unter Geschwistern scheint, nicht für gut, ihr eine gewisse Gewalt anzuvertrauen; aber ich sagte zu ihr: „Du bist die Aelteste, oder wenigstens als Mädchen Deines Alters die Gesetzteste, gib acht auf die

Geschwister, und sage es mir, wenn sie zu lustig werden, und wie immer einen Schaden thun könnten." — Das thut sie denn auch, und ich gehe dann selbst um Abhülfe zu leisten, und der übertriebenen Lustigkeit Schranken zu setzen; denn ich mag Minna, was freylich in seltenen Fällen geschieht, auch nicht einmahl immer mit meinen Befehlen beauftragen; viel weniger, daß ich ihr Eigenmächtigkeiten dulden sollte. — Neulich kam sie einmahl gelaufen: „Mutter, die Brüder spielen unten im Obstgarten Soldaten, und zerreißen den ganzen Zaun um Zelte daraus zu machen, weil sie bivouakiren wollen." — „Das sind böse Schelme, sagte ich, aber ich komme gleich um sie zurecht zu weisen." — „Ach, sie wollen nur auch gar nicht folgen, setzte sie hinzu, ich habe sie ohnehin abgemahnt, aber sie sagten mir, der Vater habe neulich gesagt, die ganze Planke sey schon so schlecht, daß sie neu gemacht werden müsse; sie glauben nun ein Recht daran zu haben, und wollen durchaus nicht folgen." — „Nicht doch, mein Kind, erwiederte ich, indem ich mit ihr hinabeilte, ich bin gewiß, daß sie folgen werden, wenn ich es ihnen befehlen werde; sie sind ja immer gehorsam, warum sollten sie es heute nicht seyn." — „Aber ich sagte ihnen doch auch — meinte sie verlegen, daß sie folgen sollten." — „Dir folgen? sagte ich tadelnd, dann hast Du gefehlt, mein Kind, denn sie sind Deine Geschwister, und sind Dir also eben so wenig Gehorsam schuldig, als Du das Recht hast ihn zu fordern." — Minna schwieg beschämt, und sah ihren Mißgriff ein.

In den letzten sechs Wochen der Ferien, hatten die Knaben eine Unterhaltung die mir sehr lieb war. Wir haben

nähmlich seitdem einen Urlauber *) unter unsern Knechten, einen braven, ordentlichen Burschen, der sich gelegentlich erboth, die Kinder exerzieren zu lehren. Da ich dieß sehr gut und für die körperliche Ausbildung und Gewandtheit sehr vortheilhaft finde, so benützte ich diese Gelegenheit gern, die auch meinem Manne recht lieb war, und sie exerzierten nun täglich Früh und Abends, oder doch ganz gewiß Abends, und Du kannst denken, mit welchem Vergnügen. — Freylich geschieht, wie Du aus dem Früheren entnehmen wirst, in Folge dessen auch mancher Unfug; denn sie sind sehr eifrige Soldaten, und nehmen den ganzen Tag militärische Uebungen vor; aber das läßt sich wohl bey Knabenspielen nie ganz vermeiden, daß Schelmereyen getrieben werden. Auch Franz exerzierte mit, und stellte sich gar nicht ungeschickt dabey an; er ist seitdem entschlossen, Soldat zu werden, und es ist möglich daß er in einigen Jahren noch bey seinem Entschluße bleibt, der mit seinem Temperament und sonstigen Wesen ganz übereinzustimmen scheint. In diesem Falle würde ihn mein Mann in eine Militär-Erziehungsanstalt bringen.

Vorigen Monath waren einmahl die F**schen da, und brachten nebst ihren Kindern, noch ein Paar ältere Knaben mit, die einen Theil der Ferien bey ihnen zubrachten. Du weißt wie schlimm diese Kinder sind. — Während nun die größeren Knaben sich zu einem Spatziergange auf den, dem Schloße rückwärts gegenüberliegenden Berg anschickten, spielten die Kleineren unbeachtet im Freyen vor dem Schloße; denn ich selbst war durch den Besuch in Anspruch genommen, Minna'n hatte ich in Betreff der Bewirthung Aufträge gege-

---

*) Militärsmann der auf Urlaub ist.

ben, und die Mademoiselle liebte es mehr, bey uns zu sitzen, als auf die Kinder zu achten. Plötzlich entstand Geschrey; sie hatten Pferd und Kutscher gespielt, und Fritzen war es eingefallen, die Sache recht natürlich zu machen, und den Zügel nicht, wie sie es sonst wohl machen, um den Leib seines Pferdes — (Sigmund) zu befestigen, sondern ihm ein förmliches Gebiß einzulegen.

Sie suchten Hölzchen, da sie aber kein passendes fanden, und es immer verhältnißmässig für Sigmunds Mund zu dick, oder für den Zweck zu schwach war, so bathen sie einen Knecht um ein Stückchen starken Drath, das sie erhielten. Sie machten nun einen förmlichen Zaum, und Fritzchen zügelte sein Pferd nach Herzenslust; fand es aber nachdem der Spaß ein Weilchen gedauert hatte, hartmäulig, riß einigemahl sehr kräftig, und veranlaßte dadurch das Geschrey, denn Sigmunds Mund war zu beyden Seiten stark beschädigt, und Du mußt die Spuren noch bemerkt haben, als mein Mann die Knaben in die Stadt an ihren Kostort, und gelegentlich auch zu Dir führte. Der arme Sigmund war zu bedauern; freylich hatte er selbst einen Theil der Schuld, aber die Sache hätte sehr übel ablaufen können, wenn wir nicht schleunig zu Hülfe geeilt wären. Die arme F** war in der größten Angst und Verlegenheit, weil durch ihren kleinen Wildfang das Unglück geschehen war.

Indessen erwarteten wir zur Jause unsere jungen Leute umsonst von ihrem Spatziergange zurück. Es wurde endlich halb acht Uhr und begann stark zu dämmern, da entschlossen sich mein Mann und Herr v. F** ihnen entgegen zu gehen. Freylich mochten sie nicht mehr weit gegangen seyn, denn nach einer Viertelstunde kamen sie alle zurück; aber es war

nun auch schon spät genug, um die Sorge zu rechtfertigen mit der wir sie erwartet hatten. Und wie kamen sie jetzt? — Es war einer der schönsten, wärmsten Septembertage, — sie hatten den Gipfel des Berges erstiegen, was sie keineswegs willens waren, als sie fortgingen. Unbesonnen, wie junge Leute sind, waren sie unter Scherz und Plaudern, aber doch, Gott sey Dank, wie sie sagten, und wie die Zeit die sie brauchten glauben läßt, langsam, bis auf den Gipfel vorgedrungen, und hatten dort sich abgekühlt und die Aussicht bewundert, die allerdings sehr schön ist.

Auf einmahl hörten sie, da die Luft sehr rein war, und den Zug von dieser Seite hatte, das Sieben-Uhr-Läuten vom Gratzer-Schloßberge herüber, und wurden dadurch an ihre lange Säumniß erinnert. Jetzt ging es also über Stock und Stein abwärts, denn es mochte ihnen wohl ahnen, daß wir sie bereits erwarteten. Triefend vor Schweiß, mit glühendem Antlitz und klopfenden Pulsen waren sie herabgelangt, und hatten, da die jetzt im Thale bereits eingetretene Kühle, und der wehende Luftzug ihnen wohl that, die Hüte herab, die Hemdkrägen und Westen geöffnet und aufgeknöpft, die Röcke über den Arm, als sie in's Zimmer traten; denn den beyden Männern war es auch nicht eingefallen, die jungen Unvorsichtigen zu warnen. Allein wir Frauen erschracken bey ihrem Anblicke. Sie wollten auch sogleich trinken, aber ich wußte es zu hindern, und sie zur Besinnung zu bringen. Sie mußten sich auch um den Hals wieder verwahren und sich nur nach und nach abkühlen. Heinrich trug dessen ungeachtet eine Heiserkeit davon die einige Tage währte. Ich zittre wenn ich daran denke, was geschehen konnte, und wie traurig oft die Folge einer einzigen Lust- und Land-Parthie werden können,

wenn junge, unachtsame Leute sich selbst ohne Aufsicht überlassen sind, und nicht früher in jedem einzelnen Falle, mit Nachdruck gewarnt werden; — denn dieß thue ich sonst wohl, hatte es aber dießmahl, durch den Besuch zerstreut, unterlassen.

Meine Friedrike wird jetzt ein eitles Ding; — ich weiß nicht wer ihr in den Kopf gesetzt hat, daß sie hübsch ist; — ich habe jetzt alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ein hübsches Lärvchen nicht das sey, was sie in den Augen Anderer liebenswürdig machen könne, sondern daß im Gegentheile, der erste günstige Eindruck bald schwindet, wenn nicht wirkliche gute Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihn erhalten und dauernd machen. Ich glaube nicht, daß der Versuch glücken würde, wenn ich sie überzeugen wollte, sie sey nichts weniger als hübsch. Ich will daher lieber ganz darüber schweigen, und sie bloß dahin bringen, darauf keinen Hauptwerth zu legen. Der Versuch scheint zu glücken, denn das wilde Mädchen wird nun etwas sanfter, und hält mehr auf Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge.

Die Gouvernante und Nanette machen mir immer zuweilen Verdruß, da jede sich für die Wichtigste im Hause hält, und es aus dieser Ursache manche Neckereyen und Streitigkeiten gibt. Nanettens Wichtigthun ist mir selbst zuwider, denn sie greift oft beynahe nicht nur die Mademoiselle, sondern mich selbst an. Ich halte das wirklich für eine Uebung und Prüfung meiner Geduld; ich schweige also dazu, und lasse mir nichts merken, als ob ich ihre spitzigen Anspielungen auf mich bezöge.

Lebe wohl, küße mir Deine Kinder, die meinigen küßen Dir die Hände, und indem ich Dich bitte auch Deinen Gemahl von uns Allen zu grüßen, bin ich mit Liebe

Deine

Schwägerin

Henriette v. S**.

Hundert vier und vierzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 18. Oct. 1847.

Meine theure Freundin!

Es füllt mich mit inniger Wehmuth, zu sehen, daß Sie meine Amalie, — auch Sie, an meiner Freundschaft eine Zeitlang zweifeln konnten; aber es ist mir auch schmerzlich Sie vielleicht verwundet zu haben. Verzeihen Sie es, der aufrichtigsten Freundschaft, und suchen Sie die Veranlassung, in der Freiheit die Sie mir zugestanden haben; immer, — auch dann wenn die Wahrheit Ihnen wehe thun mußte, wahrhaft zu seyn; und — den Verlust Ihrer Freundschaft nicht fürchten zu dürfen.

Der große Werth den Sie auf mein Lob legen, und das große Verdienst, das Sie mir an der schönen Ausbildung Ihrer Tochter beymessen, überzeugt mich jedoch gleich darauf, von Ihrer Freundschaft, denn diese Freundschaft reißt Sie hin, mein Verdienst, (wenn ich eines hatte) auf Kosten des Ihrigen, viel zu hoch anzuschlagen. — Ich

konnte nur rathen, — Sie haben ausgeführt, — gehandelt! — Wohl mir, wenn Sie meinen Rath in mancher Hinsicht gut und brauchbar fanden; ich danke dann Ihnen ein Verdienst, das ich ohne Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, nicht hätte erwerben können. Nehmen Sie also meinen Dank für diese Freundschaft, die mir das Vertrauen Ihrer Tochter erwarb, und gönnen Sie mir noch ferner die Freude, dieses schöne Vertrauen mit Ihnen theilen zu dürfen. Was Sie übrigens bey der Aufzählung all' dieser Arten von Eitelkeit, die ich nicht läugnen kann, in Bezug auf mich beyfügen, zeigt mir, daß meine Amalie auch spotten kann, und ich nehme es schweigend hin.

Sie denken an eine vielleicht baldige Trennung von Ihren Kindern, und ich wage nicht, Ihren Vorsatz zu erschüttern, da ich weiß, daß Sie ihn wohl überlegt haben. Ich kann es nicht mißbilligen, daß Sie den eigenen Herd vorziehen; da ich fühle, daß Sie an irgend einem fremden Herde, wär' es auch der Ihrer Kinder, sich nicht zufrieden fühlen. Niemand kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Fügsamkeit von Ihnen fordern die nicht Ihre Pflicht ist, und die, da Sie vermögend genug sind, nach Ihrem Gefallen zu leben, auch nicht einmahl die Klugheit Ihnen — gebiethet. Freylich muß manche ärmere Mutter sich in die Nothwendigkeit fügen, sich wohl gar noch freuen und Glück wünschen, im Hause einer Tochter leben zu können, und auch Sie, meine Freundin, würden sich gewiß gern in die Verhältnisse fügen, wenn die Klugheit, — ja selbst, wenn das Bedürfniß Ihrer Tochter dieß forderte. Aber Sie sehen diese Tochter im Stande, an der Seite ihres Gatten glücklich und selbstständig zu seyn; Sie müssen sich gestehen, daß die

guten Eigenschaften Ihres Schwiegersohnes dieß Glück dauernd begründen; und ziehen sich beruhigt in Ihre Einsamkeit zurück, denn Sie haben der Welt eine Tochter gegeben, die in jeder Beziehung, die als Staatsbürgerin, als Hausfrau als Gattin und Mutter Ihnen Ehre machen, und ihre Bestimmung erfüllen wird.

Leben Sie wohl, an Ihre liebenswürdige Tochter meine Grüße; es umarmet Sie im Geiste

Ihre

theilnehmende Freundin

Sophie v. S**.

Hundert fünf und vierzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 19. Oct. 1847.

Meine liebe theure S**!

Ihr liebes, theilnehmendes Schreiben vom 22. v. M. kam erst am 2. d. M. in meine Hände, als wir von unserer Reise zurückkamen. Ich bin wieder daheim, und ich fühle mich wohl und behaglich in diesem Gefühle; ich glaube ich würde melancholisch werden, wenn ich viel zu reisen verurtheilt würde, denn wirklich hat diese Reise mich merklich trüb gestimmt, so schön auch der Weg war, den wir zurück legten.

Am 18. v. M. reisten wir ab, und nahmen unsern Weg über Lauffen und Wasserburg nach München, wo wir

uns drey Tage aufhielten, um eine der berühmtesten Kunstsammlungen Europa's und die übrigen Merkwürdigkeiten dieser nicht vergebens so hoch gepriesenen Stadt, wenigstens flüchtig zu sehen. Schon das Besehen einer solchen Galerie, erfüllt mich, nebst dem innigen Gefühle von Bewunderung und freudiger Erhebung, das — wahrhaft Schönes, in dem Busen des Fühlenden und Gebildeten weckt, immer zugleich mit einem wehmüthigen, ich möchte fast sagen — schmerzlichen Gefühl; da es mich an die Jahrhunderte mahnt, deren Schöpfungen ich staunend betrachte, und die versinken mußten in das endlose Meer der Zeit, um solche Schätze als Erbtheil für die Gegenwart zu häufen.

Muß es uns nicht mächtig an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, und mit ihm aller menschlichen Freuden und Leiden mahnen, wenn wir Schöpfungen anstaunen, die größtentheils, nur mit Ausnahme der neuen Schulen, ihre Schöpfer weit überlebten? Die in voller Frische, — ich möchte sagen, in Lebenskraft und Lebenswärme vor uns stehen, während ihre Urhreber längst ein Raub des Grabes wurden, und ihre Gebeine vermoderten! Fast eben so geht es mir mit allen Denkmählern und großartigen Schöpfungen, nicht nur der vorigen Jahrhunderte, sondern auch des jetzigen, die ich für die Zukunft hingestellt finde, zur Bewunderung für künftige Generationen!

Nach drey Tagen setzten wir unsere Reise, über Mindelheim, Manningen, Leutkirch, Wangen bis Lindau fort; von wo an unser Weg fast immer in der unmittelbaren Nähe des Boden-See's, bis Constanz ging. Ist es möglich ohne innere Bewegung Naturschauspiele zu sehen, wie sie hier sich darbiethen? — Liegt nicht in dem Bilde einer so

ruhigen Wasserfläche, die von bald reitzenden, bald schauerlich schönen Gebirgen umschlossen, vor uns liegt, etwas Hinreißendes, Erhebendes, aber zugleich zur Schwermuth stimmendes? — Wir kamen weiter, und nahmen unsern Weg über Hinterthur, nach Zürch, Lutzern, Bern und Freyburg, da in diesem Canton der Gebursort meiner Mutter ist. Ueberall eine reitzende, großartige Natur, aber Spannung in den bürgerlichen und geselligen Verhältnissen. Ueberall Naturschönheit, und unzufriedene, mißtrauische, nach Freyheit dürstende, und in ihrer Freyheit sich nicht frey fühlende Menschen. Ueberall gährende Gemüther, und unangenehme, mehr oder minder ernste Auftritte. Unser Aufenthalt an dem Geburtsorte meiner guten Mutter selbst, — einem zwischen Bergen eingeschlossenen, kleinen Dörfchen, dauerte sechs Tage; die wir in dem dortigen Pfarrhofe zubrachten, da es, — was nicht überall der Fall ist, eine eigene Pfarre hat.

Auch dieser Aufenthalt konnte nur zur Wehmuth stimmen, und mich tief im Innersten ergreifen, da er mir ein Bild der Armuth und der Entbehrungen both, unter denen meine gute Mutter ihre ersten Jugendjahre verlebt hatte; denn sie war bis in ihr zehntes Jahr, in einer Hütte die wir noch leicht ausforschten, und die sie in dunkler Erinnerung noch selbst wieder erkannte, — in einer Hütte, die wir jetzt mit wehmüthigen Gefühlen betraten, bey einfachen Landleuten erzogen, bey denen auch ihre Aeltern früher wohnten, und die vom Pfarrer eine zeitweilige Unterstützung für ihre Erhaltung bekamen, die, wie man vermuthet, aus dem Erlöse einiger kleinen Kostbarkeiten und Schmuckgegenstände bestritten wurde, die meine Großältern bey dem Pfarrer zu diesem Zwecke niedergelegt hatten.

Im Jahre 1796 waren diese Letzteren, wie einige Alte uns zu sagen wußten, von Neufchatel herübergekommen, und hatten sich dort ansiedeln wollen. Da aber ihr Vermögen nicht so weit reichte, um eigenen Grund zu kaufen, so hatten sie in einem Stübchen, bei meiner Mutter nachherigen Pflegeältern zur Miethe gewohnt, und man hatte sich zugeraunt, daß sie französische Flüchtlinge wären. Ein Jahr später im Jahre 1797 ward meine Mutter geboren; aber schon wenige Monate nachher starb ihr Vater, wie man sagt, an den Folgen einer Wunde unter dem Herzen, und ein Jahr darauf, im Jahre 1798 ihre Mutter. Meine Mutter war noch nicht zehn Jahre alt, als Fremde das kleine Schweitzerdörfchen besuchten, wo sie geboren war. Unter jener Familie war eine Dame, der die ungewöhnliche, zarte Schönheit, und die reinere Aussprache des Kindes auffiel, und die es, da sie hörte, es sey eine älternlose Waise, mit sich nahm, und dem gelehrigen, leichtbegreifenden Mädchen, eine Erziehung gab, die seinen Fähigkeiten angemessen war.

Mittlerweile war der Pfarrer gestorben der meine Mutter getauft hatte, und da ihre bisherigen Pflegeältern, nun kein Kostgeld mehr bekamen, so willigten sie bereitwillig ein, das Kind der fremden Dame zu überlassen. Aber auch der damahlige Pfarrer ist seitdem gestorben, und der jetzige weiß nichts mehr von dem kleinen Mädchen, das vor vierzig Jahren aus dem Dörfchen zog, dessen Seelsorge er nun seit zwölf Jahren verwaltet. Die Verwandten des zu Anfange dieses Jahrhunderts verstorbenen Pfarrers, der meine Mutter taufte, sollen den Canton verlassen haben, und man weiß sie nicht zu finden; — das Taufbuch aber, weißt keinen andern Aufschluß, als der Taufschein meiner Mutter, der als sie

mit meinem Vater sich verbinden wollte, auf eine schriftliche Bitte, von dorther nach Wien gesandt worden war. Es scheint also nicht, als ob über das Schicksal und den Stand meiner Großältern, sich etwas Näheres erforschen li.ße. — Zwar hat meine Mutter Aufträge hinterlassen, die Verwandten des alten Pfarrers auszuforschen, allein es ist ungewiß ob sie einen Erfolg haben werden, und noch ungewisser ob ihre Auffindung zu einer Aufklärung über meine Großältern führen wird.

Ich habe Ihnen jetzt die Geschichte meiner Mutter erzählt, so weit ich selbst sie kenne, und es erübrigt mir nur noch zu sagen; daß die neuen Pflegeältern meiner Mutter, sie nach Wien brachten, wo sie ihr eine gute Erziehung gaben, aber sie auch, besonders da sie heranwuchs, zu häuslichen Diensten verwendeten, und ungefähr die Geschäfte einer Kammerjungfer verrichten ließen. Eben zu dieser Zeit zog ihre große Schönheit die Blicke vieler auf sie, allein ihre strenge Tugend, ihr Stolz, und das bekannte Wohlwollen ihrer Gönnerin, schützte sie vor Nachstellungen. Mehrere Bewerbungen von Bürgerlichen hatte sie bereits zurückgewiesen, und stand auf dem Punkte in's Kloster zu gehen, da sie ihren Standpunkt im Leben um jeden Preis ändern wollte, und ein ganz unbemerktes Leben, drückenden Verhältnissen vorzog, — als sie mein Vater kennen lernte, und glühend liebte.

Es war ihm leicht, ihren Vorsatz zu bekämpfen, sobald er um Sie warb, denn auch Sie liebte ihn, und fand eine Verbindung mit ihm, ihrem Herzen und ihrem Stolze gleich angemessen. — Er — mein Vater, überwand und unterdrückte alle Schwierigkeiten, die Standesungleichheit zwischen

ihre Vereinigung schob, sie — empfand erst später das Daseyn dieser Schwierigkeiten. Sie lebte mit ihm in einer glücklichen Ehe, wenn auch Kränkungen von Außen sie zwangen mehr zurückgezogen zu leben, als es ihrer Neigung zusagte; und gebar ihm sechs Kinder deren jüngstes ich bin, und von denen nebst mir, nur noch meine beyden Brüder Albert und Ferdinand leben. Da haben Sie meine und meiner Mutter Geschichte, denn von meinem Leben, weiß ich Ihnen nichts Bedeutenderes zu sagen, das Sie nicht ohnehin schon wüßten.

Der Graf ist noch nicht von Paris zurück, obgleich er ein Paar Tage früher als wir, Salzburg verließ. Ein Brief von ihm an meine Mutter, zeigt wenig heitere Erwartungen, und zwar die Fortdauer seiner Liebe, aber wie ich glaube, das Sinken seiner Hoffnungen. Ihre arme Louise ist sehr niedergeschlagen, und sieht der ernsten Zukunft zwar standhaft, aber nicht mit der gewohnten Freudigkeit entgegen. — Verzeihen Sie mir, daß ich bis jetzt Sie nur mit mir beschäftigte, mein lebhaftes Interesse für das Gute und Edle ist nicht erstorben, wenn auch die Gegenwart mich auf mein eigenes Schicksal fragend hinweist.

Ihre Entwürfe für das gemeine Beste, haben meinen ganzen Beyfall, und wenn Sie einmahl die erste Bekleidungsanstalt werden errichtet haben, so bin ich bereit Ihnen nachzufolgen, und auch für Salzburg eine zu gründen. Der Entwurf einer Beaufsichtigung der armen Kinder, um für ihre Beschäftigung zu sorgen, scheint mir sehr wichtig, und ich glaube, daß der Einfluß, den diese Anordnung auf die Erziehung der in den geringeren Volksklassen oft so sehr sich selst überlassenen Jugend haben müß-

te, sehr wesentlich werden könnte; da es eine vorzugsweise Unterstützung ihres Thätigkeitstriebes, und eine Sicherung gegen den Müßiggang ist, dem sie sehr häufig ausgesetzt sind. Ich freue mich, daß Sie meinen Vorschlag hinsichtlich des Dienstbothenwesens, gut finden, und bin begierig auf die Mittheilung Ihrer neuen Dienstbothenordnung.

Was Sie über die Gabe der Erinnerung schreiben, glaube ich um so mehr, als Ihre Vermuthung in Bezug auf meine Mutter und mich vollkommen gegründet ist. Wirklich hat meine Mutter ein sehr lebhaftes Gedächtniß, und eine eben so lebhafte Fantasie; während mein Gedächtniß minder zurückreicht, woran wohl meine, bis vor kurzem noch, sehr große — Zerstreuung und Unstätheit Schuld seyn mag. Vielleicht habe ich es nur Ihnen zu danken, wenn meine Gedanken, jetzt mit mehr Festigkeit sich mit einzelnen Gegenständen beschäftigen, und ein bestimmtes, vorgesetztes Ziel verfolgen; denn Sie haben mich zum Nachdenken über diesen Uebelstand gebracht, und nicht nur den lebhaften Wunsch in mir erregt, sondern mir auch die Nothwendigkeit gezeigt, zusammenhängend zu denken.

Leben Sie wohl, mit Liebe und Hochachtung

Ihre

Louise v. Seeheim.

Hundert sechs und vierzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 22. Oct. 1847.

Beste Cousine!

Ich bin recht froh, daß Du mir nicht zugeredet hast, sonst wäre mir der Schritt viel schwerer geworden, — ein Körbchen zu geben. Ja es ist geschehen! — A hat sich an Deinen Bruder gewendet, und auch durch ihn die Antwort erhalten; daß ich noch keinen Beruf zur Ehe verspürte, und noch ein zu leichtsinniges Ding wäre, um einen Mann dauernd zu beglücken und Mutterpflichten zu übernehmen. — B faselt noch, — je nun ich kann ihm das nicht verbiethen, aber ich thue nichts dergleichen, und eine so baldige Erklärung habe ich von ihm, allem Anscheine nach wohl nicht zu fürchten. Es ist also wieder — Ruhe!

Wenn nur so eine Ehe nicht gleich für's ganze Leben wäre; man würde sich viel leichter entschließen zu heirathen. Das finde ich bey den Protestanten vernünftig, daß ihre Ehen trennbar sind; — wenn sie nicht zusammentaugen und sich nicht glücklich fühlen, so steht es Ihnen doch frey sich zu trennen, und wieder eine neue Ehe zu knüpfen, — wir armen Katholiken müssen aber lebenslang aushalten, und wenn wir uns scheiden, was bey unzufriedenen Ehen mir noch immer das Beste scheint, so dürfen wir nicht wieder heirathen. Ich finde das sehr fatal, denn für mich ist nun die Ehe-

standsthür, wahrscheinlich schon aus dem Grunde für immer verschlossen, weil ich eine Feindin aller lebenslänglichen Verbindlichkeiten bin.

Ich war deßhalb immer so sehr gegen das Klosterleben; nun gibt es aber Orden aus denen man wieder austreten kann, — ich finde das sehr vernünftig und ich könnte in Versuchung kommen, selbst eine Zeitlang in's Kloster zu gehen, und Schulschwester oder Herz Jesu Dame zu werden; da der Beruf die Jugend zu unterrichten, immer sehr viel Lockendes für mich hat, und ich in dem letzteren Orden, als Mahl- und Zeichen-Lehrerin, sehr gut meine Kunst üben könnte. Staune also nicht zu sehr, wenn Du hörst, daß ich in allem Ernst Nonne geworden sey, denn wenn mir auch das Klosterleben immer fatal schien, so hat es doch durch die Freyheit und Möglichkeit des Austrittes, viel von seinem Zurückschreckenden für mich verloren, und es könnte sich der Fall ereignen, daß ein ruhiges, zurückgezogenes Leben im Kloster, wo die Sorge für meinen Ruf mich nicht quälen darf, mir wünschenswerther wäre und schiene, als ein einsames verlassenes und sorgenvolles Leben in der Welt.

Die eigentliche Veranlassung zu diesen Betrachtungen, gibt mir der Eintritt derselben Charlotte, von der ich Dir neulich schrieb, — zu dem letztgenannten Orden; in dem sie Sprachenlehrerin seyn wird. Als sie vor ihrem Eintritte mir ihren Abschiedsbesuch machte, und mich einlud sie auch im Kloster zu besuchen, war ich so befremdet, daß ich es nicht glauben wollte, und sie lachend beschwor mich nicht zu foppen. Allein ich mußte es wohl endlich glauben, und ihre Schilderung des Lebens das sie erwarte, war mir zuletzt nicht nur interessant, sondern sogar lockend; denn sie zeigte mir,

daß sie ein angenehmes, wohlgeordnetes, nützlich beschäftigtes Leben führen würde, aller Nahrungssorgen enthoben, und — setzte sie mit einem Seufzer hinzu: allen unangenehmen Begegnungen und Verhältnissen entrückt! — Glück und Ehe sind Dinge denen ich längst entsagt habe; was opfre ich also durch diesen Schritt, als das Leben im Kreise meiner Angehörigen? Das kostet mir jetzt vielleicht ein kleines Opfer, — aber stürben dann einst meine Aeltern, so stünde ich ganz allein.

Charlotte hat Recht, und wahrhaftig ich möchte auch lieber Klosterfrau, als eine alte Jungfrau werden. Wenn ich nun noch eine Freundinn unter meinen Ordensschwestern hätte, so wäre mein Leben gewiß nicht ganz unangenehm. Wenn ich nur auch von der Zweckmäßigkeit dieser beyden Orden so recht überzeugt wäre; aber alle Klostererziehung, mag sie nun in alten oder neuen Orden erzweckt werden, hat doch immer etwas Unzulängliches und Unganzes; etwas Einseitiges möchte ich sagen. Du siehst, welche Gedanken mich beschäftigen, allein ich habe noch niemanden etwas gesagt. Ich weiß, daß mein Vater, der übrigens mir ganz freye Hand läßt, sehr dagegen seyn wird, da er, wie Du weißt, Protestant ist. Auch von Bruder Bernhard darf ich mir eben nicht gerade Billigung erwarten, obgleich meine Brüder nach dem ausdrücklichen Wunsche unserer Mutter, die einen Religionsunterschied bey Kindern nicht für gut hielt, gleich uns Mädchen nach ihrem Glauben, katholisch getauft sind.

Indessen möchte doch geschehen was das wolle, wenn ich mir die Sache wohl überlegt, einmahl in dem Kopf setze, und kein anderes Hinderniß finde, als Widerspruch von Außen,

so soll mich das nicht abhalten, wenn ich auch im Nothfalle meine Majorennität noch abwarten muß.

Ich eile zum Schluß, küße Dich und Deine lieben Kinderchen mit der zärtlichsten Liebe, und zeichne mich mit der Bitte mich Deinem Gemahl zu empfehlen,

Deine
aufrichtige Cousine
Julie Western.

Hundert sieben und vierzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 25. Oct. 1847.

Verehrteste Freundin!

Wie sehr danke ich Ihnen für die schnelle, befriedigende, so wahrhaft rathende Beantwortung meines letzten Schreibens. Höchst wahrscheinlich haben Sie mir dadurch ein großes Leiden erspart, denn der Schmerz von dem ich neulich schrieb, war schon so unleidlich geworden, daß es mir trotz aller Ueberwindung nicht mehr möglich war, Adolfchen auf der linken Seite zu säugen. — Ihr Mittel, das ich sogleich anwendete hat geholfen, und ich bin nun ohne Schmerz im Stande, eine der schönsten Mutterpflichten zu erfüllen.

Um Ihren Brief im Allgemeinen zu beantworten, darf ich nur sagen, daß ich Ihren wohlgemeinten Rath durchgehends befolgte. Adolf ißt nun mit Appetit Mittags ein Un-

tertaßchen voll flüssigen wohlverkochten Kindskoches, das ihm gut gedeiht und nicht die geringsten Beschwerden macht. Ich sagte es auch unserm Hausarzte, der uns inzwischen ein Mahl besuchte; er hatte nichts dagegen, und meinte, daß nur der Mißbrauch des Mehles, dieses in so üblem Credit gebracht habe, indem dicker, und also auch gewöhnlich nicht wohl ausgekochter Mehlkleister, allerdings sehr verwerflich und schädlich sey.

Wie sehr haben Sie mich auch über das behaarte Aussehen meines Kleinen beruhigt, und ich will nun gern noch geduldig einige Wochen warten Adolf gedeiht zusehends, er wird, da mein Mann ihn nicht heickel gewöhnen, sondern, wie er sagt, abhärten will, noch jetzt bey schöner Witterung ausgetragen, uud freut sich darüber, wie man bemerken kann. Gewöhnlich schläft er dann sehr gut darauf. Ein Paar Mahle des Tages lasse ich ihn, da dieß gut seyn soll, offen, bloß im Jäckchen und Hemdchen aber ohne Windeln, Fatschen und Einschlag-Decken, im Bettchen oder auf dem Fatschpolster liegen, wo er sich seiner Freyheit recht wohlgefällig bedient, und mit den kleinen Füßchen tritt und arbeitet, als ob er schon davon springen wollte. Mein Mann nennt dieß seine ersten gymnastischen Uebungen.

Bey dem Herumtragen auf den Armen, sehe ich sehr darauf, daß fleißig gewechselt, und das Kind ja nicht immer auf einer Seite getragen wird. Meine Kindermagd, die schon früher in guten Häusern diente, und recht gut umzugehen weiß, trägt ihn mit vieler Geschicklichkeit mitunter aufrecht auf der linken Hand und dem Handgelenke sitzend, so daß das Köpfchen vorwärts sieht, und zwischen Brust und Arm sehr bequem zu lehnen kommt; was ihm erst recht gut zu Statten

kommen wird, wenn er vollends und gewöhnlich wird aufsitzen können. Auf diese Weise können Kinder gewiß weder schief noch buckelig werden. Auch das Fahren im Kinderwagen behagt ihm sehr, aber schlafen will er jetzt nicht mehr so viel und so ununterbrochen als anfangs, wo er fast den ganzen Tag mit Schlafen zubrachte, und nur wach wurde, wenn er naß oder hungerig war. Jetzt hingegen fängt der kleine Mensch schon ordentlich an, sich um alles anzunehmen, schaut mit hellen Augen umher, lacht und discurirt.

Was Sie von der Reinhaltung des Mundes schreiben, die ich auch schon vor Ihrer gütigen Erinnerung beobachtet hatte, würde mich über das Entstehen der Mundschwämmchen beruhigen, allein ich bemerke leider, daß nicht alles was man durch Reinlichkeit soll verhüthen können, sich wirklich dadurch vermeiden läßt. So gewahre ich bey Adolf, dessen Köpfchen anfangs ganz rein war, und doch gewiß sehr rein gehalten, auch nicht in warme Mützchen dumpf verwahrt wird, indem er lauter gestrickte oder gehäckelte, durchbrochene höchstens mit leichter Seide unterlegte Häubchen trägt, — seit kurzem den sogenannten Gneis oder Schuppen. Man hat mir gerathen ihn mit reinem Fett zu schmieren, wodurch er sich lösen und leichter entfernen lassen werde. Auch in einem Buche über physische Erziehung finde ich diesen Rath, den ich auch schon einmahl befolgte, aber da das Köpfchen des Kindes, oben wo die Schuppen sich zeigen, noch sehr weich ist, so wagte ich nicht, recht ernstlich zu Werke zu gehen, und verschob diese Arbeit, um so mehr da ich mich überzeugte, daß sie beynahe vergebens ist, denn sie haben sich seitdem wieder neuerdings etwas verstärkt. — Noch eine Sorge kann ich nicht unterdrücken; ich fürchte nähmlich, daß mein Adolf

Wasser im Kopfe haben dürfte, da sein Kopf ziemlich groß ist, und wie es bey Wasserköpfen sich finden soll, stark wächst; so daß ihm schon eine Menge Häubchen zu klein werden.

Ueber die Temperatur im Kindszimmer, das an unser Schlafzimmer grenzt, sind leider die Meinungen sehr verschieden. So lange die äußere Temperatur gehörig warm, und also das Heitzen nicht nöthig war, so lange war Alles gut, aber seitdem dieß, trotz des wärmeren Klima's dennoch nöthig wurde, gibt es immer Streit hierüber. Mein Mann, der aus seinem Söhnchen, am liebsten einen kleinen Spartaner machen möchte, meint der Kleine müsse sich abhärten und ja nicht warm gewöhnt werden; — meine gute Mutter versichert dagegen, es müsse in seinem Zimmer sehr warm seyn; und ich wünschte am liebsten eine gemäßigte Wärme. Bisher geschah daher immer noch was mir das liebste ist, denn um meinen Mann nicht zu kränken, ließ ich nicht allzustark, um meine Mutter nicht zu beleidigen, nicht gar zu wenig einheitzen. Aber was soll ich thun, wenn diese gute Mutter uns, wie sie es Willens ist, verläßt? — Ich fürchte, dann wird Adolfchen zu kalt, oder ich beständig Verdruß haben.

Schade, daß doch im Leben sich nicht alles Schöne, nicht alles Wünschenswerthe und Angenehme vereinigen läßt. Die Hoffnung meine theure Mutter vielleicht doch noch, dauernd um mich haben zu können, zu der das gute Einvernehmen zwischen ihr und meinem Gatten, mich eine Zeitlang zu berechtigen schien; verschwindet auf's Neue, und ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß sie uns verlassen wolle, auch wenn sie nichts darüber sagte. Vor einigen Tagen

hat ein Zufall diesen Vorsatz zur Sprache gebracht, und ich glaube nun, daß sie uns bald verlassen wird.

Wir fuhren nähmlich, da ich doch nun gesund bin, und mir nicht zu schaden glaubte, einmahl wieder in den Garten vor der Stadt, gegen den meine Mutter, — ich weiß nicht warum, — denn er ist doch hübsch, eine Antipathie hat. Das Wetter war sehr schön, und es machte mir Vergnügen, da ich wußte, daß mein Mann nachkommen würde, und er es gern sieht, mir eine kleine eigens für mich bestimmte Kanne geben zu lassen, und ein Paar Blumenrabatten selbst zu begießen. Gleich darauf kam wirklich mein Mann, der sich freute mich bey dieser Beschäftigung, — als Gärtnerin, wie er sich ausdrückte, zu treffen, aber zugleich kam auch meine Mutter, die von den Fenstern des kleinen Salons, den L**. als Absteigequatier für uns, dort hatte erbauen und einrichten lassen, mich gesehen hatte; und eiferte heftig über die wenige Schonung und Pflege, die ich hätte, da ich nicht nur im Hause und in der Küche, sondern zum Ueberfluß noch gar im Garten arbeiten müßte." — Sie ließ sich nicht besänftigen, sagte meinem Gatten sehr gereitzt, ich sey keine Bauernmagd und solche Arbeiten nicht gewohnt, und schloß damit, daß sie mir verboth, weiter etwas anzurühren, indem sie für den verhaßten Garten, der uns so an's Herz gewachsen sey, einen Gärtner halten wolle, nur um der Sache ein Ende zu machen, da sie es nicht mit ansehen könne, mich da arbeiten zu sehen.

Wir haben nähmlich für diesen Garten, der kein eigentliches Erträgniß gibt, wenn ich die Früchte einiger Mistbeete und einiger Obstbäume ausnehme, die mein Mann als eigenes Erzeugniß, mit Vorliebe genießt, keinen Gärtner, son-

dern der Kutscher, da er früher eine Zeitlang Gärtnerbursche war, und die Gärtnerey versteht, hat die Besorgung desselben über sich; und dieß genügt vollkommen, denn es erfordert nur ihn rein zu halten, und nebst den Mistbeeten einige Blumenrabatten zu pflegen. Der größte Theil besteht aus Grasplätzen mit ein Paar Obst- und einigen Schatten gebenden Bäumen, und wird mir als Tummelplatz für Adolf erst noch lieber und benützbarer als bisher.

Daß bey der Heftigkeit meiner Mutter, auch mein Mann nur mit Mühe seine Heftigkeit unterdrückte, können Sie urtheilen, theuerste Frau v. S**., da sie ja beyde kennen. Aber eben so werden Sie auch meine Angst ermessen. Emil faßte sich indessen mehr als ich es hoffte; — während die heftig und finster zusammengezogenen Augenbraunen, die gefaltete Stirn, und die aufgeblähten Nasenlöcher, den Ausbruch eines Gewitters verkündeten, unterdrückte er seine Aufwallung mit einem Blicke auf mich, und sagte ihr bloß ein wenig pickirt: Daß er, wenn es seyn müsse, selbst einen Gärtner halten wolle, da er noch im Stande sey, ohne großmüthige Beysteuer, sein Hauswesen zu bestellen; daß er aber überzeugt sey, daß eine kleine Anstrengung die mir Vergnügen machte, mir weniger geschadet haben würde, als ein Schreck und Verdruß, der wie der gegenwärtige, meine Nerven sehr aufregen müsse. Bey diesen Worten ergriff er mich unter dem Arme, und führte mich in den Salon hinauf, wo er mir schleunig frisches Wasser bringen ließ, in dem er, da kein niederschlagendes Pulver zur Hand war, etwas Brustzucker auflöste.

Mehr bedurfte es aber auch nicht, um meine gute, zärtliche Mutter, sanft wie ein Lamm zu machen. Sie eilte selbst uns nach, und stand mir bey, da sie nun meine Gemüths-

bewegung merkte, und sich die Schuld davon beymessen mochte. Sie drang darauf, daß der Kleine ja nicht trinken dürfe, und sorgte dafür, daß er mich nicht zu sehen bekam; und da er Milch durchaus nicht nehmen wollte, etwas gezuckerten Thee erhielt. Die durch den Schrecken verderbte Milch aber, mußte ich ausfließen lassen, was ich durch ein gelindes Reiben sehr leicht bewirkte, während das in Büchern vorgeschriebene Mittel — sie aussaugen zu lassen, mir nicht ganz delicat scheint, und in den meisten Fällen auch unthunlich seyn möchte, weil nicht überall gleich eine Person zur Hand ist die dieses thun, oder von der man es sich möchte thun lassen; und weil, wenn auch eine solche zu finden wäre, man doch einen gehabten Verdruß rc. nicht, was in kleineren Städten durch ihre Aufsuchung gewiß der Fall wäre, zum Stadtgespräch machen will.

Denselben Tag, wurde in der Sorge um meine und des Kindes Gesundheit, welch' Letzterem, Gott sey Dank, die Milch die er drey Stunden später genoß nicht mehr schadete, des vorgefallenen Streites nicht mehr gedacht, wenigstens nicht erwähnt. Am andern Morgen sagte uns jedoch meine Mutter sehr gütig, — ich muß sagen mit Rührung, daß sie uns verlassen werde, da es ihr unendlich schmerzlich sey, sich selbst und uns manchen kleinen Verdruß nicht ersparen zu können. Sie will ihre Heimreise antreten, ehe die Jahreszeit sehr streng wird, und wir hatten nicht den Muth in sie zu dringen, daß sie ihren Entschluß ändere, so schmerzlich es mir auch seyn wird, die theuerste und treueste Zeugin meines Glückes zu entbehren und scheiden zu sehen.

Ich fühle, indem ich mir gestehen muß, daß es unmöglich seyn würde, ein stätes, friedliches Zusammenleben mit

meiner Mutter zu hoffen, daß dieß wohl im allgemeinen schwer seyn möchte, und überhaupt noch schwerer mit der Schwiegermutter des Gatten, als mit jener, der Gattin zu hoffen steht. Die Frau fügt sich gewiß leichter, manchen Eigenheiten nnd Wünschen ihrer Schwiegermutter, besonders wenn der Herr, und Sohn diese billigt, und die Nachgiebigkeit seiner Frau wünscht, — als der Mann sich in solche Eigenheiten fügt, die seine häusliche Oberherrschaft gleichsam beschränken, und die er höchstens der eigenen Mutter nachsehen würde, wenn diese nicht gern und freywillig den Wünschen und dem Ansehen des Sohnes opfert, was sie dem Schwiegersohne, nicht geopfert hätte.

Ich muß schließen; — mit der aufrichtigsten Liebe und Hochachtung

Ihre

dankbare

Rosa L**.

N. S. Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß mein Mann bereit ist, den jungen Handlungsbeflissenen, von dem Sie sprechen, kennen zu lernen, und in Bedingung mit ihm zu treten.

Die Obige.

Hundert acht und vierzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 30. Oct. 1847.

Geliebte Freundin!

So sehr es mich freut, durch die schleunige Beantwortung Ihres vorletzten Schreibens, Ihren Wunsch erfüllt, und Ihnen vielleicht manche Unannehmlichkeit erspart zu haben, eben so sehr finde ich bey Ihrem letzten Schreiben eine baldige Beantwortung nöthig. Ich finde manches darin was mich beunruhigt, und kann daher den lebhaften Wunsch Sie zu warnen, nicht unterdrücken.

Sie erwähnen unter manchen, das ich sehr gut finde, und also um eine Wiederhohlung zu ersparen, nicht berühren werde; mehr als einmahl den Wunsch Ihres Gemahls, sein Kind abzuhärten. Sie schreiben ferner, daß der Kleine, (zwar nur bey schöner Witterung) aber doch, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch immer ausgetragen wird. Ich kann nicht umhin, Sie vor einer noch längeren Fortsetzung dieses Aussetzens der Luft nachdrücklich zu warnen. Es ist möglich, daß auch der November noch einige recht schöne Tage haben kann, die dieß gestatten; aber gewiß nicht viele, die es ohne Nachtheil, wenigstens ohne Gefahr — für die Gesundheit und das Leben eines noch so jungen Kindes, ohne große Vorsicht erlauben. Vor allem müsse es nie dem Winde ausgesetzt werden, dieß darf erst ein Jahr später, und auch dann

immer mit der größten Vorsicht geschehen. Die Lungen eines Kindes das erst nach Wochen zählt, eines Säuglings mit einem Worte, sind noch zu zart, zu empfindlich, um einen Reitz zu ertragen, den selbst der Mann empfindet, und die Probe — ob es ihn schon jetzt erträgt, könnte ihm das Leben kosten.

Selbst die ruhige Luft im Freyen hat ganz andere Bestandtheile, als die es gewöhnlich umgebende Luft im Kindszimmer, wenn dieß auch noch so rein gehalten, und noch so gut gelüftet wird; — denn daß dieß letztere nöthig ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Schon diese ruhige Luft wirkt daher mit einem eigenen Reitz auf die Nerven und Lungen des zarten Kindes, und wir merken dieß leicht an seinem frischen, gerötheten Aussehen, und an seiner Schläfrigkeit. Bis hieher aber ist dieser Reitz nicht schädlich, sondern bey mäßiger Erregung desselben wohlthätig, seiner Gesundheit und seinem Wachsthum förderlich. Jeder Uebereitz jedoch, muß in einem so zarten Alter gefährlich, — oft tödtlich seyn.

Eben so ist es mit dem Einfluß der Wärme und Kälte. Zu viel Wärme muß eben so wie zu große Kälte seine Gesundheit und sein Leben zerstören; denn es ist zart, und dieser Einflüsse noch nicht gewohnt. Ein kleines Töpfchen siedet leicht, — aber es friert auch leicht! — Doch möchte man mit weniger Schaden ein Kind von 6 und mehr Monathen, einer trockenen Kälte, als einer feuchten oder windigen, wenn auch weniger kalten Atmosphäre aussetzen. Am allergefährlichsten aber ist, der selbst Erwachsenen so empfindliche Eindruck, des schnellen Wechsels von Hitze und Käl e. Tausende dieser kleinen, hülflosen Geschöpfe sterben bloß aus Mangel an Vorsicht in diesen Beziehungen,

Tausende werden ein Opfer der Unbehuthsamkeit, mit der man sie den Einflüssen der Luft, des Windes, der Feuchtigkeit, der Hitze und Kälte ꝛc. aussetzt, während tausend Andere ein Opfer der unzweckmässigen Nahrung, oder des Ueberflusses an Nahrung werden, den man ihnen wohlmeinend reicht, ohne die zarten und ungeübten Verdauungswerkzeuge derselben zu berücksichtigen, und abermahls Tausende, aus Mangel an Reinlichkeit und Pflege zu Grunde gehen. Ist es ein Wunder, daß die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren so groß ist, da diese armen, kleinen Geschöpfe mit so vielen Hindernisse von außen, und noch überdies mit dem Durchbruch der Zähne, und manchen andern Kinderkrankheiten zu kämpfen haben?!

Thun Sie daher alles, meine Freundin, um Ihren Gemahl von der Nothwendigkeit einer gemäßigten Temperatur im Kindszimmer zu überzeugen. Bringen Sie einen Thermometer in dasselbe, und suchen Sie eine Wärme zwischen 12 und 15 Grad Reaumur darin zu erhalten. Unter den ersteren Wärmegrad soll es auch in der Nacht nicht kommen, da das Kind durch die gelinde Ausdünstung, die während des Schlafes eintritt, für den Reitz der Kälte empfindlicher wird, der, wenn man auch, (was bey etwas größeren, der Wickeldecke entwachsenen Kindern fast unmöglich ist) das Abdecken und Entblössen einzelner Körpertheile verhindern könnte, doch gewiß auf die Lungen des Kindes schädlich wirkt. Bettwärmer und Wärmflaschen sind daher nur für ganz kleine Kinder anwendbar, denen man sie zur Unterstützung der, den ruhigen Schlaf befördernden, sanften Ausdünstung geben kann. Doch dürfen sie ja nicht eine zu gähe Hitze geben, und dem Kinde nicht unmittelbar nahe liegen, wenn sie wohlthätig

wirken, und das Kind nicht durch ihre Wärme beunruhigen sollen. Um das Abdecken und Entblössen bey etwas größeren Kindern zu vermeiden und sie vor Verkühlung zu schützen, wendet man allerlei Mittel an; — gibt ihnen schwere Federtuchelten, unter denen sie kaum schnaufen können, oder näht an die oberen Enden derselben kleine Schlingen mit denen man sie an der Bettstätte befestigt. Die Ersten sind der Gesundheit überhaupt schädlich, die Letztern sind bloß eine Bequemlichkeit für Kindswärterinen, um sich das öftere Zudecken der Kinder zu ersparen; haben aber den Nachtheil, daß die Kinder sich das ruhige Liegen, und die Achtsamkeit auf ihre Lage und Stellung im Schlaf sehr spät angewöhnen. Es gibt Kinder die noch mit 12, 14 und mehr Jahren, solche Schlingen an den Decken brauchen, weil sie ihnen angewöhnt wurden, und sie sich also gewöhnten, sich im Bette zu wälzen, und mit den Füßen zu treten, ohne einen Nachtheil — Verkühlung oder unanständige Entblössung davon fürchten zu müssen. Beyde aber erfüllen den Zweck, das Kind vor der kalten Zimmerluft zu verwahren, und diese unschädlich zu machen nur sehr schlecht, denn sie bringen zwar das Kind in einem mehr oder minder starken Schweiß, aber sie verhindern seine Lungen nicht am Einathmen der kalten Luft die ihm desto schädlicher ist, je höher die Temperatur seines Körpers ist, und die nicht einmahl jeder Erwachsene ohne Nachtheil verträgt.

Es gibt also keinen Ersatz für eine mäßigwarme Temperatur der Luft im Schlafzimmer des Kindes. Sagen Sie dieß Ihrem Herrn Gemahl, und mahnen Sie ihn, daß unzählige Opfer den Wahn ihrer Aeltern, n e u g e b o r n e K i n d e r a b h ä r t e n z u w o l l e n, mit dem Tode, oder mit einem siechen

Leben büßten! und daß Aeltern die ihre Kinder lieben und erhalten wollen, eine mäßige Abhärtung um ein oder zwey Jahre später beginnen müssen, um aus ihnen gesunde, kräftige Menschen zu bilden. Erinnern Sie ihn um Ihrer Rede Nachdruck zu geben, daß wir keine Spartaner, also auch unsere Kinder keine spartanischen Sprößlinge sind, und daß selbst von diesen Viele die Weinprobe, und von den Kindern der alten Deutschen, Viele die Wasserprobe nicht aushielten, durch die man ihre Lebenskraft erprobte. *)

Noch zwey Gegenstände habe ich besonders zu erwähnen und zu beantworten, nähmlich Ihre Sorge, daß Adolf Wasser im Kopfe haben dürfte, und daß der sogenannte Gneis (Schuppen) bey ihm sichtbar ward.

Hinsichtlich des ersten Umstandes kann ich Ihnen nur wenig sagen. Fragen Sie Ihren Arzt, und er wird Sie ohne Zweifel beruhigen können. Uebrigens ist dieses Uebel so traurig, und selbst wenn es sehr arg ist, doch oft anfangs so unmerklich, daß selbst die geschicktesten Aerzte es nicht zu unterscheiden im Stande sind. Die damit verbundenen Zufälle sind ähnlich wie bey den Wurmkrankheiten, auch sind Kinder die Wasser im Kopfe haben, gewöhnlich nicht aufgeweckt, lernen spät und unvollkommen sprechen ꝛc. Das Alles ist jedoch bey einem so kleinen Kinde wie Adolf, noch nicht zu bemerken möglich. Jedenfalls müßte bey ihm diese Kopfwassersucht, wenn sie da seyn sollte, angeboren seyn, und dieß ist nicht wahrscheinlich, da man annimmt, daß dieß nur die Folge

---

*) Die Spartaner pflegten bekanntlich ihre neugebornen Kinder in Wein zu baden, und die alten Deutschen dieselben in die kalten Fluthen des Rhein zu tauchen.

eines von außen einwirkenden, ungünstigen Ereignisses, eines Falles, Stoßes ꝛc., oder die Folge zu enger, drückender Kleidung der Mutter seyn könne. Die Meinung eines neueren Arztes, daß die häufigen Thränen der Mutter während der Schwangerschaft, diese traurige Folge für das Kind haben könnten; ist weniger allgemein als sie es verdient, denn sie ist glaube ich, die wahrscheinlichste und glaubwürdigste; ja wir werden bey einiger Beobachtung durch die Erfahrung bestätigt finden, daß die Mütter solcher Kinder die an diesem Uebel leiden, während der Zeit ihrer Schwangerschaft sehr schwermüthig waren, und mehr als bey anderen, gesunden Kindern weinten.

Was Sie bey Ihrem Adolf bemerken könnten, wenn das Uebel ihm angeboren wäre, aber wie es gewöhnlich ist, erst später sich verstärkte, ist: Die Erweiterung der Fontanelle und der übrigen Zwischenräume zwischen den Schädelknochen, das starke Wachsen des Kopfes, während der Körper im Wachsthum zurückbleibt und abmagert; eine starke Neigung zum Erbrechen; eine zunehmende Schläfrigkeit und Traurigkeit, und endlich eine große Ungeduld und Unruhe, wenn er aufgerichtet wird, und das Köpfchen tragen soll. Treffen diese Anzeigen nicht zu, und sind Sie auch sich nicht bewußt, vor Ihrer Entbindung viel geweint zu haben, so unterdrücken Sie eine Angst die wohl nicht gegründet ist, und freuen Sie sich über das Gedeihen Ihres Lieblings, ohne Unruhe über sein etwas größeres Köpfchen. Sollten sie aber wider Vermuthen zutreffen, dann suchen Sie schleunig ärztliche Hülfe, ehe das Uebel sich verstärkt und unheilbar wird, indem es dann mit der hitzigen Gehirnwassersucht endet.

Weg von diesem traurigen Bilde, das ich Ihnen nur zeichnete, um Ihnen zu zeigen, daß das bloße stärkere Wachsen von Adolfs Köpfchen, das oft bey den blühendsten Kindern der Fall ist, noch kein Anlaß zu gegründeter Sorge sey. Eben so wenig darf das Erscheinen des Gneises auf dem Köpfchen desselben, Sie beunruhigen, der gewöhnlich 4 bis 6 Wochen nach der Geburt sich zeigt, und keineswegs eine Folge von zu sorgloser Reinhaltung und Pflege, noch weniger aber schädlich ist. Man pflegt diese Naturerscheinung, die zwar das Köpfchen des Kindes eben nicht verschönert, aber die Fontanelle so wohlthätig vor Verkühlung schützt, auf alle mögliche Weise zu vertilgen und wegzuschaffen. Daß dieß nicht anders als schädlich seyn kann, ist gewiß. Scropheln, zurückgedrängte Ausschläge, Krankheiten und Schwächung des Kopfes, sind gewöhnliche Folgen davon. Neuere Aerzte lassen das Wegnehmen des Gneises erst zu, wenn das Kind bereits alle Milchzähne hat, und bis dahin, d. h. bis in's dritte Jahr, verliert er sich gewöhnlich selbst, und es ist auch der, zum Schutze des Kopfes gegen die Einflüsse der Witterung, besonders der Kälte, bestimmte Haarwuchs vollkommen und dicht.

Vor dieser Zeit aber dürfen wir ohne Nachtheil für die Gesundheit und Lebenskräftigkeit des Kindes, nichts zu seiner Entfernung thun, als was die Reinlichkeit gebiethet. Der Kopf muß nähmlich, so lange das Kind noch wenig Haare hat, bey dem jedesmahligen Baden, das bis zu dem Alter von drey Monathen noch immer jeden zweyten Tag, und von da bis zum sechsten oder achten Monath, doch zwey Mahl die Woche geschehen soll, wenn es auch später nur Einmahl wöchentlich geschieht; mit dem lauen Badewasser, — (doch

nie allein und besonders, wenn das Kind nicht gebadet wird,) gewaschen, und wieder mit einem warmen Tuche gut abgetrocknet werden; wobey das Kind nicht eher der Luft ausgesetzt werden darf, als bis der Kopf völlig trocken ist. Diejenigen Schuppen, die sich von selbst lösen, kann man von Zeit zu Zeit aus den Haaren entfernen, nachdem man sie, um dieß zu erleichtern und schmerzlos zu machen, eine Stunde früher mit reinem Fette betupft hat. Sollten die Schuppen sich jedoch, (was indessen nur eine Folge der Unreinlichkeit ist, die das Weitergreifen derselben befördert) bis zu weit auf die Stirne herabziehen, so kann man während des Badens, den Kopf mit Käspappelthee waschen, und dann mit Fett betupft so viel davon wegnehmen, als nöthig ist um dem Kinde ein reines, freundliches Aussehen zu erhalten, und das weitere Herabsenken des Haarwuchses zu verhindern.

Ich bedaure Sie, meine junge Freundin, über die baldige Abreise Ihrer geliebten Mutter; (der ich Sie bitte mich zu empfehlen), da ich weiß daß diese Trennung Ihnen schmerzlich seyn wird; aber ich sehe auch aus der richtigen Bemerkung, über das Verhältniß mit Schwiegermüttern, daß Sie die Nothwendigkeit derselben fühlen. Mit Schwieger*vätern* hingegen ist es schon darum leichter, weil die Anordnung und Eintheilung des Hauswesens sie wenig kümmert, da sie gewohnt waren dieß immer für sich besorgen zu *lassen*, und es also auch jetzt ohne Bedenken und Streit, der *Hausfrau*, sey es eine Tochter oder Schwiegertochter, überlassen; wenn sie nur ihre Ordnung und Bequemlichkeit nicht vermissen

Leben Sie wohl, meine liebe, theure L**, ich danke Ihnen noch für die Nachricht wegen meines Vetters, den ich von Ihrer Erlaubniß sich an Ihren Herrn Gemahl zu wen-

den, benachrichtigen werde, und bin mit herzlicher Theilnahme an allem was Sie betrifft,

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

Hundert neun und vierzigster Brief.

Frau v. S** an Herrn Ritter v. S**.

Gratz am 10. Nov. 1847.

Mein inniggeliebter Gatte!

Noch kein Schreiben von Dir! — aber gewiß muß ich doch heute eines bekommen, das mir Nachricht von Deiner glücklichen Ankunft in Wien, und Deine Addresse bringen muß. Wie leid thut es mir, daß Du dießmahl nicht bey meinem Bruder absteigen wolltest, aber ich sehe so gut ein, als er es selbst finden wird, daß Du nicht konntest, da seine, seit seiner Verbindung veränderte Wohnung, dem Stadttheile zu fern liegt, in den Dich Deine Geschäfte führen. — Grüße mir doch Wilhelmen und Herminen recht herzlich, der Letzteren bin ich noch eine Antwort auf ihr letztes Schreiben schuldig; — mir scheint ihr Ton etwas trüb und melancholisch; — es geht ihr doch gut? Oder ist sie vielleicht unwohl? — wohl gar in Umständen die ihre Schwermuth auf eine erfreuliche Art erklären?

Rudolf und Ernestine sind meine Freude und meine Zerstreuung. Der Erstere ist recht betrübt und niedergeschlagen

über Deine abermahlige Abreise; aber dafür desto zärtlicher gegen mich und Tinchen. Er kommt fast nur von meinem Bette neben dem er spielt, um mit seinem Schwesterchen zu scherzen, und im Zimmer doch etwas Bewegung zu machen und herumzuspringen; aber zum Ausgehen ist er nicht zu bewegen. Er ist schon zu verwöhnt, mit Papa gehen zu dürfen, als daß er so gerne mit der Kindermagd ginge wie Tinchen, die es immer schon mit Ungeduld erwartet und begehrt, obgleich die Jahreszeit es schon nicht mehr täglich erlaubt. Es ist wohl gut, daß Du dießmahl nicht lange ausbleiben wirst, sonst müßte diese freywillige Einkerkerung auf Rudolfs Gesundheit üblen Einfluß nehmen, oder ich ihn zum Ausgehen zwingen. — Jetzt hat er sich entschlossen auszugehen, — er wird den Brief an Dich auf die Post tragen helfen, und noch etwas worüber er laut jubelt, — er darf auch selbst ein Briefchen schreiben.

So, — er ist fertig. Du wirst lachen über das beyliegende Blättchen von der Hand Deines Sohnes. Je nun, wenn Du auch das Gekritzel und Geklekse auf demselben eben nicht genau lesen kannst, in dem jeder Fremde nichts als ein beklextes Papierchen sähe, so wirst Du doch die innigste, kindliche Liebe, und seine Freude sich Dir mittheilen zu dürfen, darin nicht verkennen, wenn Du es mit Vateraugen betrachtest; denn der arme, kleine Hascher glaubt nun in der That, Dir alles Liebe und Gute, Küße und Handküße ꝛc. geschrieben zu haben. Mach' es nur damit, wie der liebe Gott mit den vielen unausgesprochenen, und doch oft so wahrhaften und andächtigen Gebethen die zu ihm aufsteigen, — nimm den Willen für das Werk!

Gestern hatte ich Besuch. Es kam die Landräthin, mit zwey von ihren Kindern, Othmar und Felix, mit denen sie dann zu ihrer Mutter gehen wollte. Du weist, daß die Kinder schlimm sind, oder besser, daß sie verzogen sind; auch gestern waren sie sehr laut und lebhaft, zogen Rudolf's Wagen herum, stellten das Dach bald auf, bald legten sie es nieder, und brachen dabey auf der einen Seite die Feder. Endlich führten sie Rudolf darin herum, und dann wollten sie selbst auch darin fahren. Othmar sah ein, daß er nicht Platz habe, aber Felix ward hinein postirt, war aber unruhig darin, und Othmar führte ihn nicht vorsichtig genug, der Wagen bekam das Uebergewicht und schnappte um, wobey aber doch Felixen zum Glück nichts geschah.

Jetzt erst wurde durch Felixens Geschrey, die Landräthin auf das lärmende Treiben ihrer Söhnchen aufmerksam, und wies sie zur Ruhe. Aber natürlich umsonst. Sie ergriff nun ein anderes Mittel um zum Zwecke zu gelangen, und nahm zu Bitten ihre Zuflucht, indem sie halbleise den Kindern Zuckerwerk versprach, wenn sie folgen und ruhig seyn würden. — Das schien zu wirken; denn Othmar warf den Kopf zurück, besann sich ein wenig, fragte noch ob es auch gewiß sey, und setzte sich dann zu seiner Mutter, während Felix nun etwas weniger laut mit Rudolf spielte, und Ernestinchen bewunderte, die er für ein Püppchen erklärte. Sehr natürlich kam jetzt die Rede auf Othmar, und seine Leistungen in der Schule. Er ist dieses Schuljahr in die zweite Latein eingetreten; ein Bürschchen von guten Kopf, aber nicht sehr eifrig; darum hatte er im vorigen Jahre nur eine erste Klasse.

„Er hat mir versprochen, setzte die Landräthin hinzu: dieses Jahr fleißiger zu seyn, und sich eine erste Klasse mit Vorzug zu erwerben.“ — Othmar zog die Nase etwas auf, und that bedenklich, — „Das hab' ich noch nicht gewiß versprochen Mama, — ich sagte nur es könne seyn, als Du mir monathliches Taschengeld bewilligtest, — aber — Du weißt schon meine Bedingung: Wenn ich gewiß Erste Klasse mit Vorzug haben soll, (denn das ist keine Kleinigkeit) so muß ich auch eine Uhr bekommen“ — Seine Mutter mußte diese Bedingung wohl schon gekannt haben, und mochte sich vielleicht des Handels einigermassen schämen, in den sie mit ihrem Söhnchen sich eingelassen hatte; denn sie ward sehr verlegen, und sagte begütigend zu ihm: Sey nur still, wir werden schon sehen, was Papa sagt; und zu mir sagte sie, indem sie einen Scherz darüber machen wollte: Da sehen Sie, wie die Kinder uns im Zügel haben; wir müssen am Ende thun was sie wollen, — denn es ist doch besser sie brav zu haben, und lieber ein kleines Opfer zu bringen.“

Arme Mutter, dachte ich mir, wenn Du Dein Kind nicht durch andere Mittel brav machen kannst, als indem Du Dich von ihm zügeln lässest, so steht es schlecht um Dein mütterliches Ansehen! — Und doch gibt es so viele Aeltern, die auf diese Art ihr Kind zu regieren meinen, indem sie sich von ihm regieren lassen. Sie opfern ohne Bedenken und Vorsicht, ihr älterliches Ansehen, durch das sie ihre Kinder so leicht regieren könnten, und glauben es durch Liebe zu beherrschen, indem sie ihm nachgeben, und es nicht nur eigenwillig, sondern im höchsten eigennützig machen; denn Eigennutz ist ja der einzige Zügel, an dem sie

ihr Kind noch gewissermaßen halten. Wenn aber die Forderungen der Kinder immer steigen, wenn die Aeltern sich endlich nicht mehr im Stande sehen, den Forderungen ihrer eigennützigen, an steten Gehorsam der zu nachgebenden Aeltern gewöhnten Kinder, nachzukommen; dann wehe diesen Aeltern, denn sie werden ihre Kinder auf keine Weise mehr leiten können, und zu spät, die Zweckwidrigkeit und Verderblichkeit ihrer unüberlegten Erziehungsmethode erkennen; — durch die sie den Eigennutz — weckten, allen Ehrgeitz und alles Ehrgefühl — erstickten!

Selbst das zu häufige Versprechen von Belohnungen, ist zwar nicht so sittenverderbend, und gefährlich als der Handel darum, aber doch immer kein moralischer Gewinn für das Kind, und kein Gewinn an älterlichem Ansehen, für die Aeltern. Uebrigens setzen solche Versprechungen immer kein großes Vertrauen in den edlen Charakter des Kindes voraus, und die Wirkung derselben ist noch sehr zweifelhaft; und bey eigennützigen Kindern gewiß größer, als bey ehrliebenden. In manchen Fällen aber, ist ihre Wirkung gewiß eher schädlich als gut; wenn nähmlich, was sehr häufig der Fall ist, diese Versprechungen entweder gar nicht, oder nur zum Theil erfüllt werden. — Für das eigennützige Kind, werden sie dann bald nicht mehr lokend, also auch kein Reitzmittel mehr seyn; — das ehrliebende werden sie beleidigen; denn es wird mit Kränkung fühlen, daß man ihm Unrecht thut, indem man die Wirkungen seines eigenen Eifers zum Guten, und seiner Ehrliebe, der Macht solcher erlogenen Versprechungen zuschreibt, da man diese für nöthig hält. Ist also der moralische Charakter des Kindes nicht

wirklich gut; und viel fester, als die Aeltern es voraussetzen, so wird ein solches Verfahren die Ehrliebe zur Ausartung bringen, und das Kind in Versuchung kommen, seine Gleichgültigkeit gegen solche Versprechungen, und die Unwirksamkeit derselben, auf Kosten seines moralischen Fortschreitens zu beweisen.

Uebrigens äußerte sich die Landräthin recht theilnehmend, und wünscht Dir von Herzen, daß Du doch endlich etwas erreichen, und vielleicht diese Lehrkanzel, die Dich in Deine Vaterstadt führen würde, erhalten möchtest, — obschon sie daran zweifelt. Ich äußerte einige Hoffnung, da doch Dein Vater, der dort in großen Ansehen stand, und Hofrath und Leibarzt der Frau Erzherzogin war; gewiß noch in gutem Andenken sey. Allein sie scheint diese Hoffnung nicht zu theilen, und meinte nur der dortige ** könne mit dem hiesigen sich nicht verfeinden, und da man allgemein wisse, daß Du unterdrückt worden seyest, so werde man in jeder Provinz sich scheuen, Deine Verdienste anzuerkennen, oder auch nur Dich an einem Platz gelangen zu lassen, an dem Deine Tauglichkeit und Deine Kenntnisse sich bewähren könnten. Leider haben wir ja das schon erfahren, als Du mehrmahls um Uebersetzung in gleicher Eigenschaft bathest; und ich sagte ihr das, indem ich hinzu fügte: Eben diese Bemerkung habe Dich veranlaßt, ein ganz anderes Fach zu wählen und Dich dem Lehrfache zu widmen.

Sie hörte mich mit zweifelhafter Miene an; — Freylich sollte man glauben, daß er hier auf weniger Hindernisse stoßen sollte, weil die hiesigen Stellen dabey weniger compromitirt würden; aber die Gehäßigkeit mit der man hier seine Concurs-Operate beurtheilt, während sie in Wien, wo

er ganz fremd ist, vortheilhaft beurtheilt wurden, zeigt das Gegentheil. Es zeigt, daß diese Herren recht gut wissen was sie thaten, und daß es sie ärgert, und beschämt, einen Mann dem sie den einfachsten selbstständigen Wirkungskreis verschloßen, und dem sie ohne Bedenken ihre Günstlinge; oft junge Leute ohne practische Sach- und Geschäftskenntniß oder von unmoralischen Charakter vorzogen, mit einer Energie auftreten und handeln zu sehen, die unter Hunderten kaum Einer hat, und die also ihren Urtheile über ihn, gerade zu widerspricht. Sie meinte wieder, es sey überhaupt gar schwer, bey der jetzigen Zeit etwas zu erreichen, wenn man nicht auf irgend eine Art sich Protection verschafft, oder etwas springen lassen will. — Ich seufzte, denn ich dachte an das: Do ut des" — das Dir ein sehr achtbarer Mann erwiederte, um Dir zu zeigen, daß er dem Referenten nicht entgegen seyn könne, ohne nächstens diesem wieder einen Dienst zu thun. — Daß Du übrigens darauf Dich nicht einlassen wirst, weis ich ja schon, weil Du sagst: Wer besticht, der ist selbst bestechlich.

Eben erhielt und las ich jetzt Deinen lieben Brief, der mir viel Tröstliches bringt. Gott sey Dank, so bist Du also gesund und heiter; ich eile zum Schluß; morgen wenn Du diesen Brief erhältst, hast Du den morgenden Tag, also den Concurs auch überstanden, und findest Abends darin den Ausdruck der innigen Liebe

Deiner

theilnehmenden Gattin

Sophie.

Hundert fünfzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

Pesth am 14. Nov. 1847.

Du liebe, gute Seele!

Leider bringt Dein letztes Schreiben *) mir wenig Tröstliches; — ich wollte daher noch einen Brief meines Sohnes aus Paris abwarten, ehe ich die Feder ergriff; allein ich finde auch darin so wenig Beruhigung, daß ich es jetzt mit schwerem Herzen thue. Meine Theilnahme an Louisens Geschicke ist um so inniger, und ich bedauere dieß theure Mädchen um so mehr, als Du mir schreibst, mit wie edler Fassung sie den Stürmen des Schicksals trotzt, und den Hoffnungen ihrer Liebe entsagt.

Du verschweigst mir geheimnißvoll, den eigentlichen Zweck Deiner Reise nach der Schweitz und an Deinen Geburtsort. Ich kann aus dem Umstande, weil Du den Tod des ehemahligen Pfarrers und die Entfernung seiner Verwandten bedauerst, fast schließen, daß Du über Deine Geburt nähere Aufschlüsse suchtest aber wahrscheinlich nicht fandest. Oder sollte es nur gewesen seyn um Louisen zu zerstreuen, daß Du diese Reise mit ihr unternahmst? Dem sey wie ihm wolle, ich schließe aus der Niedergeschlagenheit und Halbheit, mit der Du mir diese Mittheilung thust, daß der Zweck Deiner

*) Es ist nicht da.

Reise verfehlt ist; und bedaure Dich deßhalb, denn es ist minder schmerzlich keine Hoffnungen zu haben, als ihnen Raum zu geben und sie zu verlieren.

Auch ich fühle dieß, indem ich Karls Brief wieder durchlese. Er hat, wie Du von Deuxponts selbst schon wissen wirst, diesen noch zu Paris getroffen. Nichts ist natürlicher, als daß eine Aufklärung unter den jungen Männern erfolgen, und daß es auch der Gräfin, die schon früher, während des vergannen Winters, meinen Sohn in ihrem Hause mit Auszeichnung empfangen hatte, bekannt werden mußte, daß das Band einer so nahen Verwandschaft, ihn an Louisen feßle. — Die Sache ist zu zart, schreibt Karl, — ich selbst und — ich weiß es, auch Louise zu stolz, als daß ich ein entschiedenes ausdrückliches Wort hätte sprechen, oder eine Entscheidung selbst herbeyführen dürfen; ich mußte es also dem Zufalle überlassen, der sich endlich fand, aber kein günstiges Resultat veranlaßte. Der Stolz dieser Frau scheint unbeugsam; sie erklärte noch, bey dem schmerzlichen Abschiede ihres trefflichen Sohnes, bey dem ich als sein nächster Freund zugegen war, auf seine nochmahlige Bitte um ihre Einwilligung: sie würde sich geschmeichelt fühlen, ihn mit einer Schwester seines Freundes verbunden zu sehen, — allein die Einwilligung zu einer Verbindung mit dessen nicht ebenbürtiger Cousine, werde sie nie geben. Ich fluche Dir nicht, mein Sohn, wenn Du Deinem Herzen folgst, aber segnen kann ich Dich nicht, und Deine Gattin als Tochter umarmen, werde ich unter diesen Verhältnissen nicht!" — Mein Sohn hat Paris sogleich nach Deuxponts verlassen, und spricht von seiner Rückkehr, und von der kindlichen Sehnsucht in meine Arme zu fliegen. Er mag es wohl fühlen, daß ich eine zärt-

lichere Mutter bin, und im Nothfalle den Stolz, dem Glück meines Sohnes wohl zu opfern vermöchte!

Hinsichtlich Mariens, habe ich Deinen Auftrag erfüllt, und ihr Deinen Beytrag an ihrer Aussteuer als bevorstehend gemeldet. Sie war tief gerührt, durch diese Güte einer beleidigten Mutter! Ich bin zufrieden mit dem Mädchen, und hoffe, daß sie den jungen Mann dem sie ihre Hand reichen wird, auch glücklich machen könne. Ihr Gewissen war ja rein geblieben, und sie dankt mir jetzt mit Thränen wahrer Dankbarkeit, — den Antheil den ich an Ihrer Rettung genommen, und das Glück, das ihr an der Seite eines braven Mannes winkt. — Freue Dich des Antheils, Du Gute und Edle, den Du als Mutter an dem Glücke dieses Wesens hast. Denke, daß Du Wichtiges gethan hast, denn dieß arme Geschöpf wäre entweder ganz verloren gewesen, oder hätte einst mit halbem Herzen, — vielleicht mit beflecktem Gewissen, ohne Anspruch auf seine Achtung und jene ihrer einstigen Kinder, einem Manne ihre Hand gereicht — Ich fühle in diesem Augenblicke mit inniger Erhebung, daß wir Frauen so viele Gewalt hätten, auf das Glück, — die Zufriedenheit, — und Veredlung des Volkes hinzuwirken! — Wie ganz anders, — wie viel besser, müßte es um das Wohl unserer armen Brüder stehen, wenn wir Frauen der höhern Stände, — unsern Beruf nur immer recht erfassen und — erfüllen wollten! — Wenn so manche Mutter, die nicht daran denkt ihren Sohn zu zügeln, in dem Geschöpfe dem ihr Sohn nachstellt, nicht ein unwürdiges Spielwerk desselben, — wenn so manche Hausfrau in der Magd, die in ihren Diensten steht, nicht eine Maschine sehen wollte; — wenn sie im Ge-

gentheile bedächten, daß diese von ihnen verachteten Geschöpfe, nichts Geringeres — als die Mütter des Volkes zu werden bestimmt sind!

Marie hat ihren Aeltern geschrieben, die freudig einwilligten, denn da sie noch außer Marien, 5 Kinder die zum Theil zu Hause sind, haben, so ist es ihnen nicht möglich für deren Versorgung etwas zu thun, und sie schätzen sich glücklich, ihre Tochter auf eine, nach ihren Ansprüchen, brillante Art versorgt zu wissen. — Ich habe die Hochzeit der Leutchens auf den kommenden Fasching festgesetzt, und Marie sucht durch Fleiß und Anhänglichkeit ihre Freude auszudrücken und ihr Glück zu verdienen.

Ich eile zum Schluße, und sehe mit lebhafter Erwartung Deinem nächsten Schreiben entgegen, das mir sehr wahrscheinlich sagen wird, ob Deuxponts seinem Herzen folgt, und dem Stolze seiner Mutter Trotz biethet, und was Louise dazu sagt. —

Dich küßt mit theilnehmender Schwesterliebe

Deine

Schwägerin

Gräfin v. C**.

Hundert ein und fünfzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 20. Nov. 1847.

Meine geliebte, theure Freundin!

Ihr liebes Schreiben vom 19. v. M. zeigt mir die Schwermuth, welche die Abwesenheit des Grafen und die Erfolglosigkeit Ihrer Reise, in Ihnen weckt, auf unläugbare Weise. Aber soll ich tadeln, daß Sie nicht im Stande sind, eine Schwermuth zu bemeistern, die eine Folge Ihrer tiefen Empfindung ist? Ich müßte nur den Schöpfer tadeln, der ja selbst in seiner Weisheit dieß Gefühl in unsere Brust legte, dessen Ausartung zur Verzweiflung wie zur übermässigen Freude, wir zwar durch Religion und Vernunft verhindern, — das wir aber eben so wenig aus unserer Brust tilgen können und sollen, als irgend eine andere Gabe Gottes.

Es ist gewiß, daß das Gefühl, uns von Gott zur merklichen Erhöhung jedes Glückes gegeben ist, sollten wir nun diese wohlthätige Erscheinung in unserm Gemüthe, deßhalb ganz tilgen wollen, weil es uns auch vorübergehende Leiden fühlbarer macht? — Es ist die Pflicht des Erziehers, oder wenn wir alt genug sind, unsere Erziehung selbst zu vollenden — unsere eigene, alle Anlagen, also auch das Gefühl zu leiten und vor Ausartung

zu bewahren, aber wir würden entweder einen großen Fehler oder eine vergebliche Arbeit auf uns nehmen, wenn wir eine Anlage tilgen wollten. Wäre dieß nicht ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der Natur? Eine Versündigung an der allerhöchsten Weisheit des Schöpfers, dessen Werk wir zu meistern wagen? Aber wenn der kluge, denkende Erzieher, schon eine dem Anscheine nach, wirklich schädliche Anlage, nicht tilgen wird, weil er die üblen Folgen einer solchen Eigenmächtigkeit nicht auf sein Gewissen laden will, wenn er z. B. eine Anlage zum Geitze oder zum Neide nicht vertilgen wird, aus Furcht einen Verschwender zu erziehen, und mit der gewaltsamen Ausrottung des Geitzes auch die Sparsamkeit zu tilgen, oder mit der Ausrottung des Neides auch die Achtung des Eigenthumsrechtes, oder des wirklichen Eigenthums, um wie viel mehr wird er das Gefühl nicht tilgen, das offenbar mehr beglückend als verderblich für uns wirkt. Und doch sehen wir oft gute und fromme Menschen, im Begriffe diese schöne Himmelsgabe auf alle mögliche Weise in ihrer Wirksamkeit zu hemmen, und auf eine lächerliche und bedauerliche Art zu verstümmeln.

Es ist nicht zu läugnen, daß in einzelnen Lagen und Verhältnissen, das Gefühl für uns eine Quelle schmerzlicher Leiden wird, die der Gefühllose nicht kennt. — Sehnsucht, Erwartung, Befürchtung, Angst und Sorge, oder wirklicher Kummer ꝛc. wird dem Gefühlvollen manche Stunde verbittern, die der Gefühllose ruhig zubringt, weil er die Affecte nicht kennt, kaum ahnet, die seinen Nebenmenschen ergreifen. Allein sehr oft finden wir eben bey guten, religiösen Menschen, diese mindere Empfänglichkeit, und größere

Schwäche des Gefühls, weil sie fast immer zu den Pflegmatikern und Melancholikern; fast nie zu den Cholerikern noch weniger zu den Sanguinikern gehören, und also durch ihr Temperament, — wenn ihr Gefühl nicht besonders cultivirt wurde, vor lebhaften eigenen Affecten so ziemlich geschützt sind. Aber je unbekannter ihnen selbst sehr lebhafte Empfindungen sind, und je weniger lebhaft und thätig gewöhnlich ihre Einbildungskraft ist, desto weniger begreifen sie auch die schmerzlichen Gefühle anderer, und fühlen sich dadurch weniger zur Theilnahme und zum Mitleid, als zum Tadel und zur Verwunderung hingerissen. — Darum haben auch solche Menschen nicht die Gabe zu trösten, denn eigenes Mitgefühl ist die erste Bedingung jedes Trostes. Jeder Schmerz wird leichter, wenn wir ihn aussprechen und Theilnahme finden, aber er wird nur schwerer, wenn er sich nicht aussprechen darf, oder — ausgesprochen — keine Theilnahme findet!

Diese Erklärung und Bestätigung meiner innigen Theilnahme und meines Wunsches Sie zu trösten, war etwas lang, aber ich wollte Sie zerstreuen, indem ich Ihnen etwas zu denken gab, das eben ihrer Stimmung zusagte. Ich glaube es ist irrig, wenn man Geistes- oder Gemüthsleiden, bloß durch häufige, körperliche Arbeiten und Beschäftigung heilen will. Es ist wohl etwas, aber kein zureichendes Mittel für Gebildete, und auch schon für solche, deren Phantasie lebhaft und empfänglich ist, was bey dem weiblichen Geschlechte häufiger der Fall ist, als bey dem männlichen. Eben so zeigt auch das weibliche Gemüth im Allgemeinen eine größere Empfänglichkeit, und das Gefühl des Weibes ist lebhafter und zarter, als das des Mannes. Daher die größere Zahl ge-

müthskranker und leidender Frauen, besonders Mädchen, — als Männer und Jünglinge.

Der Unempfindliche, — der Kalte und Gleichgültige, ist vor Gemüthsleiden ziemlich sicher, denn wir müssen ein Gemüth haben, um gemüthskrank seyn zu können. Der Unempfindliche, der kein Gemüth hat, wird eben so wenig gemüthskrank werden können, als der Krüppel, dem die Natur einen Arm oder Fuß versagte, in dem fehlenden Gliede irgend einen Schmerz empfinden kann. Man thut daher unrecht, wenn man gemüthskranke Mädchen, bloß auf weibliche Arbeiten oder auf häusliche Beschäftigungen beschränkt, ihnen wohl gar das Lesen, oder andere geistige Arbeiten untersagt; denn alle weiblichen Arbeiten erfordern nur eine gewisse mechanische Fertigkeit und Geschicklichkeit, und beschäftigen unsern Geist nicht mehr hinlänglich, in manchen Fällen gar nicht, wenn wir diese Geschicklichkeit uns angeeignet haben. Auch die häuslichen Arbeiten ermüden unsern Geist durch ihre Gleichförmigkeit, wenn sie auch eben so wichtig für unsern Beruf, als durch die größere Beweglichkeit in die sie uns versetzen, für unsere Gesundheit vortheilhaft sind. Nur in so fern können sie zur Heilung einer Gemüthskrankheit beytragen, als sie uns zerstreuen, und (wenn es nicht bloß einzelne, sich gleichmässig wiederhohlende Arbeiten sind, sondern zum Denken auffordern, und die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen) — unsern Geist beschäftigen, wie die Leitung eines Haushaltes.

Ich bin der Meinung, daß man Gemüthskranke nur durch Beschäftigung ihres Geistes und Gemüthes wirklich heilen kann, daß aber abstracte Gegenstände dazu im Allgemeinen, besonders für das weibliche Geschlecht, un-

tauglich sind. Sie sollen viel lesen, aber nicht allein und ohne Nachdenken, — am allerwenigsten empfindsame Romane, in denen selbst kranke Empfindlichkeit und ausartendes Gefühl sich ausspricht. Daher ist eine Lectüre die zum Nachdenken auffordert, und zugleich belehrt, daher sind Reisebeschreibungen, geschichtliche und naturhistorische Gegenstände, und gute religiöse Schriften, am meisten zu empfehlen, weil sie den Geist in Anspruch nehmen, ohne ihn anzustrengen, und eben so wirksam oder noch wirksamer ist die Betrachtung der Wirklichkeit, die uns immer Stoff genug zum Denken biethet, wenn wir uns nur erst die Kunst angeeignet haben, über Alles — auch über das Unwichtigscheinende zu denken.

Ihre Reiseſcitze ist keine Reisebeschreibung, aber Reiseempfindung, — und ich empfand also ihre Reise mit Ihnen, indem ich las was Sie davon schrieben. Ich stand mit Ihnen in den Galerien von München, vor den Meisterwerken der Kunst, ich theilte Ihr Gefühl — Ihr Entzücken beym Anblicke des Bodensees, und fand mich schmerzlich ergriffen, bey der Betrachtung einer herrlichen, romantisch, schönen Natur, die von einer Gährung der Gemüther durchweht wird, die seitdem zum verderblichen Ausbruche kam. Ich betrat mit Ihnen den Geburtsort und die Geburtsstätte Ihrer Mutter, und das nahmenlose, wehmuthathmende Gefühl mit dem sie dort weilten, und Erinnerungen erndeten, durchzog auch mich. Aber auch die Hoffnungen Ihrer Mutter fanden in mir ein beredtes Echo, und ich sehe mit lebhafter Erwartung, und nicht ohne Hoffnung der Entwicklung Ihres Schicksales entgegen.

Indem ich Ihnen für das schöne, unbedingte Vertrauen danke, mit dem Sie mir die Geschichte ihrer guten Muter erzählen, deren reiches Herz mir sie verehrungswürdig macht, und die ich unendlich lieber gewann, seitdem sie für das Glück einer so liebenswürdigen Tochter, so lebhaftes Interesse beweißt, fühle ich die Verpflichtung auf Ihre Andeutung hinsichtlich meiner Bekleidungsanstalten, noch etwas zu erwiedern. Obgleich gehemmt durch eine anhaltende, langwierige Kränklichkeit, würde ich es dennoch vielleicht bald unternehmen eine solche Anstalt zu errichten, wenn der Standpunct meines Gatten nicht ein zu unbestimmter wäre, um einen bleibenden Aufenthalt hier mit einiger Gewißheit vorauszusetzen. Stets bereit ihm in eine andere Provinz des weiten österreichischen Kaiserstaates zu folgen, kann ich hier nichts unternehmen, was meine persönliche Gegenwart fordert, und muß die Ausführung meines Planes bis auf die Zeit versparen, wo eine endliche Entscheidung seines Schicksals meinen Gatten an eine bleibende Heimath bindet.

Bis dahin freue ich mich Ihres Beyfalles und Ihres Wunsches mir nachzufolgen, und bin mit inniger Freundschaft

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert zwey und fünfzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 23. Nov. 1847.

Theuerste Frau v. S**!

Sie werden es nachlässig finden, daß ich erst jetzt dazu komme, Ihnen für das schöne Schreiben v. 29. v. M. zu danken, allein Sie wissen ja auch, daß ein kleiner Schelm wie Adolf, bald auf die, bald auf jene Art, unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nimmt, daß wir kaum zu irgend etwas, also auch zu einem Briefe nur schwer, Zeit finden. Uebrigens wußte ich auch, daß meine gute Mutter auf ihrer Durchreise durch Gratz Ihnen Nachricht von mir und meinen Dank bringen würde.

Wie glücklich bin ich, an Ihnen theure Frau v. S**, eine so treue und theilnehmende Rathgeberin zu haben; zwar drängen sich auch hier eine Menge Bekannte um mich, die mir unaufgefordert dieß und jenes rathen; — aber eine Freundin, — eine recht warme, wahre Freundin, habe ich unter ihnen noch nicht gefunden. — Nirgends finde ich auch eine Meinung, die ich leicht und unbedingt zu der meinigen machen könnte, wie es bey Ihnen der Fall ist, — und zu fragen wage ich fast gar nicht. Ich habe zu keiner der Frauen die mich hier umgeben so viel Vertrauen, daß ich voraussetze, sie werde mir recht rathen, und ich ihren Rath auch befolgen können. Da es mir aber beleidigend scheint zu fragen und

doch nicht zu folgen, so frage ich lieber Niemanden, und diejenigen die mir dennoch rathen, können mir die Nichtbefolgung ihres Rathes nicht übel nehmen.

Meine Mutter schreibt mir, daß sie glücklich in Wien angelangt, und bey einer Tante abgestiegen sey. Noch habe ich weiter keine Nachricht, aber Gott sey Dank, daß ich von ihrer Gesundheit überzeugt bin und mir sagen kann, daß die Reise in dieser schon etwas rauhen Jahreszeit ihr nicht schadete: Meine Mutter bedauert nur, Sie, beste Frau v. S**, noch immer leidend im Bette getroffen zu haben; und dieß macht auch mich traurig. Dieß ist wohl eine sehr nachdrückliche Warnung, vor der Unvorsichtigkeit und Eigenmächtigkeit mancher Hebammen.

Wie glücklich war ich dagegen, wie bald und schnell erhohlte ich mich, und wie reich belohnt mich der Anblick meines frischen Knaben, für kurzen Schmerz. Ich glaube nun kaum mehr, daß meine Angst seines Köpfchens wegen gegründet war, denn er ist so lustig und so wenig schläfrig, — will schon so gern immer aufrecht sitzend getragen werden rc., daß ich mich ganz beruhigen kann; Gott sey Dank, daß wie Sie mir sagen, auch die Kopfschuppen nichts zu bedeuten haben, und daß mein Mann endlich zugibt, daß es etwas später auch noch Zeit sey, den Kleinen abzuhärten. Ich habe jetzt wirklich einen Thermometer im Kindszimmer, und halte genau auf die Temperatur zwischen 12 und 15 Grad; auch wird das Zimmer täglich gelüftet und es darf durchaus keine schmutzige Kindswäsche, oder anderes Uebelriechendes darin bleiben. Auch die Wärmpfanne muß, da der Kohlendunst schädlich werden könnte, wenn sie gebraucht worden ist, immer gleich wieder fortgetragen werden.

Mit gleicher Sorgfalt wache ich auch für meine Gesundheit. Ich nehme sogar ungern an Gesellschaften Theil, zu denen ich mit meinem Gatten geladen bin, und zwar aus mehr als Einer Ursache. Erstens, weil sie mich vom Hause und von meinen Adolf entfernen, zweytens, weil ich immer fürchten muß, etwas genießen zu sollen das mir schädlich, oder wenigstens für Adolf nicht zuträglich wäre; und drittens, weil ich so viel möglich alle unbequeme Kleidung und vorzüglich das Schnüren vermeiden will, so lange ich den Kleinen säuge. Eben so wenig als ich die Nachlässigkeit im Anzuge billigen kann, zu der das Selbststillen manche Frauen verleitet, eben so wenig scheint mir eine enge, drückende, besonders aber die Brust drückende Kleidung für eine säugende Mutter zweckmäßig. Auch ist bey allen Soirée-Costümen eine Verkühlung nur zu leicht möglich, die auf das Kind schädlich wirken muß.

Eine zu große Nachlässigkeit und Bequemlichkeit hingegen, möchte zwar die Gesundheit des Kindes schwerlich gefährden, macht aber unstreitig auf jeden Feinerorganisirten einen widerlichen Eindruck. — Ich weiß, daß es Frauen gibt, die bey dieser Gelegenheit, — vielleicht sogar ohne diese Veranlassung, sich eine Nachlässigkeit angewöhnten die an's Eckelhafte gränzt, — die den halben Tag im Hemde und Unterrocke herumgehen, — im Sommer kaum ein Tuch oder Korsett nehmen, und in dieser unanständigen Gestalt sich nicht scheuen, vor den Augen ihres Gatten, ihrer Kinder und Dienstbothen herumzugehen, ja selbst noch, freylich mit Entschuldigen über ihr tiefes Negligé, Besuche zu empfangen. Diese Nachlässigkeit scheint mir so unzart, sie zeigt so wenig feines Gefühl für eigene Würde, — als delicate Rück-

sicht für den Gatten, dessen Liebe sehr groß seyn muß, wenn sie unter diesen Verhältnissen noch fortdauern soll. Ich möchte sagen, daß eine solche Frau eine sehr große Gleichgültigkeit gegen die Liebe ihres Gemahls an den Tag legt, und daß es nicht zu wundern ist, wenn Männer, deren Frauen sich solche Unzartheit zu Schulden kommen lassen, endlich stumpf werden, und die Achtung vor ihnen verlieren.

Es gehört nicht eben Eleganz zu den Bedingungen eines weiblichen, häuslichen Anzuges; — er kann im höchsten Grade einfach seyn, — wenn er nur Reinlichkeit, Ordnung und etwa ein wenig Geschmack nicht vermißen läßt, und ich möchte behaupten, daß man aus unserm Anzuge, wenn man uns öfters sieht, eben so wohl auf unsern Charakter schließen kann, als aus unserer Umgebung.

Emil empfiehlt sich Ihnen nebst mir, der kleine Adolf weiß noch nicht was er Ihnen dankt, desto mehr fühlt es

Ihre

dankbare Freundin

Rosa L**.

Hundert drey und fünfzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 28. Nov. 1847.

Ich weiß nicht, liebe Julie, was ich von Deinem letzten Schreiben denken soll. — Zuerst sprichst Du über die Ehe auf eine ziemlich leichtsinnige Weise, und dann willst Du auf

einmahl in's Kloster gehen, und sprichst davon als von einer Sache, die Du alles Ernstes gesonnen bist. Ich weiß nicht soll ich lachen oder mich ärgern über den ganzen Brief, der mir eben nicht sehr überlegt und weise scheint.

Dein Entschluß in's Kloster zu gehen scheint mir zwar etwas improvisirt, und nur durch die Veranlassung herbey geführt, weil Charlotte in's Kloster eintrat, — der ich zu diesem Entschluße Glück wünsche, weil ich weiß, daß das Leben in der Welt, in ihren Verhältnissen doch eine Last für sie wäre, — aber er ist doch etwas begründet. Ich sage gegen diesen Entschluß vor der Hand nichts weiter, weil ich weiß, daß Dein Vater Dich davor bewahren wird, so lange Du seiner väterlichen Gewalt unterstehst. Ich sage nur, daß die Wirksamkeit einer Klosterfrau, immer die am wenigsten verdienstliche und selbstständige ist. Sie ist gebunden, was sie kann ist gehorchen, und auf den Befehl und nach dem Geiste ihrer Obern zu handeln. Für Dich ist, (im Vorbeygehen gesagt) eine solche Lage dauchaus nichts, denn Du hast zu viel eigenen Kopf, um nicht selbst denken zu wollen, und Du würdest Dich also nur unglücklich fühlen.

Die Furcht als Jungfrau alt zu werden, die Dich nun plötzlich anzuwandeln scheint, ist mit kaum 22 Jahren, noch nicht sehr gegründet, stimmt aber übrigens schlecht zu Deinem Vorsatze ehelos zu bleiben. Jedenfalls hast Du noch Zeit zu überlegen, ehe Du einen Schritt thust, der schwerer seyn möchte, als Du zu glauben scheinst, und zu dem der Augenblick Dich hinreißt. Ich bin ganz ruhig über diesen Gegenstand, — ich weiß, daß Du, auch wenn es geschehe, daß Du in irgend ein Kloster versuchsweise einträtest, sehr bald zurückkehren würdest. Du hast keineswegs den duldenden,

schweigenden Gehorsam, der eine der ersten, klösterlichen Pflichten ist, Du würdest also aus dieser Stellung Dich bald wegsehnen, und mit freyheitdürstendem Herzen in eine Welt zurückkehren, die keinen andern Fehler hat, als daß sie nicht in alle Grillen Deines launischen Köpfchens sich fügt.

Ich muß über Deine Furcht unverehelicht zu bleiben nur lachen, denn sie scheint mir auf einmahl sehr groß, das heißt: Du bist in Zeit von anderthalb oder zwey Jahren, seitdem Du zuerst, mir Deinen Vorsatz ehelos zu bleiben ganz ernsthaft mittheiltest, *) um 18 bis 24 Monathe älter geworden, und also dem gefürchteten Alter ein Schrittchen näher. Ueberdieß hast Du eben wieder ein Körbchen gegeben, ich begreife daß Dich das nachdenkend und trübsinnig macht; — daß Du aber den jungfräulichen Stand nun so schrecklich findest, das scheint mir seltsam, und ich möchte fast daraus schließen, daß Du trotz Deiner eigensinnigen Abneigung gegen die Ehe, eben keinen Beruf hast — ehelos zu bleiben.

Uebrigens ist die größere Freyheit und Selbstständigkeit, mit der sie handeln und sich ihren Lebensplan vorzeichnen dürfen, während die Frau sich immer dem Willen und den Ansichten eines Gatten fügen muß, und die wenige Sorge und Verantwortung, da sie nur für sich zu sorgen haben, ein großer Vortheil der Unvermählten. Ich werde nie ein Mädchen bereden, ehelos zu bleiben, allein ich finde es ungerecht im höchsten Grade, einen Stand zu verachten, dem gewiß eben so viele ohne ihre, als durch ihre Schuld angehören; um so mehr, da es in der That nicht nur sehr

---

*) Sie erinnert sich nicht genau, es war am 12. April 1846. Siehe den 8. Brief.

vernünftige, sondern auch sehr liebenswürdige Wesen in diesem Stande gibt, und da die Beweggründe die sie dahin vermochten ehelos zu bleiben, — (wenn dieß ihre Wahl war) uns selten bekannt, und oft wirklich edel sind. Der vereinzelte Standpunkt und die Nichterfüllung ihrer Bestimmung wirft einen Schatten auf alle die durch ihre Schuld diesem Stande angehören. Allein darf dieser Schatten darum den ganzen Stand treffen? — Ist, — um nur Ein Beyspiel zu geben, das Mädchen, das auf die Gefahr hin, ehelos zu bleiben, die Bewerbung eines unedlen oder unsittlichen Mannes zurückweist, und nun vereinzelt steht, nicht edler, als jenes andere, das ihm gleich darauf ohne Bedenken ihre Hand reichte, und nun vielleicht in gleichgültiger, unedler oder zweckwidriger Ehe mit ihm lebt, — wohl gar von ihm getrennt ist? oder als Mutter ihren Töchtern schlechtes Beyspiel gibt? — Wahrlich es ist edler seinen Beruf gar nicht, als ihn schlecht erfüllen, es ist besser Pflichten nicht übernehmen, als sie vernachlässigen, wenn wir sie übernommen haben.

In dem was Du über die Ehe sagst, spricht sich wieder einmahl Dein ganzer Leichtsinn aus. Beym Schluß einer Ehe an die Möglichkeit ihrer Auflösung zu denken, kann doch nur ein leichtsinniges Wesen, — und das bist Du doch nicht im Ernst. Dein Begriff von der Heiligkeit der Ehe muß übrigens sehr klein und unvollkommen seyn, und Du scheinst zu vergessen, daß die Ehe bey uns Katholichen ein Sakrament ist. Aber selbst bey den Protestanten ereignet sich zur Ehre der Menschheit und der Kirche, der Fall einer kirchlichen Trennung nur sehr selten; obgleich sie nicht glauben, daß sie in der That die Ehe brechen, wenn sie bey Leb=

zeiten des frühern Gatten, — also vor der Auflösung ihrer Verbindung durch den Tod, — sich wieder vermählen. Wie müßte es um Sittlichkeit und Erziehung stehen, wenn es möglich wäre daß die Gatten sich nach Gefallen wieder trennten!? — Was möchte man von einem Beschützer denken der sein Weib in den Tagen der Gefahr, und von einer Gehülfin, die im Kummer den Gatten verläßt!

Du findest übrigens, abgesehen davon, indem Du die Trennbarkeit der Ehen billigst, einen protestantischen Gebrauch, für gut und besser. — Steht es so schlecht um Deine Ueberzeugung von den Wahrheiten unserer heiligen Kirche, oder ist auch das nur Leichtsinn? — Ich weiß daß Dein Vater Protestant ist, und daß die Kinder gemischter Ehen, sehr häufig in ihrem Glauben schwanken. Ist es so, so bitte ich Dich als Freundin und Christin um Offenheit über diesen wichtigen Gegenstand; — bis dahin bin ich in besorgter Liebe

Deine

Cousine.

Sophie v. S**.

N.S. Bald hätte ich vergessen Dir zu sagen, daß Dein Bruder Hoffnung hat in dem Handlungshause L** und Comp. in Triest unterzukommen, und daß es ihm frey steht sich schriftlich dahin zu wenden. Ich glaube es wird gut seyn, wenn er meinen Nahmen nennt, und sich auf die gegenwärtige Mittheilung bezieht.

Die Obige.

Hundert vier und fünfzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 15. Dez. 1847.

Meine verehrte Freundin!

Der erste Theil Ihres mir so theuern Schreibens, hat seinen Zweck vollkommen erfüllt und erreicht; denn er zeigte mir nicht nur Ihre theilnehmenden Wünsche für mein künftiges Glück, sondern er zerstreute mich zugleich auf die angenehmste Weise, da er mich zu denken aufforderte und mir reichen Stoff dazu both. — Ich las ihn später noch mehr als einmahl, denn ich fand nicht nur vieles, dessen Wahrheit ich unbedingt fühlte, sondern auch vieles das mir fremd war und mich überraschte, oder das ich noch jetzt nicht klar einsehe, und also noch um ihre nähere Erklärung bitten werde, denn ich bin gewohnt sie ihre Behauptungen begründen zu sehen. Ich werde daher Ihren Brief umständlich beantworten, und meine Meinungen aussprechen.

Was Sie über Gefühl sagen, muß in dem Herzen jedes Fühlenden Anklang und Zustimmung wecken. Wer könnte ein fühlendes Herz im Busen tragen, und nicht auch in den Schmerzen, die er in der Tiefe seines Herzens schöpft, eine Art von Süßigkeit finden? — Ich weiß, daß es Egoisten gibt, die es bequem finden kein Herz zu haben, aber sie kommen mir in Wahrheit vor wie der Krüppel von dem Sie sprechen, und es scheint mir lächerlich, daß sie über das

Fehlen desselben sich freuen, weil es mir so vorkommt, als wenn ein solcher Krüppel sich über das Fehlen, eines Armes oder Beines freuen würde, weil er nun darin keinen Schmerz empfinden, oder damit nichts Ermüdendes arbeiten, also viel bequemer leben könne. Ich weiß auch, daß es Menschen gibt, die den Trauernden oder Bekümmerten durch die Vorstellung trösten und beruhigen wollen, daß ihr Schmerz nutzlos sey, und die Sache nicht ändern werde. Aber muß diese Vorstellung nicht den Trauernden noch mehr niederschlagen?

Doch nun zu dem Weiteren. Ich sehe wohl ein, daß der Erzieher im Allgemeinen eine Anlage nicht tilgen darf, und daß dieß ein Eingriff in die Rechte der Natur wäre; aber es befremdet mich zu hören, daß er auch wirklich schlechte Anlagen nicht tilgen darf. — Sollte dieß richtig seyn? — man müßte also, da man Neid und Geitz (zwey wirkliche Laster) nicht tilgen darf, auch Leichtsinn, Eigensinn, Widerspruch, Trägheit, Furchtsamkeit 2c. nicht tilgen dürfen, die immer nur gelindere Fehler, aber doch wie mir scheint der Aufmerksamkeit eines denkenden Erziehers, wohl werth wären. Ich weiß zwar zum Theil was Sie sagen wollen; — er wird diese Anlagen nicht tilgen, aber leiten; und ich sehe sehr wohl ein, daß dem Geitze die Verschwendung gegenüber steht, und also die Anlage zum Geitze nicht vertilgt werden darf, um nicht eine Ausartung in das Gegentheil zu bewirken; der Erzieher muß also, ich gebe es zu, diese Anlage leiten und mildern, wie er vielleicht eine andere leiten und verstärken muß; er soll also den Geitz tadeln, aber er soll die Sparsamkeit gut heißen, und wo möglich was Geitz werden konnte zur Sparsamkeit umwandeln.

Da aber dem Neide die Liebe entgegen steht, so sehe ich nicht ein wie bey dem Tilgen dieser Anlage etwas gefährdet seyn könnte, da der Uebergang in das Gegentheil hier nur höchst wünschenswerth seyn müßte; auch sehe ich nicht ganz klar ein, wie das Eigenthumsrecht mit dem Neide in Bezug stehen sollte?

Das Wenige was Sie über fromme Menschen sagen, muß ich nur wahr, und durch meine kleinen Erfahrungen bestätigt finden. Auch ich fand, bisher mehr kalte und ruhige Temperamente, mehr düstere und melancholische, unter den sehr religiösen Menschen, als feurige, rasche, lebhafte Menschen. — Ich sehe dieß, aber ich frage mich um die Ursache und finde sie wieder nicht, vielleicht weil ich zu zerstreut bin, vielleicht auch weil sie mir zu tief liegt. Ich fand zwar auch in warmen, feurigen Gemüthern, den Segenskeim des wahren Christenthums, — ich fand das Letzte an dem Grafen, — aber es lag nicht offen da zur Schau, — es lag im Innern, wie in edler Frucht der edle Kern. Aber jene Frommen die wir gewöhnlich mit diesem Nahmen bezeichnen, fand ich fast immer ohne wärmeres Gefühl. So leben in unserer Nachbarschaft mehrere Familien, unter ihnen besonders Eine, das Muster christlicher Frömmigkeit, *) aber ihr Erscheinen macht einen unerfreulichen Eindruck auf mich, wenn wir in nachbarlichen Besuchen uns sehen. Es liegt etwas Düstres, Freudenloses in ihrer Frömmigkeit, sie sollten Licht und Leben verbreiten, und streuen Nacht und Schatten um sich her. Ich möchte sagen es liegt in ihrer ganzen Erscheinung etwas Unnatürliches, das sich bey dem Anblicke ihrer Kinder

*) Siehe II. Band, 87. Brief.

noch vermehrt; denn man wird dann zweifelhaft was man von ihrer Frömmigkeit und ihrer Erziehungsmethode denken soll.

Zwey größere Mädchen von 12 und 8 Jahren, verrathen eine Eitelkeit und einen Hochmuth auf ihr hübsches Aeußeres, die von den Aeltern, (ich weiß nicht, ob sie es wohl gar nicht bedenken und bemerken, denn so thun sie wenigstens) auf das Kräftigste genährt werden. Denn sie sind nicht nur wie die Püppchen geputzt, sondern trotz ihrer Jugend bereits geschnürt, eine Sache die unsere jetzige, tolerante Mode, kaum mehr von Erwachsenen geschweige denn von Kindern — fordert. Ein Knabe von 13 oder 14 Jahren, berührt mich unangenehm, durch sein — wie soll ich sagen? — schüchternes kann ich nicht sagen, kindisches auch nicht, und kindliches noch weniger, aber — durch sein lichtscheues Wesen. Durch Blicke die nie jemand treffen, viel weniger jemandes Blick aushalten, — die nur auf dem Boden umhergleiten und in allen Winkeln einen Anhaltspunkt finden, aber auf der ebenen Fläche unruhig umher irren. So würde ich das böse Gewissen mahlen, wenn ich mahlen könnte. Und doch bemerken seine Aeltern das nicht? — Ist es möglich, daß Aeltern blind für alles sind, was ihren Kindern zum Nachtheile gereicht, — oder täuscht sie das stille Wesen des Knaben überhaupt, und seine, wie mich dünkt, häuchlerische Schmeicheley gegen sie?

Eben so sind ein kleinerer Knabe und ein Mädchen, im höchsten Grade unbändig, von dem Knaben möchte ich fast sagen roh, und die zwey älteren Mädchen voll Häucheley und süß und Zärtlichthun, besonders gegen ihre Aeltern. Uebrigens lernten diese Kinder tanzen," — "damit sie sich doch

anständig benehmen, und einem keine Schande machten," sie lernen etwas Musik und singen," — „damit sie zur Ehre Gottes etwas beytragen können," „und etwas französisch plappern, wenn auch nichts gramatisches," „damit sie doch mit ihren Nebenmenschen sich verständigen können, wenn jene auch nicht gerade ihre Sprache sprechen." Dagegen sind sie in den gewöhnlichsten Unterrichtsgegenständen, für ihr Alter sehr unwissend und kenntnißlos, — „denn sie sollen sich nicht zu sehr mit weltlichen Dingen beschäftigen und darüber die Hauptsache versäumen. Das Leben ist so kurz, daß es um jeden Augenblick Schade ist, den man mit weltlichen Dingen verliert!" — Ein Glück, daß diese Kinder reich sind, sonst wäre, dünkt mich, diese Philosophie sehr am unrechten Platze.

Wie kommt es also, muß ich nochmahls fragen, daß eben die frömmsten Menschen oft die ungerathensten Kinder haben? Denn wirklich ist der Fall den ich eben erzählte, noch nicht die Einzige Erfahrung meines kurzen Lebens, und ich sah auch schon Kinder, — erwachsene Kinder nähmlich, deren Aeltern entweder noch mir erinnerlich sind, oder deren Frömmigkeit der Ruf noch bezeugt; — Menschen deren Jugend in Gebeth und Andachtsübungen verfloß, — nicht nur leichtsinnig, sondern sogar unzuverläßig, selbst unredlich in Geschäften, — ohne Characterstärke in Prüfungen, ja noch mehr, — selbst gleichgültig gegen die Religion, — oder gar Religionsspötter! — Ist dieß möglich? — Und wenn es, wie die traurige Erfahrung lehrt möglich ist? — ist es erklärlich? Dieser Gedanke stimmt mich traurig; ich eile weg davon, zu dem was Sie

über Gemüthskrankheiten und Gemüthsleidende sagen, und wie wahr muß ich es finden!

Mein Vertrauen, meine Hingebung für Sie, steigt bey jeder entwickelten Ansicht, in der ich Wahrheit finde; ich fühle dann, daß Sie recht haben, und ich freue mich, daß ich Ihre Freundin bin! — Es ist gewiß, daß für ein krankes Gemüth Beschäftigung nöthig ist, und eben so gewiß, daß es nicht bloß eine körperliche seyn darf. Ich staune zu hören, daß Sie krank sind, und ich bedaure Sie deßhalb, aber ich kann es kaum glauben, daß eine fortwährende, langwierige Kränklichkeit, die frische Geistesthätigkeit Ihnen nicht raubt, die mir Ihre Schreiben verrathen. Ich kenne Frauen die in ähnlichen Leiden, — wenigstens in ebenfalls langwierigen Zuständen, allen Muth, alles Interesse für die Welt, ja selbst für ihre nächste Umgebung verloren, und ich möchte fast sagen, nur für ihre Krankheit lebten; deren Gedächtniß sich verschwächte, die unendliche Launen hatten, und unerträgliche Geschöpfe wurden. Kranke oder kränkelnde, mit chronischen Leiden, Nervenzuständen und Krämpfen behaftete, — vorzüglich aber Frauen, die an Zufällen leiden, die man mit dem Nahmen Frauenkrankheiten zu bezeichnen pflegt, sind gewöhnlich die Plage ihrer eigenen Familie, und aller derer die in ihre Nähe kommen; da sie nicht nur launisch, empfindlich und bitter werden, und beständig klagen, sondern noch überdieß einen gewissen Werth und eine Wichtigkeit auf diese Kränklichkeiten legen, gleich als ob diese sie interessant und reitzend machen müßten. — Was soll ich dagegen von Ihnen sagen, meine Freundin? — Kann ich Sie krank glauben, während Ihre Briefe die Gesundheit Ihres Geistes und

Ihrer Ansichten bezeugen? Und wenn es wirklich so ist, — wenn Sie krank sind, so haben Sie den Beweis hergestellt, daß auch kränkelnde Frauen, noch für etwas anderes als für ihre eigene Lage Interesse haben können, da in Ihnen noch so viel Raum für die Leiden, Hoffnungen und Wünsche einer Freundin, noch so viel Sinn und Streben zur Beförderung des gemeinen Besten liegt. Sie haben den Satz widerlegt, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohne!

Mit Erstaunen sehe ich aus Ihrem Schreiben, daß Sie daran denken, Gratz zu verlassen, und daß Sie eine Aenderung in dem Geschicke Ihres Gemahls zu erwarten scheinen. Ich weis nicht, ob ich Sie um etwas Näheres darüber bitten darf? — In Betreff meiner selbst, kann ich nur sehr wenig sagen. Der Graf ist wieder hier, und sein Herz führt ihn oft und immer wieder, in unsern Kreis; der jedoch heuer an Interesse dem nicht gleicht, den das vorige Jahr — ich meine der Winter — hier vereinigte. Es fehlt uns dazu mein Bruder Ferdinand, der mittlerweile Lieutenant geworden ist, und der würdige Domherr der durch seinen edlen, geistreichen Umgang, so viel Würze in unser Leben brachte, und sich ein so großes Verdienst um uns Alle, am meisten vielleicht um meinen Bruder erwarb. Der Priester, der uns heuer zur Gesellschaft ward, — da die Entfernung der Stadt uns häuslichen Gottesdienst nöthig macht, — darf trotz mancher Vorzüge, mit dem Domherrn nicht verglichen werden. — Mein Herz weiß dem Grafen das Gefühl Dank das ihn in unsere Mitte führt, ohne es zu lohnen, —

denn die Seinige werden, ohne Einwilligung und Segen seiner Mutter — kann ich nie!

Mit der innigsten Achtung

Ihre

Louise v. Seeheim.

Hundert fünf und fünfzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 21. Dez. 1847.

Meine liebe, strenge Cousine!

Du hast mich tüchtig gescholten, aber ich will nur in Demuth gestehen, daß ich es ein Bischen verdient hatte. Ich will einmahl, da Dein Brief mir zum Theil fatal ist, bey dem anfangen, was mich am meisten freut, und Dir für Moritzens Unterkunft herzlich danken. Ich schrieb ihm natürlich augenblicklich, und Du kannst denken, daß er auch nicht säumte. Schon vor einigen Tagen erhielt ich nun seine Antwort wo er mir meldet, daß er wirklich aufgenommen sey, und daß es ihm freystehe einzutreten sobald er es wünsche. Zu Ende Jänner kommt er nach Wien, bleibt zu einigen Bällen, und reist dann nach Triest, wo er unter Weges Dir seinen mündlichen Dank für Deine Verwendung abstatten wird, denn er hat nun großen Respect vor Dir.

Du sprichst viel von meinem Leichtsinn, und ich kann nicht läugnen, daß ich in Betreff der Ehe, wirklich in den Tag hinein geplaudert habe, was ich aber über das Kloster-

leben schrieb, hat meines Bedünkens Hand und Fuß. Ich will zwar zugeben, daß es unüberlegt ist, und daß ich wirklich nicht für's Kloster tauge, aber Ernst war es mir doch einmahl, und ist also zu entschuldigen.

Du glaubst ich sey noch zu jung, um mich vor dem Altwerden zu fürchten; aber ich denke, ein wenig wäre es doch schon Zeit anzufangen; und wenn ich auch nicht sehr zur Ehe geneigt bin, so habe ich doch aus Deinen eigenen Belehrungen, die Ueberzeugung gezogen, daß wir Frauenzimmer für den ehelichen Stand geboren sind, daß der Ehestand unsere Bestimmung, — und unser Wirkungskreis ein häuslicher sey. Freylich soll man darum keinen Stand verachten, und es freut mich, daß Du denjenigen vertheidigst, dem ich höchst wahrscheinlich einst angehören werde. Ich werde auch dafür sorgen, und darauf denken, daß wenn ich auch einmahl zu den alten Mädchen oder zu den Unvermählten, wie Du sagst, gehöre, man von mir auch soll gestehen müssen, ich sey eben nicht die Lästigste meines Standes. Ich will bescheiden, freundlich und fröhlich seyn, damit ist man überall wohl gelitten; und so hoffe ich es für mich auch, daß diese Eigenschaften mich empfehlen sollen.

Was Du über die Ehe sagst, widerspreche ich nicht. Ich sehe ein, daß es schlecht um die Erziehung stünde, wenn Eheleute sich ohne Umstand trennen dürften, das war auch in der That nur ein launiger Einfall von mir. Daß aber die Wiederverehelichung geschiedener Eheleute, mit andern Gatten, ein Ehebruch seyn könnte, war mir nie eingefallen. Indessen wird es mir sehr wahrscheinlich, wenn ich Deine unterstrichenen Worte lese: Vor der Auflösung ihrer Verbindung durch den Tod.

Du legst mir endlich eine sehr ernste Frage in religiöser Hinsicht vor, und ich sagte Dir schon früher einmahl, daß es mir nicht klar sey, was man unter christlicher Vollkommenheit verstehe? — So sehr ich vom Christenthume überzeugt bin, so kann ich doch nicht läugnen, daß die protestantische Religion, die ja auch eine christliche ist, mich immer sehr interessirte. Ich weiß, daß sehr gelehrte Männer, mit denen sich mein Bischen Vernunft gar nicht messen kann, den Vorschlag gethan haben, die Kinder bis auf ein gewisses Alter, gar nicht in der Religion zu unterrichten, und erst wenn sie prüfen und wählen könnten, sie in beyden Religionen zu unterrichten und ihnen die Wahl einer Religion selbst zu überlassen. — Ich glaube also nur in Demuth, daß diese gelehrten Männer recht hatten!

Ich kann eine Religion nicht verwerfen und anfeinden, die so viel Schönes und Vernünftiges hat. Gehören nicht unsere größten Dichter und Schriftsteller jenem Glauben an? Sind sie nicht die edelsten, und gefühlvollsten Menschen? — Und sehen wir nicht auf der andern Seite die warnendsten Beyspiele von katholischem Eifer? — Was ist jetzt das Tagesgespräch in Wien? Steyermärkische Religionsexcessen. Unduldsamkeit der Kirche, die einen Todten nicht begraben will, weil er nicht mit den heil. Sterbsacramenten versehen war, — Unglaube des katholischen Publikums, das der Kirche zum Trotz den Todten feyerlichst bestattet! — Was kann man im Grunde der protestantischen Religion vorwerfen? — Ich wüßte in Wahrheit nichts. Der unserigen dagegen, wirft man mit Recht, den Bilderdienst und die Ohrenbeichte vor. — Man nennt die Letztere eine Entwürdigung, die keinem edlen Menschen zieme; und meint, daß

die Katholiken deßhalb keine so guten Menschen wären, weil sie eine Vergebung der Sünden glaubten. — Warum erschöpft sich unsere katholische Kirche in Ceremonien, und warum verschließt man uns endlich die Bibel, diesen Grundstein der christlichen Kirche? — Von der Anerkennung des Papstes will ich nicht reden; ich finde sie billig, da Christus selbst den Petrus zu seinem Stellvertreter, zum Oberhaupte der Kirche und zum Gründer derselben ausdrücklich bestimmte. — Was kannst Du mir darauf erwiedern? — Ich erwarte mit Interesse Deine Antwort.

Bruder Bernhard schreibt, daß er nicht kommen wird, da er eine kleine Gemäldesammlung zu ordnen übernommen hat, an der er den Winter über zu thun haben wird, da manches renovirt werden müsse. Ich werde ihn also nicht sehen.

Mit herzlicher Liebe und Achtung

Deine

aufrichtige Cousine

Julie Western.

Hundert sechs und fünfzigster Brief.

Frau von S**. an Frau Rosa L**

Gratz am 28. Dez. 1847.

Ihr letztes Schreiben, liebe Freundin, zeigt mir Ihre volle Beruhigung über Adolfs Gesundheit, und ich theile sie

mit Ihnen; da ich weiß, daß eine Mutter in der geringsten Veranlassung sogleich Stoff zu Besorgnissen findet.

Bald werden jetzt neue Sorgen eintreten, wenn Adolfchen Zähne zu machen beginnt. Freylich ist die Zeit des Zahndurchbruches nicht immer gleich, manche Kinder bekommen schon mit oder vor einem halben Jahre, die ersten Schneidezähne, wie mein Rudolf, der zwey Tage nach dem Entwöhnen, also in dem Alter von 6 Monathen und 2 Tagen die ersten zwey Zähnchen bekam. Aber manche Kinder bekommen sie bedeutend später, — so hat mein Ernestinchen, noch keinen Zahn, ob sie gleich bald acht Monathe zählt, und das Söhnchen einer Freundin war über eilf Monathe alt, als er die ersten Zähne bekam. Allein die Zahnbeschwerden beginnen leider schon sehr früh, gewöhnlich in dem Alter von 3 Monathen. Anfangs treten jedoch diese Beschwerden vom Einschießen der Zähne (Zahnpillen) seltener ein, und wiederhohlen sich nur in Zeiträumen von 4 Wochen; und viele Aeltern übersehen daher die ersten Mahnungen ganz. Allein sie sind bey gehöriger Aufmerksamkeit sehr gut von andern kleinen Leiden zu unterscheiden, und bezeichnen sich dadurch sehr bestimmt, daß die damit verbundene Unruhe des Kindes drey Tage dauert, und sich nach 4 Wochen immer wiederhohlt, daß das Kind mit den Händchen, nach dem Munde fährt, und beruhigt wird, wenn man ihm das Zahnfleisch sanft reibt, daß sein Köpfchen heißer ist, und daß es ungewöhnlich oft Wasser läßt.

Nichts ist dann nöthiger, als die Sorge für gehörige Oeffnung, die man im Falle einer Unterbrechung durch leichte Hülfsmittel und wenn diese nicht wirken durch ein Klystier oder Schmalzzäpfchen befördern muß. Man hat um den Durchbruch

der Zähne zu erleichtern, oder vielmehr das Zahnfleisch für denselben vorzubereiten, manches empfohlen. Ein Kinderzahnpulver, mit dem man das Zahnfleisch reibt, und von dem man um den Stuhl zu befördern, und das Kind zu beruhigen, allenfalls eine Messerspitze voll mit Wasser gibt, ist das dienlichste. Das Befeuchten mit Citronensaft um das Zahnfleisch spröde zu machen, möchte erst rathsam seyn, wenn der Durchbruch der Zähne schon nahe bevorsteht. Uebrigens ist es rathsam das Zahnfleisch des Kindes öfters mit dem Finger zu reiben, und ihm Brot oder Semmelkrumme zum nagen zu geben.

Was Sie über die Sorgfalt schreiben, zu der das Selbststillen Sie veranlaßt, und über den vernachläßigten Anzug mancher Frauen; ist so wahr, daß ich wünschen möchte, es allen Frauen mittheilen zu können, die auf dem Punkte stehen, eine solche Vernachlässigung sich anzugewöhnen. Daß aus dem ehelichen Verhältnisse alle Zartheit schwindet, sobald das zartere Weib ihr entsagt, ist nur zu gewiß, und doch fallen so viele Frauen in diesen Fehler, ohne die nothwendige Folge zu bedenken.

Es ist erstaunlich, daß selbst Frauen in diesen Fehler fallen, die keineswegs sparsam sind, oder in ihrem Putze überhaupt *Einfachheit* lieben. Oft beleidigen sie nur die Augen ihres Gatten, durch eine *zu weit getriebene*, nicht mehr *reitzende Einfachheit*, während er mit Verdruß, eine kostbare Toilette — für Fremde bestreiten muß, und die wenige Sparsamkeit seiner Frau zu beseufzen Ursache hat. Ist eine solche Frau im Stande, den Gatten dauernd zu beglücken? — Wird er sich nicht endlich kummervoll und beleidigt aus einem Hause zurückziehen, in dem er drey so schöne Eigenschaften; — *Reinlichkeit, Ordnung*

und Sparsamkeit vermißt! — denn daß Frauen, die ihrem eigenen Anzuge nicht zu ordnen gewohnt sind, auch Stube, Kinder und Hauswesen selten in Ordnung halten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Leben Sie wohl, meine Freundin, es umarmt Sie mit herzlicher Liebe

Ihre

Freundin

Sophie v. S**

Hundert sieben und fünfzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 5. Jänner 1848.

Meine Louise!

So sehr Ihr vorletzter Brief, das Gepräge einer vergebens bekämpften Niedergeschlagenheit trägt, eben so sehr finde ich in dem Letzten das Streben nach Beschäftigung. Oder wäre es bloßes Ungefähr, daß er eine solche Zahl von Gegenständen, berührt; nein erfaßt muß ich sagen, und festhält durch Fragen an mich. Sey dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Gegenwart des Grafen Sie wieder heiterer stimmt, und das ist mir genug um das Beste zu hoffen. Ich eile zur Beantwortung Ihres Schreibens, — zuerst also zu dem, was Ihnen in Betreff des Tilgens oder Leitens der Anlagen räthselhaft scheint. —

Sie haben zugegeben, daß man den Geitz nicht tilgen dürfe, und ich versichere Sie, daß auch die natürliche An-

lage des Neides, die sich in verschiedenen Abstufungen, bey Kindern sehr häufig findet, nur geleitet werden darf. Man wecke oder erhalte nur die Liebe in dem kleinen Herzen, so wird der Neid nie ausarten und herrschend werden. Unter Kindern die sich lieben, wird der Neid nicht gefährlich werden, aber — man verwechselt sehr häufig das natürliche Gefühl, und die Behauptung des Eigenthumrechtes mit dem Neide. Man behandelt und straft dieses als Neid, und arbeitet auf diese Weise oft einer natürlich guten Anlage entgegen, die man später unbeschadet dieser ersten Unterdrückung wieder zu wecken sucht, und um so schwerer wecken kann, je kräftiger man ihm früher entgegen wirkte, und weckt dafür gerade die, die man unterdrücken wollte. Soll ich Ihnen dieß durch ein Paar kleine Beyspiele beweisen?

Mein Rudolf, (zwey Jahre vorüber) weinte unlängst, als die Magd ihm ein Schnittchen Semmel nahm, und seinem kleinen Schwesterchen gab, und wollte es nicht leiden; — und sie erklärte dieß für Neid. Da sein Weinen in Heftigkeit ausartete, so mußte ich ihn dießmahl zurechtweisen und strafen. Des andern Tages geschah es wieder, und dießmahl unmittelbar vor meinem Bette, (da ich das Bett hüthen muß) und also vor meinen Augen; daß die Kindsmagd von seiner Semmel, die ich zum Vesperbrot (der Jause) ihm gegeben hatte, für die Kleine ein Schnittchen nahm, worüber er abermahls ungehalten war, und sich bey mir beklagte. Dieß hielt die Magd wieder für Neid und warf ihm vor, daß er das Stückchen Semmel seinem Schwesterchen nicht gönne; und es wird gewöhnlich dafür gehalten, weil man so selten den Grund von Kinderhandlungen er=

forscht. Allein ich wußte aus andern Erfahrungen, daß der Knabe nicht neidisch, wenigstens nicht in einem so hohen Grade neidisch ist, um der Kleinen, die er sehr liebt eine Kleinigkeit zu mißgönnen.

Ich vermuthe also die wahre Ursache, nähmlich sein gekränktes Eigenthumsrecht, und befahl der Magd ihm das Schnittchen Semmel das sein gehöre, zu lassen; ließ mir Bisquit bringen und gab es Rudolfen „um es Ernestinchen zu geben.“ — Die Eile, das Lächeln, mit dem er meinen Auftrag erfüllte, indem er durchaus nichts davon für sich verlangte, sondern sich freute, sie es essen zu sehen, zeigte mir deutlich, daß ich mich nicht geirrt hatte, und ich fand es seit dem oft bestätigt, daß er Spielsachen oder andere Dinge die sein gehörten, sich nicht nehmen ließ, während er selbst freywillig ihr damit vorspielte, sie ihr brachte und überließ, oder um Eßwaaren für sie bitten kam, die er ihr gewissenhaft zustellte. Es scheint mir also sehr natürlich, daß er, da er selbst bereits um kleiner Verletzungen des Eigenthums, etwa um einer Frucht oder eines Stückchens Brot willen, daß er ohne meine Erlaubniß genommen hatte, mehrmahls ernstlich zur Rede gestellt, und gestraft worden war, ein sehr lebhaftes Gefühl für Eigenthumsrecht im Allgemeinen hat, und also auch das seinige nicht verletzen lassen will. Wie viele Aeltern fehlen in dieser Hinsicht, indem sie die Anlagen des Kindes falsch beurtheilen, zum Beyspiele in dem gegenwärtigen Falle es als neidisch, und wohl gar dadurch bestrafen, daß sie das Seinige nehmen und dem andern Kinde geben. Muß eine solche Willkührlichkeit, nicht das Gefühl des Kindes, besonders wenn es sehr lebhaft und zart ist, empfindlich verwunden? Muß diese Behandlung nicht den

Neid, den es bisher vielleicht noch nicht kannte, in ihm wecken? Ja muß das Kind, bey öfterer Wiederhohlung dieses Verfahrens nicht endlich an Begriffen irre werden, und sein zarter Sinn für Recht, und Heiligkeit des Eigenthums sich abstumpfen?

Daher sehen wir so viele Kinder, die in dieser Hinsicht nicht zu klaren Begriffen gelangen, weil wir sehr oft, sie früher selbst verwirren. Noch auf eine andere Art will man oft zum Neide geneigte Kinder heilen, indem man ihnen das Gleiche verspricht und wirklich verschafft. Man glaubt dadurch das Kind vom Neide abzuhalten, und bemerkt nicht, daß man ihm dadurch nicht nur Nahrung gibt, sondern ihn förmlich belohnt, und außerdem noch den Eigennutz weckt.

Eben so werden die meisten fehlerhaften Anlagen, auch die von Ihnen genannten, sehr oft durch falsche Behandlung verstärkt, oder gar erst dadurch in's Leben gerufen, statt im ersten Keim unterdrückt oder wenigstens gelenkt zu werden. Man glaubt Leichtsinn und Eigensinn oft durch Strenge zu bessern und macht die Sache nur noch ärger. Man vergißt daß Trägheit sich oft in körperlichen Zuständen gründet, die also Sache des Arztes sind, man setzt dem Widersprechenden Widerspruch entgegen, und bedenkt nicht, daß man es in diesem Falle sehr häufig mit denkenden Kindern zu thun hat, die den Widerspruch den man ihnen entgegensetzt sehr wohl als solchen erkennen, und sich durch die Wirkung des Beyspiels in ihrem Fehler bestärkt finden, und endlich glaubt man Furchtsamkeit, die in einem gewissen Alter sich mehr oder minder bey den meisten, um nicht zu sagen bey allen Kindern zeigt, durch plötzliches Erschrecken, das oft sehr

traurige Folgen hat, durch Einsperren im finsteren Zimmer ꝛc. zu heilen, wodurch man die Nerven des Kindes in eine Spannung bringt, die oft eine bleibende Schwäche zur Folge hat.

Ihre Frage in Bezug auf fromme Menschen, hat eine doppelte Bedeutung. Die erste bezieht sich auf den Umstand, daß sie gewöhnlich kältere, gelassenere Menschen sind, und ich werde sie zuerst erwähnen. Sie selbst beziehen hier schon zum Theil die Art ihrer Frömmigkeit auf ihr herrschendes Temperament, und ich darf Sie nur aufmerksam machen, daß jene Art von Frömmigkeit, welche Sie meinen, und die auch ich meinte, nur mit einem phlegmatischen, vorzüglich aber mit einem phlegmatisch melancholischen und allenfalls einer kleinen Beymischung von cholerischem Temperamente sich verträgt. Der reine Sanguiniker oder Choleriker, oder auch Sanguinisch-Cholerische, wird nie, er mag auch noch so fromm seyn, auf diese Art seine Frömmigkeit zeigen, höchstens noch der Sanguinisch-phlegmatische, und auch der nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf fremden Antrieb.

Das Temperament ist etwas Unläugbares; es spricht sich in den verschiedensten Mischungen, aber allemahl entschieden in uns aus, und leiht uns die Farben in denen wir Alles, nicht nur einzelne Gegenstände erblicken. Der Sanguiniker ißt und trinkt auch anders als der Melancholiker, er hohlt anders Athem, und bewegt sich anders; — ist es zu wundern wenn er auch anders bethet? — Sollen wir darum den Einen oder Andern tadeln? — Kann ihre Frömmigkeit nicht gleich verdienstlich seyn? und vor den Augen dessen, der in die Herzen sieht, — gleich wohlgefällig? — Der Sanguiniker und Choleriker werden ihre Frömmigkeit weniger durch

äußere Zeichen kund geben, sie werden mehr handeln und fühlen, als Worte machen, der Pflegmatiker und Melancholiker werden mehr Worte machen, sich mehr in Formen erschöpfen, aber weniger handeln. Dieß läßt sich zwar nur sehr im Allgemeinen bestimmen, aber es trifft — freylich mit Ausnahmen, gewöhnlich zu; und muß zutreffen, denn der Frohe wird Allem, auch der Religion seine heitere, der Düst're seine schwarze Färbung geben.

Ich komme zu der zweiten Bedeutung, dem zweiten Theil Ihrer Frage, woher es kommt, daß eben die frömmsten Menschen oft die ungerathensten Kinder haben? — Leider läßt sich dieß nicht ganz bestreiten, aber die Erklärung liegt vielleicht näher als Sie glauben. Das Beyspiel von einer Familie, in Ihrer Nachbarschaft wird Ihnen die Bemerkung sehr leicht machen, daß diese Aeltern, wenn sie auch in vieler Hinsicht kluge, verständige Menschen sind, doch nicht eben zu dem Scharfsinnigsten und Denkendsten gehören; und Sie werden bey absichtlicher Beobachtung immer finden, daß diese melancholisch frommen Menschen, wenn sie noch so verständig und selbst vernünftig sind, doch nie zu den Denkendsten gehören. Daß aber zu der Erziehung, — und guten Erziehung von Kindern denken, höchst nöthig ist, wird niemand läugnen; der mit dem Begriffe „Erziehung" etwas mehr als die Idee einer bloß körperlichen Ausbildung, und oberflächlichen Geistesbildung versteht. Die Menschen von denen wir sprechen sind selten im Stande sich selbst zu leiten, und bedürfen gar sehr der Leitung ihrer Beichtväter, wie sollten sie im Stande seyn, ihre Kinder richtig zu leiten, und ihre, oft von dem ihrigen sehr verschiedenen Charaktere zu durch-

schauen und zu lenken? Es ist also wirklich nicht zu läugnen, aber auch nicht zu wundern, daß fromme Menschen nicht immer gute Erzieher sind. Ich möchte dieß die Ursache, und die betrübende Erfahrung die Sie aus der Betrachtung der Kinder, also aus den Früchten der Erziehung, ziehen, die Wirkung nennen. Daß diese Wirkung unvermeidlich ist, wird eine kurze Betrachtung uns leicht sehen lassen.

Wir haben es natürlich gefunden, daß fromme Menschen nicht immer denkende Erzieher seyn können; wir müssen es also ebenso natürlich finden, daß ihre Kinderzucht sehr oft mißrathen muß. Und dieß ist um so unvermeidlicher, je verschiedener das Temperament der Kinder, von dem der Aeltern ist. Wir finden häufig, daß die Kinder, besonders die Kinder von Melancholikern oder Pflegmatikern, das entgegengesetzte Temperament von dem, ihrer Aeltern haben. Je lebhafter nun das Temperament der Kinder, desto weniger werden die Aeltern im Stande seyn sie zu leiten, und desto zweckwidriger wird die Behandlung der Aeltern auf dem Charakter der Kinder wirken. Menschen die ihre Jugend in Gebeth und Andachtsübungen zubringen mußten, werden nur dann fromm und religiös seyn, wenn ihr Temperament sich ohnehin zu dieser Art von Frömmigkeit neigte; wenn also nur, ihr natürlicher Hang dahingeleitet wurde.

Lebhaften Kindern jedoch, wiedersteht alles Methodische, Förmliche, und jede zu lange dauernde, sich zu oft wiederhohlende Uebung von selbst; — sie dürfen nur dazu gezwungen werden, so ist es ihnen vollends verhaßt; und doch ist dieß gewöhnlich der Fall. Man ist sogar im Stande sie durch das Hersagen einer Anzahl von Gebethen

zu strafen, und vergißt, daß alles was zur Strafe gebraucht wird, schon dadurch verhaßt und als etwas Uebles erklärt wird. Man hält eine solche Abneigung gegen das Gebeth, oft bey lebhaften Kindern für etwas Sträfliches, und bezieht diese Abneigung auf den einzelnen Fall, — auf das Bethen. Man dürfte dagegen nur etwas Anderes, mit Strenge und auf eine methodische Art von ihnen fordern, so würde es ihnen bald eben so verhaßt seyn. Man zwinge die Kinder täglich zu gewissen Zeiten, ein Paar lustige Liedchen die man Ihnen gelernt hat, und die sie höchst komisch fanden, oft nacheinander aufzusagen, und ohne Abwechslung immer dasselbe ruhig und ernsthaft zu wiederhohlen, so werden sie ihm in kurzem verhaßt seyn. Kinder sind im Allgemeinen zum Gebeth sehr bereit, und für alles Religiöse leicht empfänglich, es ist also nur die Schuld der Aeltern und Erzieher, wenn durch zu große Lauheit oder Strenge, diese natürliche Empfänglichkeit verloren geht. Muß das Kind, das gezwungen wird zu bethen, nicht endlich zum Häuchler werden? Muß Religion und Gebeth ihm nicht verhaßt, und selbst zum Eckel werden? — Wahrlich man sollte staunen, nicht noch mehr Häuchler und Bösewichter unter Menschen zu finden, denen die Religion auf eine so traurige Weise verhaßt gemacht wird! — Welch' eine nachdrückliche Warnung muß uns dieß seyn, alles Förmliche und Methodische aus den Gebethen und Religionsbegriffen unserer Kinder zu verbannen! und mehr auf ihr leichterregbares religiöses Gefühl, als auf ihr Gedächtniß zu wirken!

Ich schäme mich indem ich das Lob lese, das Sie über mich ergießen, und das ich keineswegs ganz verdiene. — Sie staunen über die Heiterkeit meines Geistes, während eines

langwierigen Leidens, und ich fühle, daß ich vielleicht eben so verdrossen und eine Last meiner Umgebung wäre, wenn ich nicht so viel zu denken hätte, und unerschöpflich aus mir selbst, aus der geringsten meiner Umgebungen, und aus meinen Erfahrungen, Stoff zu tausendfältigen Betrachtungen zöge; wenn überdieß nicht meine Kinder um mich spielten, und mich unablässig zum Studium, und zur Ausübung meiner Grundsätze aufforderten. Und gibt es nicht Augenblicke in denen selbst mich Empfindlichkeit, Reitzbarkeit und Ungeduld überrascht? obgleich die Fähigkeit und eine natürliche Neigung zum Denken, mich mehr als andere Frauen vor Schwächen schützen sollte?

Ist irgend ein Verdienst davon mein, oder ist es nur die Zusammensetzung meines Temperamentes, die Conformation meiner Stirn und Nase, in der wie ich glaube, etwas Verstand und Ueberlegung sich ausspricht, oder die Wirkung einer zum Denken leitenden Erziehung, die ich meiner Mutter danke, ich weiß es nicht, nur so viel ist gewiß, daß ich nicht von Jedem, ich meine nicht von jeder Frau, dieses Interesse am Ernsten fordern möchte, und daß immer ein Vorzug durch einen Mangel sich ausgleicht. Es ist möglich, daß ich weniger launisch bin, mich mehr zu beherrschen weiß, als manche andere Frauen, aber ich zweifle ob ich darum Fremden eine liebere Gesellschafterin bin. Mir fehlt die Gabe zu unterhalten, und ich bin so wenig geschickt, mich ohne eigentlichen Anlaß; — ich meine den Fall einer Unterhaltung, eines Balles, ꝛc. aus meinem Ich herauszureißen, und gedankenlos mit den Nichtdenkenden zu seyn, daß man mein stilles, ernstes Wesen mehr als einmahl für Hochmuth, vielleicht auch für Albernheit gehal-

ten hat; wie man als Kind mein stilles, verschlossenes Wesen für Blödigkeit hielt, und die einzelnen Witzfunken in denen sich zuweilen etwas Geist aussprach, belachte, ohne nur entfernt zu glauben, daß ich den möglichen Sinn meiner Worte zu erfassen im Stande sey, vielweniger ihn hatte hineinlegen wollen.

Ich schließe daraus nicht nur, daß die Gabe der Unterhaltung mir fehlt, die bey so vielen Frauen, manchen kleinen Fehler wieder gut macht, sondern auch, daß der Ausdruck von Güte, den die Physiognomik dem Untertheil meines Gesichtes, besonders dem Kinn zugesteht, nicht über den denkenden Charakter der Augen zu siegen im Stande ist.

Mein Brief ist durch Ihre Schuld, meine Louise schon sehr lang geworden, denn er mußte so lang werden, wenn ich alles was Ihr letzter Brief enthält, beantworten wollte, und doch muß ich auch noch auf Ihre theilnehmende Frage, um mein ungewisses Schicksal, etwas erwiedern. Sie wissen, daß mein Mann nur erst * bey der hiesigen Landesstelle ist, und daß er doch bereits in einem Alter ist, in dem man Männer seines Gleichen, bereits an einem, ihrer Fähigkeiten und ihres Geistes würdigen Posten, in einem selbstständigen Wirkungskreise erblickt. Sie werden daher leicht errathen, daß er nur durch die kränkendsten Zurücksetzungen, noch auf seinem gegenwärtigen Posten steht, und daß ein Mann von Geist und Ehrgefühl, der sich bewußt ist Höheres leisten zu können, in dieser untergeordneten Stellung sich nicht glücklich fühlen kann. Sie werden fragen, warum man ihn verfolgt, da Sie wissen, daß sein Vater eine sehr angesehene Stellung behauptete, und ich kann darauf sehr wenig erwiedern, denn

ich müßte nur Persönlichkeiten enthüllen, um eine Sache zu erklären, die ausserdem nicht wohl erklärlich ist. Doch ich will das sagen, was von den gegenwärtigen Verhältnissen, auf Rechnung des Zufalls kommt. Spät zur wirklichen Anstellung gelangt, weil Nachrückungen in den ersten zwölf Jahren seiner Dienstzeit fast gar nicht vorfielen, verlor er nun, gerade in einer Zeit wo ihr anerkennendes Urtheil, ihm gerechte Würdigung und dadurch die stufenweise Nachrückung bringen sollte, nach einander in kurzer Zeit vier seiner früheren Vorgesetzten durch den Tod, und da er schon früher zwey verloren hatte, so waren sechs Häupter, die ihm Gerechtigkeit verschaffen, und seine Fähigkeiten vertreten konnten, vom Schauplatze verschwunden, und ämtliche Dekrete, die für ihn sprachen, beachtete man nicht. Es hatte also die Willkühr freyes Spiel. — Man hatte Günstlinge die man unterbringen wollte; — man wollte ihn also anfangs unterdrücken um seinen Zweck zu erreichen, — später mußte man ihn unterdrücken, weil man durch Anerkennung nur eine frühere Ungerechtigkeit hätte eingestehen müssen; und man thut es mit um so größerer Gehäßigkeit, je mehr man fürchtet, daß es ihm dennoch gelingen könnte, eine freyere Stellung zu gewinnen. Er entschloß sich daher ein ganz anderes, nähmlich das Lehrfach zu ergreifen, und hat bereits mehrere Concurse für Lehrkanzeln zurückgelegt, deren eine er zu erhalten hofft, obgleich man ihm auch hier überall Hindernisse legt! — Genug davon, ich eile zum Schluß und lege Ihnen ein Gedicht bey das vor länger als zwey Jahren aus meiner Feder floß.

Der Schluß Ihres Briefes zeigt mir das innige Gefühl Ihres reichen Herzens, im Kampfe gegen den starken, stol-

zen Verstand. Wer wird gewinnen? — — Ich sehe ruhiger Ihrem nächsten Schreiben entgenen, weil ich mir diese Frage beantworte, und Louisens Glück mir im Hintergrunde dämmert.

Mit der innigsten Achtung und Liebe

Ihre

Freundin

Sophie v. S**.

Frauenleben.

Im Flügelkleide regt im Mädchenherzen,
Sich schon ein Meer, von Sehnsucht — Lust und Schmerzen.
Sie weih't den Aeltern inniges Gefühl,
Und Schwestern, Brüder — liebt sie ernst — im Spiel.
Schon jetzt fühlt sie der Liebe süßes Sehnen,
Und weint, — wird sie verschmäht, des Schmerzes Thränen.
Nur für die Liebe lebt sie, — hat sie Sinn
Und Liebe führt sie durch das Leben hin!

Kaum daß das Kind zum Mädchen sich gestaltet,
Und jungfräulich ihr Wesen sich enfaltet,
So steigt im Herzen hold und unbewußt,
Die Ahnung auf, und in der keuschen Brust,
Von jenen heilig ernsten Hochgefühlen,
Die Raum und Zeit, in Frauenbrust nicht kühlen.
Und Ideale treten schmeichelnd vor,
Und Bilder, — Träume — reihen sich im Chor!

Nun ist Gespielin, — Mutter, ihr so theuer,
Sie liebt jetzt mit erhöhtem Jugendfeuer, —
Sie schmiegt sich inniger an's Vaterhaus,
Wär's möglich ach, — sie sollte einst hinaus?
O niemahls nein, sie müßte den ja hassen,
Der sie entführt', — sie wird es nie verlassen! — —
Doch träumt ihr Herz, von Idealen voll,
Wie der Geliebte, einst, sie lieben soll!

Und — ihre schönste Stunde ist gekommen,
Ihr Busen hebt sich liebevoll beklommen; —
Sie ahn't, — erkennt nun ihres Lebens Ziel,
Und jenes schönste, seligste Gefühl! —
Sie hat ja ihn den Theuren schon gesehen,
Für den des Herzens Triebe ihr erstehen.
Er fleht um Liebe, fleht um ihre Hand,
Sie soll ihm folgen, in sein Vaterland!

Sie soll die Aeltern, soll die Heimath lassen, —
In fremdem Boden gleichsam Wurzeln fassen? —
Ja! was sie nie geahnet, wirkt gar bald,
Der Liebe zauberische Allgewalt!
Sie folgt dem mächtigsten, dem schönsten Triebe,
Gesteht erröthend ihre Gegenliebe,
Reicht ihm verschämt, im Brautschmuck ihre Hand,
Und sie umschlingt, ein heilig Segensband!

Nun hat sie keine Heimath, keinen Willen,
Als nur den Wunsch, den seinen zu erfüllen;

Und einzig ist es ihrer Sehnsucht Ziel,
Wie sie sein Leben, schmücken, — ebnen will! —
Mit ihm theilt sie des Lebens Glück und Freuden,
Allein — sie fühlt auch tief, des Gatten Leiden; —
Und was ihn trifft, — sey's Freude oder Schmerz,
Es dringt noch tiefer in der Gattin Herz!

Doch bald trübt sich der heit're Lebensmorgen,
Den Gatten drücken schwere, ernste Sorgen,
Er wird verkannt, durch Ungerechtigkeit,
Und Hohn gekränkt, und was von selbst die Zeit,
Ihm lächelnd beu't, entreißen And're wieder.
Da steht der Mann, so offen und so bieder,
Gefloh'n von Allen — denn ihn flieht das Glück, —
Und alle Freunde ziehen sich zurück!

Nur sie, — die Gattin, hängt mit treuer Liebe,
An seiner Brust, mit wechsellosem Triebe.
Er strebt nun fort, — ein neues Vaterland,
Sich fern zu suchen; — sie an seiner Hand
Sie folgt ihm gern, mit frohem Herzenspochen,
Denn: wo man ihm, der Hoffnung Stab gebrochen,
Da sank auch ihre Hoffnung mit in's Grab; —
Da sinkt auch ihre Sonne — mit hinab! —

Doch immer nicht dräu'n ja des Schicksals Wetter,
Dem Langverfolgten findet sich ein Retter,
Die schönen Tage kehren einst zurück,
Es heitert wieder sich der trübe Blick! —

Und noch ein zartes Glück ist ihr beschieden,
Gewiß das reinste, seligste hienieden; —
Sie wird auch Mutter, und ein zartes Kind,
Lehrt sie, wie süß, die Mutterfreuden sind!

O Mutterliebe, dich noch mußt' sie kennen,
Um ganz, der Liebe Born, erschöpft zu nennen.
O Seligkeit! ein theures Liebespfand,
Schlingt fester noch, der Gattenliebe Band!
Der Ihren Wohl, ist nun der Mutter Streben,
Denn Liebe nur, — regiert das Frauenleben!
Und oft dankt sie in Andachtsgluth verklärt,
Dem Schöpfer, daß er — lieben sie gelehrt!

N. S. Indem ich siegeln will, sehe ich daß Sie dießmahl nicht einen Brief sondern einen Pack erhalten. Sie haben es gewollt, mich dünkt Sie lieben lange Briefe.

Die Obige.

Hundert acht und fünfzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 10. Jänner 1848.

Liebe, theure Julie!

Du warst über meinen letzten Brief böse, gestehst mir aber doch nach und nach zu, daß ich nicht Unrecht hatte; — damit bin ich schon zufrieden, und auch damit daß ich dich, wie es deutlich zu sehen ist, zum Nachdenken gebracht habe. Du bist klug genug, um wenn Du nur willst, recht vernünftig zu denken und zu urtheilen, aber eben darum stört es mich unangenehm wenn Du gedankenlos, oder zwecklos raisonirst.

Ich habe Dich aufgefordert mir in religiöser Hinsicht, Dein Vertrauen zu schenken, und ich danke Dir für die Offenheit mit der Du es thust. Du erwartest eine Antwort von mir; — ich weiß nicht ob ich Dir eine genügende geben kann, aber ich will Dir ganz einfach meine Gedanken sagen. Der Begriff „christliche Vollkommenheit" ist ein zu ausgedehnter, als daß man seine Erklärung in wenig Worte fassen könnte, allein ich will es versuchen. In meinen Augen, ist sie „eine Vereinigung der göttlichen und sittlichen Tugenden in einem gläubigen Herzen; — die Erfüllung aller Christenpflichten, — die Beobachtung aller göttlichen und kirchlichen Gebothe." Daß also, wenn diese allgemeine Definition richtig ist, der bestimmtere, besondere

Begriff den wir damit verbinden, nach unserer Individualität verschieden seyn muß, ist gewiß, eben so gewiß, als der Begriff von wahrer Frömmigkeit verschieden ist, — als Frömmigkeit und Gottesfurcht, bey verschiedenen Individuen, sich verschieden entwickelt, und verschieden ausspricht. Indessen glaube ich, daß die erste Grundbedingung von christlicher Vollkommenheit, der christliche Glaube, die zweite, das Bekenntniß unserer Kirche und der Gehorsam gegen dieselbe ist; außerdem kann ich mir wohl eine moralische aber nicht eine christliche Vollkommenheit denken.

Du erwähnst den Vorschlag gelehrter Männer, den Unterricht der Religion, erst in spätern Jahren zu beginnen. Wenn man also bis in das vernunftfähige Alter, die Kinder ohne Religion aufwachsen ließe, so sollte man sie dann in zwey Religionen unterrichten lassen? — Warum aber eben in zweyen? warum nicht in zehn oder in hunderten? — Wenn man selbst nicht Kraft genug hat, um unter zwey Religionen mit Ueberzeugung die bessere zu wählen, wann wird das Kind weise genug seyn, um Glaubenssachen mit Ueberzeugung zu prüfen? Wir werden also doch wenigstens das zwanzigste Jahr des Kindes abwarten müssen, ehe wir den Religionsunterricht beginnen, und es zur Wahl einer Religion schreiten lassen. — Bis hieher hatte es also gar keine Religion, wohl aber ward sein Kopf mit abstracten Gegenständen, sein Herz vielleicht schon mit unzähligen Leidenschaften überfüllt! — Ist der Jüngling das Mädchen wenn sie ohne Religion, also eben nicht auf dem besten Wege, bis hieher gelangt sind, wohl in der Stimmung, jetzt mit häufigem Religionsunterrichte sich zu befassen, und über religiöse Wahr-

heiten zu grübeln? Ich glaube kaum, daß in späteren Jahren ohne besondere göttliche Gnade, das Herz mehr so empfänglich seyn kann; viel weniger, daß wir dann mit freyem Blicke zu wählen im Stande wären. Wohin würde also eine solche Verspätung des Unterrichtes führen, als zu Religionszweifeln?

Religionszweifel! — was heißt das? — Zweifel in unsere christliche Glaubenslehre? — nein, — nur Zweifel über die Förmlichkeit, über einzelne Kleinigkeiten die nicht zur Sache gehören; also über das Aeußerliche der Kirche! — Und ist es nicht eine Schande unseres aufgeklärten Zeitalters, daß es noch solche Zweifel gibt? — Daß noch Spaltungen unsere heilige, allgemeine, christliche Kirche trennen? — daß nicht ein Streben nach Einheit, alle Glieder der christlichen Gemeinschaft, zu einer einzigen, großen freyen, christlichen Kirche vereinigt? — Ist es einem künftigen Jahrhunderte vorbehalten, diese Einigung zu bewirken? Vielleicht! — Bis dahin aber, so lange wir uns noch in Secten theilen, und nach ihnen benennen, laß uns Katholikinen seyn, weil wir katholische Christinen sind! — Laß' uns über den Ceremonien unserer Kirche, ihre eigentliche, hohe Bedeutung nicht vergessen, laß uns aber auch nicht vergessen, daß, wenn es auch gleichgültig seyn mag, an welche äußere Form unsere Kirche uns bindet, doch die Fügsamkeit in dieselbe, für uns nicht gleichgültig seyn kann, weil es die unserer Kirche ist; einer Kirche von der wir mit Ueberzeugung glauben dürfen, daß sie uns zur Seligkeit führt, weil sie uns zur Vollkommenheit leitet!

Glaub' mir, Julie die Kindheit ist die Zeit der Empfänglichkeit, die Zeit des Glaubens, und wehe dem Men-

schen der die schönen, heiligen Eindrücke der Religion, nicht in der ersten Jugend schon empfängt, und treu im Herzen bewahrt, zum Schutz in den Stürmen des Lebens! — Du glaubst eine Religion nicht verwerfen zu dürfen, der so viel edle Menschen und gelehrte Männer angehören. Verwerfen sollst Du sie ja nicht, — es kann nur die Frage seyn, ob sie besser ist als die unsere, und ob Du sie also vorziehen sollst. Du erwähnst die traurigen Religions-Excessen, die hier um eines oder zweyer Begräbnisse willen die Gemüther erhitzten, und nennst sie eine Schattenseite der katholischen Religion? — Warum eben das? — Hat nicht jede Religion solche Schattenseiten? — nicht jede Kirche ihren Fanatismus; ereignen sich nicht in jeder Secte solche Fälle? — oder glaubst Du die protestantische Kirche davon frey? Zur Widerlegung darf ich Dir nur einen Fall nennen, der sich in meiner unmittelbaren Nähe ereignete. Ein junger Mann von hier gebürtig, (Katholik) hatte in Ungarn die Tochter einer protestantischen Familie kennen gelernt liebte sie, — und bewarb sich endlich um sie, da er der Gegenliebe des Mädchens sich gewiß glaubte. — Solltest Du glauben, daß man ihm das Mädchen verweigerte „weil er katholisch war?" — und als er neuerdings dringend um sie warb, weil er nicht so schnell einer Verbindung ensagen konnte, von der er sein Lebensglück hoffte, daß man ihm die Bedingung stellte, zur protestantischen Kirche überzutreten! — und daß es langer Kämpfe bedurfte ehe er die Hand des Mädchens erhielt, dessen innige Liebe den Kampf gegen religiöse Vorurtheile mit ihm theilte. Wenn also wirklich in dem von Dir bezeichneten Falle, die Unduldsamkeit der Kirche der Sache der Religion, in den Augen des Publikums, Schaden

that, so denken wir daß auch Priester Menschen sind, daß Menschen irren können, und daß Sie Entschuldigung verdienen, weil es für in Vorurtheilen, befangene Menschen allerdings schwer seyn mochte, gegen ihre Ueberzeugung — Duldung zu üben!

Du sprichst von dem Unglauben des katholischen Publikums, und wahrlich es ist traurig, daß in unserer Zeit der Unglaube so allgemein wird, als es der Fall ist. Es ist ein trauriges Zeugniß für die Erziehung und die Grundsätze unserer Zeit! Aber würde dieß verbessert durch den Aufschub des Religionsunterrichtes? — ja ist es nicht vielmehr eine Folge dieses Aufschubes? — Ist nicht die Unwissenheit in der unsere erwachsene Jugend über religiöse Dinge ist, eine Folge der wenigen Belehrung, die sie in der Jugend erhielt, und des wenigen Interesses das ihr später eine Religion einflößte, in der sie spät und lau unterrichtet ward? — Wo ist da von Prüfung die Rede? Man verwirft die Religion, weil sie Religion ist, und man würde unter denselben Verhältnissen jede Religion verwerfen, denn man verwirft sie nur selten, weil man ihre Lehren geprüft hat und mißbilligt, sondern fast immer, weil man sie nicht kenn.

Du nennst endlich zum Schluß verschiedenes das man unserer Religion zur Last legt. Der Bilderdienst, den Du erwähnst, ist aber bey weitem nichts so Außerordentliches, als Du zu glauben scheinst. Es ist nur ein Schmuck der Kirche, und zugleich eine sinnliche Stütze, ein sinnlicher Anhaltspunct der Andacht, — über den Du als Mahlerin wohl nicht zu klagen Ursache hast. — Haben die Protestanten keine

solche Anhaltspuncte? Haben sie nicht mehr und abwechselndere Lieder? — Halten und üben sie nicht mehr Redekunst?

Was Du über die Ohrenbeichte und Vergebung der Sünden sagst, — nachsagst muß ich sagen, ist eine Lästerung. Ich glaube, daß eben in der Beicht, sich eine der schönsten Christentugenden, — die Demuth ausspricht. Und welch' einen schönen Fingerzeig, welch' eine Anleitung zur Selbstkenntniß finden wir darin? Wie sind wir aufgefordert zum Selbststudium, zur Prüfung unserer Handlungen, selbst unserer Gedanken? und wie wohl ist uns, wenn wir die Worte hören: „Dir sind Deine Sünden vergeben!“ — Und diese wohlthätige Vergebung dürfte uns im Guten kalt machen? Wenn wir nun im seligen Glauben uns der Vergebung unserer Sünden erfreuen, muß nicht ein ganz anderer, ein heiligerer Eindruck uns im heil. Abendmahl mit hoher Rührung ergreifen? Muß nicht unser Vorsatz zum Guten stärker, fester seyn? als wenn wir in dem Gefühle unvergebener, niederdrückender Schuld an den Tisch des Herrn treten?

O meine Julie! ich würde nicht so zu Dir sprechen, wenn Du nicht eine Katholikin wärest! — aber Du bist es, und ich sehe Dich schwanken! — Grüble nicht meine Julie, über Glaubenswahrheiten, laß es Dir genug seyn, daß Du eine Christin, eine katholische Christin bist, und strebe nur dahin, es recht zu seyn und zu bleiben. Sey überzeugt, daß es keine größere Beruhigung in den Stürmen des Lebens gibt, als: Eins seyn mit Gott, mit der Kirche, und mit sich selbst!

Du rügst auch noch das Lesen der Bibel. Es ist gewiß nur ein guter Zweck, den die Kirche damit verband, als sie das zu häufige Lesen der Bibel unterdrückte. Die ursprüngliche

Bibel wurde von zu vielen, und von jedem in einem andern Geiste übersetzt und dem Publikum übergeben; — dieß gab Anlaß zu Mißverständnissen und Streitigkeiten, und die Kirche verboth endlich den öffentlichen Gebrauch eines Buches, von dem kein Mißbrauch gemacht werden konnte, ohne der Sache der Religion zu schaden.

Lebe wohl, liebe Julie, lies mein Schreiben mit Ueberlegung, und denk' in Liebe

Deiner

theilnehmenden Cousine

Sophie v. S**.

N.S. Rudolf setzt das hübsche Zerlegbild, das Du ihm durch seinen Vater schicktest, schon ganz allein zusammen, nur muß ihm jemand zusehen, damit er das Interesse nicht verliert. Adieu!

Hundert neun und fünfzigster Brief.

Frau Henriette v. S** an Frau v. S**.

**heim am 16. Jänner 1848.

Liebe Schwägerin Sophie!

Ich danke Dir für Dein liebes Schreiben *) und es freut mich daß Du meinen Ansichten beystimmst. Aber mit

---

*) Es ist nicht da.

Nannetten meinst Du, soll ich nur Geduld haben, und ich sage Dir, daß ich bald keine mehr haben werde. Mir wird dieß wirklich schon so zuwider, daß ich oft Thränen vergieße, weil es mir unmöglich gleichgültig seyn kann, dieß ewige Sticheln zu hören. Daß sie in der Wirthschaft viel thut, ist wohl nicht zu läugnen, aber dafür habe ich sie ja. Freylich könnte ich jetzt, wo die Knaben nicht da sind, wieder manches das ihr obliegt, und das sie thut, selbst übernehmen, und ich würde es auch thun, wenn sie nicht am Ende glauben könnte, es müße so seyn, und wenn ich ihr den Triumph lassen wollte, durch ihr Sticheln etwas erreicht zu haben.

Das Schlimmste dabei ist nur, daß sie auch noch meinen Mann gegen mich aufhetzt, der mich nun auch beständig neckt, daß ich eine Gouvernante zu den Kindern hätte, und noch selbst dabey seyn müßte, und daß in der Wirthschaft nichts geschehe. Ich sage auf solche Reden lieber gar nichts, weil ich sehe, daß nur Nanette mit ihrem Wichtigthun daran Schuld ist; — denn wenn man *sie* hört, so hat sie alles allein auf den Schultern, und Du weißt doch, daß ich sehr Vieles noch immer selbst thue, und daß bey einer so großen Wirthschaft, schon die Oberaufsicht und das Anordnen eine bedeutende Last ist. Daß sie mir im Stalle viel hilft ist wohl gewiß; aber sie thut auch ordentlich, als ob ich mich um die Viehwirthschaft ohnehin nicht annähme, und also auch nichts zu wissen brauchte. Als vorigen Monath die große, schöne Kuh von der ich Dir sagte, (von der Campetenraçe) kälberte, erfuhr ich es erst Abends spät von meinem Manne, der mich fragte, wie mir das Kalb gefiele, und ob ich dafür gesorgt hätte, daß es täglich ein Ey bekäme? — Du kannst

denken, daß er es sehr übel nahm, als ich gar nichts davon wußte, und daß er daraus schloß, ich bekümmerte mich um nichts, aber nicht bedachte, daß ich es nicht wissen konnte, da man mir nichts gesagt hatte.

Eben so ging es neulich mit einem Schweine. Nanette hatte mir nichts gesagt, und ich erfuhr erst durch die Saudirne, die sich wunderte, daß ich ihre Schweinchen nicht ansehen käme, daß das Schwein geferkelt, und wie viel Ferkel es habe. Sie hat die Leute angeheissen, nur ihr alles Vorkommende zu melden, da sie als Wirthschafterin es wissen müsse, und mir es schon sagen werde. Ich würde ihr noch gern manches nachsehen; — daß sie aber meinen Mann gegen mich aufhetzt, das kann ich ihr nicht verzeihen! — Wahrhaftig so gut ich sie brauchen kann, und so viel es mir einerseits werth ist, und überhilft, daß ich jemanden habe, auf den ich mich ganz verlassen, und dem ich alles anvertrauen kann, aber wenn sie den Hausfrieden stört, so will ich sie nicht länger im Hause haben.

Ich bin in der peinlichsten Verlegenheit, — breche ich jetzt mit ihr, so weiß ich, daß ich mit ihrem Bruder, (meinem Schwager) und durch ihn selbst mit meiner Schwester, offenen fâché habe, und wenn ich auch von ihnen nichts weiter habe, so sind sie doch meine Geschwister, und ich möchte nicht gern das gute Einvernehmen brechen. Wäre das nicht, so hätte ich schon längst ernstlich mit Nanetten gesprochen; aber ich will es mir zur Witzigung seyn lassen, denn es ist wohl gewiß, daß es in solchen Fällen sehr fatal mit Verwandten ist, und daß man viel mehr genirt ist, als mit Fremden; man muß eine Menge Rücksichten nehmen, die man jenen nicht schuldig

ist. Bey einer fremden Wirthschafterin wäre es mir gar nie eingefallen, ihr so viel anzuvertrauen, bey dieser Verwandten aber schien es mir, als könne es sie beleidigen, wenn ich dieß oder jenes mir vorbehielte, und ihr nicht unumschränkte Macht gäbe; und so gab ich eins nach dem andern in ihre Hände, so daß sie nun am Ende anfängt, Frau im Hause zu seyn. Ich bin nun in der Klemme, und weiß nicht wie ich das Joch wieder los werden soll, das ich mir selbst, zum Theil aus Gutmüthigkeit, zum Theil auch Nothwendigkeit aufgeladen habe. Was glaubst Du, daß ich thun soll, um mir meine Hausfrauenrechte und den Frieden mit meinen Gatten zu bewahren, und doch nicht in einen offenbaren Verdruß zu kommen?

Zu Weihnachten hatte ich wieder einmahl alle meine Kinder um mich. — Ich kann nicht begreifen, wie es Menschen geben kann, die sich freuen keine Kinder zu haben, oder noch weniger, wie es Aeltern geben kann, die sich über die Lasten beklagen, die mit ihrem Aelternstande verbunden sind; — solche Menschen müssen kein Herz haben, denn für den fühlenden Menschen gibt es doch kein größeres Glück, keine größere Freude, als für liebe Kinder zu sorgen, zu denken, und ihnen Freude zu bereiten. — Was ist ein einziger Christabend für Aeltern die ihre Kinder lieben, für reicher Ersatz aller Sorgen und Mühen des ganzen Jahres! — Wie vergißt man alles, was man um ihretwillen gesorgt, entbehrt und gearbeitet hat, wenn sie jubelnd und dankbar die Gaben empfangen, die man ihnen bestimmt, die Freuden genießen, die man ihnen bereitet hat!

Lebe wohl, ich muß schließen, mein Mann grüßt Euch beyde nebst mir, und ich küße Deine Kinder und Dich. Mit Liebe und Achtung

Deine

Schwägerin

Henriette.

Hundert sechzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 20. Jänner 1848.

Theuerste Freundin!

Ich bin in großer Verlegenheit, und weiß mir nicht zu helfen, denn mein Emil ist böse auf mich, oder wenigstens wird er es werden, wenn ich nicht bald weiß was ich thun soll, das heißt: wenn Sie mir nicht schnell rathen.

Ich glaubte nähmlich, da mein Adolf ein starkes, kräftiges Kind ist, und allem Anscheine nach auch klug genug um die Sache zu begreifen, ich könne jetzt anfangen ihn auf das Nachttöpfchen zu gewöhnen; — allein der kleine Schelm, der sich die beyden ersten Mahle, zu meinem Vergnügen recht gern und ohne Widerstreben setzen ließ, fing bald — ich glaube sobald er den Zweck desselben begriff, sich zu wehren an, schreit trotz aller Kunstgriffe mörderlich, und stemmt seine Füßchen so kerzengerade, daß man ordentlich fürchten muß, ihm beym gewaltsamen Setzen Schaden zu thun. Vergebens suchte ich in meinen Schriften über physische Erzie-

hung, ich fand höchstens eine Erwähnung, daß es gut sey die Kinder früh rein zu gewöhnen, aber nicht die mindeste Anleitung, dieß zu bewerkstelligen. Der arme kleine Schelm, der trotz seiner Bosheit mich dauert, hat sogar schon Klopfer bekommen, weil er durchaus nicht sitzen wollte. Das griff aber auch dem zärtlichen Vater in's Herz. Er verboth mir ein für allemahl, den Kleinen schon jetzt so zu quälen, und ihn zu etwas zu zwingen, das er noch nicht verstehe.

Ich wollte auch meinetwegen noch wenig sagen, wenn ich von diesem Letzteren überzeugt wäre; aber ich merke im Gegentheile, daß Adolphchen recht gut begreift, warum er gesetzt wird, und daß er eben deßhalb sich wehrt. Meine Verlegenheit über das Einmischen meines Gatten, in etwas, das er doch ausdrücklich mir hatte überlassen wollen, nähmlich in die physische Erziehung Adolfchens, während der ersten Lebensjahre, war also um so größer, als mein Verlangen das Kind frühmöglichst rein zu gewöhnen groß ist, und ich seine Behauptung: Auf diese Art müsse das Kind boshaft werden, — im Herzen selbst nicht läugnen kann. Allein ich kann nicht sagen, wie widerlich es mir ist, und wie sehr es mein Gefühl für Reinlichkeit und Schicklichkeit verletzt, zu denken, daß mein Kind das nachlässige Wesen der meisten Kinder in dieser Beziehung theilen sollte. Sein Wehren und Geschrey sollte mich daher keineswegs von etwas abhalten, das ich für gut befunden habe, wenn nur das Verboth meines Gatten nicht wäre.

Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich noch jetzt einzelne Versuche mache, oder machen lasse, denn ich müßte nicht von meiner guten Absicht überzeugt sey, wenn ich ihm dießmahl so blindlings folgen wollte; aber es ist mir doch nicht wohl

dabey wenn ich etwas thue, das er nicht will, und wovon ich Verdruß voraussehe, wenn er es gewahr wird. Freylich setzen manche Frauen über den geäußerten Willen ihres Gatten sich großgünstig hinaus, und es macht ihnen wohl gar Spaß ihm entgegen zu handeln. Aber zu diesen klugen Frauen gehöre ich nicht; — ich bin wohl gar so kindisch, mich in die Falte zu verlieben, die er mit den Augenbraunen zieht, wenn er etwas recht mit Nachdruck sagt, und so daß es aussieht, als ob er etwas befehle, obgleich er hinzu setzt „ich bitte Dich, oder sey so gut.“ — Er scheint mir dann so ehrwürdig, daß ich ihm um den Hals fallen möchte, und mir mit einen gewissen Stolze sage: mein Emil sey keines der geschnörkelten Modemännchen, die sich unter den Pantoffel bringen lassen; — sondern er sey recht eigentlich zum Eheherrn geschaffen. Ich freue mich dann gewöhnlich, kein solches Pantoffelmännchen zu haben, und thue was er will, wenn es mir nicht, was sich wohl schon ereignete, gelingt, ihn von der Zweckmässigkeit meiner Ansichten zu überzeugen. — Im Puncte der Sparsamkeit und des häuslichen Arrangements, gelang mir dieß schon öfter, in der gegenwärtigen Streitfrage wollte es mir nicht gelingen.

Desto größer ist die Angst mit der ich mich an Sie wende, und Sie um schleunige Antwort bitte.

Mit herzlicher Liebe und innigem Vertrauen

Ihre

hochachtungsvolle

Rosa L**.

Hundert ein und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 25. Jänner 1848.

Liebe, theure L**!

Sie fragen mich sehr naiv in einer Sache um Rath, die nichts weniger als wichtig und bedeutend scheint, die aber doch wirklich eine nähere Beachtung verdient, als man ihr gewöhnlich schenkt. Daher meine schnelle Antwort, denn ich fürchte, daß Sie durch Ihren löblichen Eifer, Adolfchen früh rein zu gewöhnen, sich noch zu weitern kleinen Unbesonnenheiten möchte hinreißen lassen.

Sie haben Ihr Kind geschlagen, und wenn ich auch weis, daß es gewiß nicht stark war, so muß ich es doch rügen, denn Sie durften ein so kleines Kind, (das Ihrige ist noch nicht ganz fünf Monathe alt,) noch gar nicht schlagen. — Sie haben den Willen Ihres Gemahls übertreten, und setzen sich der Gefahr eines großen Verdrußes aus; — statt dessen hätten Sie lieber die Sache beruhen lassen, und wenn Ihr Gatte es durchaus gewollt hätte, um eine Paar Monathe aufschieben sollen.

Was aber Ihre Ansicht in dieser Beziehung betrifft, so kann ich Ihnen nur beystimmen. Auch mich berührt es höchst widerlich, wenn Kinder von zwey, drey und mehr Jahren, noch regelmässig ohne Scheu ihr Höschen besudeln und beschmutzen. Unstreitig machen solche Kinder auf den Feineror-

ganisirten, einen unangenehmen Eindruck, und doch sind sie nicht selbst Schuld daran, denn wer möchte den Kindern beymessen, was die Schuld der Mutter ist? — Oder glauben Sie nicht, daß gewöhnlich die zu große Nachsicht und Sorglosigkeit, oder die unzeitige Strenge der Mutter diese Unart hervorbringt? — Und welcher unberechenbare Schade erwächst daraus noch überdieß aus dem geschwächten Schamgefühl der Kinder im ersteren, und dem gereitzten Eigensinn derselben im andern Falle!

Hüthen Sie sich, theure Freundin, vor dem zweyten Falle. Sie werden durch Strenge bey Ihrem Adolf um so weniger etwas erzwecken, als er ein lebhaftes, starkes Kind ist, und sich also bald gereitzt finden wird, Ihnen nicht nur in *dieser* Sache, sondern in Zukunft beständig und in allem seine ganze Kraft und seinen Willen *entgegen zu setzen*.

Zwingen Sie also ja Ihren kleinen Adolf nicht, und wenn ich Ihnen rathen darf, so setzen Sie ihn auch zwey bis drey Tage gar nicht auf das bewußte Töpfchen, das ihm nun verhaßt ist. Aber zeigen Sie es ihm öfter, streicheln Sie es, nennen Sie es mit Schmeichelworten, und loben Sie den kleinen Schelm zum Voraus, wie brav er seyn werde, darauf zu sitzen. Sobald er darnach langt und damit spielen will, was ihm nicht ganz verwehrt werden darf, so versuchen Sie es ihn spielend darauf zu setzen; halten Sie ihn dabey, um ihm das Sitzen möglichst zu erleichtern, mit beyden Armen umfangen, und geben Sie ihm auch von jetzt an bey Tage nur eine kurze breite Fatsche unter der Brust, da das Weiterherabfatschen ihm das Sitzen erschwert, und wenn es zu fest geschieht, ihm durch das gezwungene Hinaufschieben der Fatschen und Herausdrängen der weichen Bauchtheile,

sogar einen Bruch zuziehen kann. Auch geben Sie ihm von jetzt bey Tage statt der Decken lange, rückwärts offene, wattirte Röckchen mit breiter Binde unter der Brust, (sogenannte Tragröckchen.)

Haben Sie ihn, — was bey Kindern die an regelmässige Mahlzeiten gewöhnt sind, nicht ganz dem Zufall zu danken ist, — zu rechter Zeit gesetzt, so zeigen Sie ihm den Inhalt des Töpfchens, und loben Sie ihn mit süßen Worten. Das wird ihn freuen und in ihm den Wunsch erwecken, öfters so gelobt zu werden. Sollte er, ein- oder das andere Mahl sich nicht setzen lassen, oder doch gleich wieder aufstehen wollen, oder ist das Geschirr leer geblieben, so muß er — äußerst gelind mit süßen vorwerfenden Worten getadelt, das letztere aber jedesmahl vor dem Beyseitestellen, gelobt und gestreichelt werden. Es ist nicht zu glauben wie viel Mütter und Kindeswärterinen dadurch verderben, daß sie in solchem Falle nicht nur dieses unterlassen, sondern selbst noch, um das Kind zu begütigen, das schuldlose Töpfchen schlagen und schelten, wodurch das Kind seine Abneigung gerechtfertigt, und in demselben einen Gegenstand des allgemeinen Mißfallens sieht, mit dem es sich wohl hüthet in Berührung zu kommen.

Ist nun diese Nachgiebigkeit bey den Müttern Grundsatz, so wird dadurch, da das Kind sich nur selten freywillig etwas Unangenehmes gefallen läßt, die Gewöhnung zur Reinlichkeit sehr verspätet, und bleibt auf die Zeit verschoben, wo das Kind schon selbst verständig genug wird, um sich der Unreinlichkeit zu schämen, also gewöhnlich, — besonders bey Knaben, bis in's dritte, vierte Jahr, wo es sich dann mit dem besten Willen nicht mehr so schnell gewöhnen kann, als in der frühesten Kindheit. Solche Kinder

haben oft noch mit 5, 6, 8 und 10 Jahren die eckelhafte Gewohnheit ihr Bett zu besudeln, und sind daran so gewöhnt daß zuletzt alles Schamgefühl in ihnen erstickt.

Ist aber diese Nachgiebigkeit nicht Grundsatz, sondern Laune, so wird das Kind ein nächstes Mahl förmlich gezwungen, trotz seines Geschreyes und Stemmens sich auf etwas zu setzen, das bereits ein Gegenstand seines Mißfallens war, und ihm nun völlig verhaßr wird. Es überträgt nun seinen Widerwillen auch auf die Personen, die es nach Willkühr zu einer Sache zwingen, die sie doch selbst abscheulich finden, und in diesem Falle muß es boshaft werden. Es bleibt also vorsätzlich unrein, und wird noch mit zwey bis drey Jahren seine Nothdurft lieber in's Bettchen oder auf den Boden verrichten, als sich einer verhaßten Pflicht unterziehen.

Hat man es aber auch durch Güte und Schmeicheln dahin gebracht, daß die kleinen Leutchen sich gern setzen lassen, so ist es doch unvermeidlich, daß sie mitunter verdrießlich werden, besonders wenn sie etwas länger sitzen sollen. Halten Sie daher ein Spielwerk bereit, und unterhalten ihn um ihm die Zeit zu kürzen. Auch ist es gut, ihn, besonders wenn er Unruhe zeigt, nie lange sitzen zu lassen, man kann die Sache lieber, wenn man es nöthig findet, in Kürze wiederhohlen. Ich beobachtete bey meinen Kindern, besonders bey Rudolf, den ich ganz selbst zu pflegen im Stande war, die Vorsicht sie früher zu fragen, ob sie sitzen wollten, und wir Mütter merken sehr bald an der Miene unserer Kleinen, ob sie dazu geneigt, oder sich der Nothwendigkeit bewußt sind. Auch lernen sie dadurch früher das Selbstbegehren, das schon ehe sie sich ausdrücken können, in einer Unruhe sich kund gibt.

Wenn er, was nicht zu vermeiden ist, sich trotz aller Vorsicht beschmutzt hat, so muß er keineswegs bestraft oder scharf getadelt, sondern die Sache muß nur nachdrücklich bedauert werden. Erst in dem Alter von 8 oder 9 Monathen kann man es ihm vorwerfen, dann tadeln, und von da an, auch ausnahmsweise mit einem Klopfer bestrafen.

Auf diese Weise begann ich mit Rudolf in dem Alter von 4 Monathen, mit Tinchen, weil sie kleiner und schwächer war um 14 Tage später, und konnte darauf rechnen, daß sie mit sechs Monathen, sich wohl noch naß machten, aber bey gehöriger Achtsamkeit, den Fall einer Diarhee ausgenommen, sich selbst in der Nacht nicht mehr leicht beschmutzten. Mit drey Vierteljahren aber konnte ich auch das Naßwerden schon ziemlich verhüthen.

Freylich ist es dabey unumgänglich nöthig, daß die Mutter selbst sehr häufig um das Kind sey, denn welches Auge könnte das einer Mutter ersetzen! aber dennoch muß die Magd der das Kind anvertraut ist, die gemessensten Befehle haben, und durch unser Beyspiel belehrt seyn, wie sie das Kind zu behandeln habe. Kleine scheinbare Hindernisse dürfen uns von dieser Mühe nicht abhalten, und die vorübergehende Schwäche die an den Kindern bey den jedesmahligen Zahnbeschwerden merklich wird, aber immer nur drey Tage dauert, darf uns den Erfolg nicht bezweifeln lassen. Wenn wir auch schwerlich es erreichen werden, vor dem dritten Jahre auch die einzelnen Fälle ganz aufzuheben, in denen das Kind sein Bettchen naß macht, so wird dieß doch so selten geschehen, und das Kind es jedesmahl

mit so großer Beschämung fühlen, daß wir unsere Mühe nicht verloren glauben dürfen

Mit herzlicher Liebe

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert zwey und sechzigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien 26. Jänner 1848.

Liebe, gute Cousine!

Ich kann nicht umhin wenigstens in Eile einige Zeilen zu schreiben die Du durch Johann erhältst, der seit einigen Tagen hier ist, und morgen, nachdem er noch heute auf einem Balle ist, nach Gratz und Triest abreisen wird. Glaub' ja nicht, gute Sophie, daß ich Deine Besorgniß mißachte, laß' im Gegentheile mich Deinen schönen Brief dankend beantworten, und in aller Demuth mich schuldig bekennen. Das Meiste von allem was Du mir widerlegst, habe ich wohl nur nachgeplappert, und es ist nicht gut, wenn man in die Gelegenheit kommt, so manches weise klingende zu hören, ehe man im Stande ist, seinen Gehalt und seine Richtigkeit zu prüfen.

Was Du über Religionsunterricht sagst, ist sehr faßlich, und hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß wirklich die Kindheit für religiöse Eindrücke die geeignetste Zeit ist, nur

sollten sie später erneuert, und nicht von allen Seiten durch Spott und Lauheit erschüttert werden. Du hast mir deutlich gezeigt, daß es kleinlich ist, die einzelnen Aeußerlichkeiten und Ceremonien einer Kirche verwerfen zu wollen, und daß es Christenpflicht ist, sich auch diesen zu unterwerfen. Du hast noch mehr gethan, denn das Wenige, was Du mir auf die Einwürfe erwiederst die man unserer Kirche macht, war hinreichend um mich von der Unzulänglichkeit und Gehässigkeit derselben zu überzeugen, besonders da ich Dir zugestehen muß, daß Partheyhaß und Unduldsamkeit allen Religionen und Secten eigen ist. Die Weltgeschichte zeigt uns ja, daß keine Kriege mit mehr Erbitterung und Fanatismus geführt wurden, als Religionskriege, und doch stritt man immer nur um die Schale, und nie um den Kern; immer um einzelne abweichende Meinungen, nie um den Glauben selbst, der doch immer alle Secten vereinigte.

Man spricht viel von Aufklärung, — aber wann werden wir genug aufgeklärt seyn, um uns über religiöse Ansichten so zu vereinigen, und unter dem Schutze einer heiligen, allgemeinen christlichen Kirche zu versammeln? — Ich will vor der Hand wohl so bald nicht mehr über die Religion urtheilen, wenigstens gewiß nicht so leichtsinnig, und ich danke Dir für Deine nachdrückliche Erinnerung, daß ich eine katholische Christin bin! — Nimm also die wahre Versicherung, daß Dein Brief nicht ohne Wirkung war, und daß ich es Dir Dank weis, ihn erhalten zu haben.

Der heurige Fasching läßt sich gut an; ich war schon ein Paar Mahle bey kleinen, heitern Gesellschaften, wenn auch noch auf keinem Balle, indessen es kann sich noch treffen, daß ich auch auf einen Ball komme, denn heuer haben sich die

Astronomen, vulgo Kalendermacher verrechnet, und der Fasching dauert um einen ganzen Vollmond zu lang. Glück zu, für die tanzlustigen Leute.

Lebe wohl ich küße Deine lieben Kinder; und bin wie immer

Deine
heitere aber nicht leichtsinnige
Cousine Julie Western.

Hundert drey und sechzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 28. Jänner 1848.

Meine zärtlich geliebte Freundin!

Obgleich ich Ihnen schon zweymahl von Wien aus, seit meiner Ankunft schrieb, *) so kann ich Ihnen doch erst in dem gegenwärtigen melden, daß ich in einer eigenen Wohnung mich wieder heimisch gemacht habe; nachdem ich die erste Zeit meines Hierseins bey meiner Cousine Babette zubrachte. Endlich hat sich eine sehr passende Wohnung gefunden, ist bezogen, und mit meinen, bey Babetten aufbewahrten Möbeln, wohnlich und freundlich gemacht.

Sie riethen mir, da ich Ihnen meine lange Weile und trübe Stimmung klagte, nicht allein zu seyn, und für eine Umgebung zu sorgen. Ich habe dieß befolgt, und nebst der

*) Diese Briefe sind nicht da.

Köchin auch ein Stubenmädchen aufgenommen; die mir ein gutmüthiges Ding scheint, denn sie erzählt mir, und plaudert mir vor, wenn sie sieht daß ich lange Weile habe; aber — es geht ihr wie mir, — sie hat fast nichts zu thun, und hat also selbst lange Weile. Freylich zerstreuen mich Besuche, Theater, und Lektür noch ein wenig, (denn ich habe auf eine Leihbibliothek pränumerirt) — aber es ist doch alles so leer um mich! — Ueberall vermiße ich meinem guten Mann, und meine theure Rosa!

Das Leben hat keinen Werth mehr für mich, mein Mann ist todt, meine Rosa versorgt, und braucht mich nicht mehr, — wofür lebe ich noch? — um auf's Neue gegen die Gefahren der Welt zu kämpfen? — Ich mußte immer lachen, wenn ich hörte, daß alte Wittwen dumme Streiche machten und in den Tag hinein wieder heiratheten. Jetzt fühle ich wohl, was es heißt „eine Wittwe seyn", und was es ist, das den Wittwenstand so erschwert und gefährlich macht. Die lange Weile ist es, — und wahrhaftig — wäre ich nicht Mutter einer verheiratheten Tochter, und gar schon Grosmutter, ich wäre im Stande bloß darum wieder zu heirathen, um mich gegen die lange Weile zu sichern, und um ein größeres Hauswesen zu haben; denn ich muß Ihnen sagen, — ein Bewerber scheint sich wohl zu finden. Auch der Baron, auf den ich Rosa's oder eigentlich des Lieutenants wegen, so böse war, hat sich wieder sehen lassen, und zeigt lebhaftes Interesse für mich, dem er jetzt erst Worte zu geben wagt, da ich Wittwe bin. Wäre er nicht verheirathet, — ich wüßte nicht ob ich mich nicht noch einmahl entschlöße ein Band zu knüpfen. Auch er bedauert seine Verheirathung die er einen unbesonnenen Jugendstreich nennt.

Ich bin im höchsten Grade mißmuthig, unschlüßig und niedergeschlagen. — Daß es so nicht bleiben kann, ist gewiß; — auf welche Art sich die Sache ändern wird, ist noch ungewiß; — o wie arm, wie bedauernswerth ist doch eine Wittwe, und vorzüglich wenn sie keine Kinder hat! Hätte ich eine Tochter, — ein Kind um mich, das mir zu schaffen machte, ich wollte nicht klagen; aber allein dastehen, — den größten Theil meines Lebens gleichsam verloren zu sehen, und nichts von aller Mühe und Plage meines Lebens zu haben, als ein einsames Alter unter Fremden; — nicht einmahl die Tochter in der Nähe zu haben, die mir Alles ist, und der ich mein halbes Leben gewidmet hatte, wahrhaftig ich weiß nicht warum der liebe Gott mich so schwer heimsucht, — verdient habe ich es wahrlich nicht; — wenigstens nicht verschuldet, und ich glaube, ich würde lieber sterben, als in einer solchen Lage ein hohes Alter erreichen. — Wenn ich auf alles verzichten soll, was zum Lebensgenuß und zum Schmuck des Lebens gehört, ist dieß wohl ein wünschenswerthes Leben?

Ich weis nicht ob mir etwas damit gedient ist, ein Stubenmädchen zu haben; denn wie gesagt, Zerstreuung macht es mir wenig sie um mich zu haben. Sie kennt ja meine Rosa nicht, — kannte meinen Gatten nicht, und ich komme mir vor, wie ein verarmter Reicher, der vor andern Armen mit der Reichthümern prahlt, die er einst besessen, und von denen ihm nur noch die Erinnerung geblieben ist.

Fast möchte ich neidisch werden, und Alle die glücklicher sind als ich, beneiden; — auch Sie meine Sophie, haben zwar ein großes Leid, eine so langwierige Krankheit auf sich, aber Sie haben einen Gatten und Kinder!

Meine Tochter schreibt mir, daß sie glücklich ist, das ist ja mein einziger Trost, — sonst hätte ich ja gar nichts mehr auf der Welt! Auch ihr Mann schreibt recht schön, und sagt viel von seinem Glück und seiner Dankbarkeit; — indessen das wissen wir schon, in der Nähe — im Hause wollte er mich doch nicht; er hat mein Kind, meine Rosa, ich muß allein seyn

Seyen Sie glücklich meine Freundin, ich bin noch immer

Ihre

niedergeschlagene Freundin

Amalie Kolmar.

Hundert vier und sechzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 29. Jänner 1848.

Meine liebe, theure Freundin!

Dank Ihnen, meine theure S**, für Ihren schönen, langen Brief! bin ich's denn werth solche Briefe zu erhalten? Aber ich sehe daraus Ihre Freundschaft für mich, und freue mich Ihnen solcher Mühe werth zu seyn. —

Das wenige, was Sie über das Schicksal Ihres Herrn Gemahls sagen, wage ich kaum zu erwiedern, — ich fühle daß es unbescheiden wäre, viel darüber zu sagen, so schmerzlich ich auch den Gang des Schicksals, — ich möchte sagen den schweren Tritt des Verhängnisses, in anscheinend

ganz unbedeutenden Ereignissen sehe, — wahrnehme, — fühle; — Dieß würde mich traurig machen, weil es mir wieder die Erfahrung zeigt, daß oft die besten Menschen, am meisten mit dem Schicksal kämpfen müssen, weil sie ihm gerade entgegen gehen, während der minder Edle ihm durch Umwege und Krümmungen entweicht; — wenn ich nicht Ihre Hoffnung auf baldige erwünschte Aenderung von Herzen theilte; — Das Gedicht das Sie mir beylegten; — ich wage auch darüber nichts zu sagen, — denn — dürfte ich voraussetzen, daß mein Urtheil Werth für Sie hätte? — Aber das muß ich sagen, daß ich es fühlte! — und ein Gedicht, muß man ja fühlen, wenn es das ist, was es seyn soll, — Poesie! —

Was Sie auf meine Zweifel über das Leiten und Tilgen der Anlagen sagen, hat diese ganz gehoben; ich sehe jetzt ein, daß Sie recht haben, aber ich fühle auch zugleich, daß man oft für wirkliche Anlage hält, was Eigenschaft werden könnte, und daß man oft durch die Verwechslung einer Anlage mit einer Andern, bedeutende Mißgriffe macht, oder durch falsche Behandlung das Uebel nur vergrößert. Was ist dagegen zu thun? — Alle Aeltern vor solchen Mißgriffen warnen, ihnen die leichte Möglichkeit derselben zeigen, und sie zum reifen Nachdenken auffordern, ist denke ich, das einzige was sich thun läßt.

Ihre Erwiederung über fromme Menschen und de-Kinder, ist so vollständig, daß ich nichts, gar nichts, als meinen Dank für die freundliche Belehrung darauf erwiedern könnte und würde, wenn es mich nicht befremdete, Sie in einem und demselben Briefe, von wirklicher, eigentlicher Erziehung, die in dem Leiten der Anlagen besteht,

von der Macht und Unläugbarkeit der Temperamente, und endlich gar von Physiognomik sprechen zu hören. Verträgt sich dieß mit einander? — Kann man an Wirkungen der Erziehung, und zugleich an Physiognomik glauben, die wenn ich nicht irre, alles auf angeborne feste Formen zurückführt, und unsere Geistes- und Gemüths-Anlagen durch den Knochenbau, — also durch etwas Unabänderliches bedingt? — Ich muß Ihnen gestehen, daß ich sehr geneigt war, und noch bin, der Physiognomik Glauben beyzumessen, aber fällt nicht alles Verdienst des Erziehers, ja alles eigene Verdienst unserer Handlungen weg, wenn wir denken, daß Temperament und Knochenbau unsere Geisteskräfte und unsere Handlungweise bedingen? — Was Sie über sich, in Bezug auf Physiognomik sagen, ziemt mir nicht zu beurtheilen, aber es ist gewiß nicht alles was sich sagen läßt. Sie haben zu oberflächlich gelesen, denn es muß auch noch, wahres poetisches Dichtungsvermögen, — es muß bescheidenes Selbstgefühl, und tiefe, innige Kraft zu lieben in Ihren Zügen lesbar seyn, sonst ist alle Physiognomik unvollkommenes Stückwerk.

Ich strebe noch immer nach Beschäftigung, — mein Herz hat den Sieg über den Verstand noch nicht errungen; und ich will ihm seinen Sieg so schwer als möglich machen; — ich wage es Sie zu erinnern, daß Sie mir noch den Entwurf einer Dienstbothenordnung versprochen haben, auf dessen Mittheilung ich keineswegs verzichte. Ich bin jung genug, um sie mit Interesse zu hören, — sie auch noch in's Leben treten zu sehen, und ihre Wirkungen und Erfolge beobachten zu können. Denn daß sie in's Leben treten wird, hoffe ich eben so gewiß, als daß Sie dieselbe laut aussprechen wer-

den. Wäre es nicht möglich, diesen Gegenstand in ein Werk über weiblichen Beruf aufzunehmen? — Ist nicht auch dieß, — ist nicht das Wohl und die Ueberwachung des Gesindes, — Frauensache?

Der Graf wirbt noch immer, und aufs Neue wieder um meine Hand; — ich bin noch nicht überwunden, mein Entschluß nie die Seinige zu werden, ist fest und stark wie meine Liebe zu ihm! — Er hat auf diese Erklärung noch einmahl an seine Mutter geschrieben; — ist es möglich daß daß er noch hoffen kann!? — Meine Mutter hat endlich Nachricht aus ihrem Geburtsorte (ein Schreiben des Pfarrers) erhalten; und ist seit gestern, — seit dem Empfange dieses Briefes, in ihren Hoffnungen wieder bestärkt, obgleich er nichts als die Anzeige enthält, daß er den Aufenthalt der Verwandten des frühern Pfarrers in Erfahrung gebracht, und nebst der Addresse derselben, die Anfrage: ob Sie selbst an jene schreiben oder ihn damit beauftragen wolle. — Meine Mutter läßt durch die waltenden Unruhen, die einen Briefwechsel unendlich erschweren und ungewiß machen, sich nicht abhalten, und wird sogleich selbst schreiben. Um ihretwillen, um sie beruhigt zu wissen, möchte ich eine baldige Antwort und Entscheidung wünschen, denn diese gute Mutter ergeht sich noch immer in dem schönen Gedanken, daß ihre Mutter (meine Großmutter) eine Deuxponts müsse gewesen seyn, und daß die alte Gräfin um dieser Verwandtschaft willen, die unadeliche Geburt des Vaters übersehen und ihre Einwilligung geben werde.

Mit Liebe und Hochachtung

Ihre

Louise v. Seeheim.

Hundert fünf und sechzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 5. Febr. 1848.

Verehrteste Freundin!

Ich bin Ihnen für die schnelle Beantwortung meines Briefes v. 20. v. M. besonders verbunden, da die Schnelligkeit und Ausführlichkeit, mit der Sie meine wichtige Frage beantworteten, mir einen heftigen Verdruß mit meinem Gatten, zwar nicht ganz ersparte, aber doch leichter überwinden half.

Er bemerkte nähmlich leider, gerade Tages vor der Ankunft Ihres sehnlich erwarteten Schreibens, die fortgesetzten Proben, die ich mit Adolf anstellte, und warf mir meinen Ungehorsam, wie er das nannte, mit unzufriedener Miene vor. Ich stützte mich daher auf mein, von ihm, mir freywillig eingeräumtes Recht, das Kind bis auf fünf Jahre ganz nach meinen Grundsätzen zu erziehen; — allein er war so ungalant, mir zu erwiedern: Damahls habe er auch eine bessere Meinung von diesen meinen Grundsätzen gehabt, deren Schwäche er nun wohl einsehe, und sich zur Zurücknahme desselben so wohl berechtigt glaube, als der Kaiser zur Zurücknahme, eines Amtes berechtigt seyn müsse, wenn er die Untauglichkeit des Beamten erkenne.

Ich war über diese neue Erscheinung, nähmlich über den Anstrich von Strenge und Festigkeit mit dem er dieses

sagte: so verblüfft, als ob ich ihm beydes nicht zugetraut hätte. Ich benahm mich daher so albern, wie es uns armen, jungen Frauen wohl bisweilen zu geschehen pflegt, wenn wir anfangen das Ehestandsjoch zu empfinden, und bey der heftigen Begierde unsern Willen geltend zu machen, doch unsere Ohnmacht fühlen jenes abzuschütteln. — Ich klagte über Ungerechtigkeit, fing an zu weinen, und klagte endlich als ich wohl merkte, daß mein Benehmen ihn ungeduldig machte, über seine Sinnesänderung und den Verlust seiner Liebe, denn ich daraus zu erkennen glaubte. Bisher hatte er mir kein Wort erwiedert, sondern nur bald zum Fenster hinausgesehen, bald von einem Fenster zum andern gehend, an den Traperien gebessert, ꝛc. — Endlich rührten ihn doch meine Klagen; er kam auf mich zu, umarmte mich, und sagte ziemlich gutmüthig, aber nicht gerade zärtlich: Sey nicht kindisch, Rosa, was fällt Dir ein, Du bist immer noch mein liebes Weibchen, aber wenn sich auch die Liebe nicht ändert, so wirst Du doch einsehen, daß die Verhältnisse die Sprache ändern. — Ich sah ihn vorwurfsvoll an, hatte aber nicht Zeit, etwas zu erwiedern, denn er ging in sein Zimmer, kam mit Hut und Stock zurück, küßte mich, und sagte bloß: Ich muß jetzt auf's Comptoir, laß' die Sache beruhen bis wir mehr darüber sprechen.

Mir war sein Fortgehen sehr ungelegen, denn ich hätte lieber die Sache gleich abgethan; allein er war fort, und ich hatte überdieß, da wir Abends Gesellschaft hatten, noch mit Vorbereitungen zu thun. — Als er wiederkam war die ganze Gesellschaft bereits beysammen; — und jetzt — eben jetzt, mußte der Zufall wollen, daß mein Adolf zu schreyen anfing, und so gewaltig, daß trotz der großen

Entfernung in der das Kindszimmer vom Salon liegt, sein Geschrey gehört werden konnte. Ich saß auf Nadeln, um so mehr da ich merkte, daß mein Mann verschwand. Nach einigen Minuten trat er wieder ein, und sagte zu mir vor der ganzen Gesellschaft mit unzufriedener Miene: „Ich dachte Du hättest die eigensinnige Kindermagd belehrt, daß unser Adolf wohl noch zu jung ist, um Kunststückchen zu lernen, aber Du hast es entweder unterlassen, oder sie gehorchte Dir nicht, denn als mich jetzt sein Geschrey hinüberlockte, war sie eben wieder bemüht, ihn mit Gewalt auf ein Geschirr zu setzen, das ich vor einer so ausgezeichneten Gesellschaft nicht näher bezeichnen darf.“

Ich war vernichtet, denn Sie werden leicht bemerken, daß das ganze Gewicht dieses Vorwurfes mir allein zugedacht war, und mich allein traf; allein ich gewann gerade noch so viel Fassung, um mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu erwiedern: Was Sie zürnt, mein werther Herr Gemahl, ist meine Schuld, nicht die der Kindermagd; denn ich hatte in Erwartung so liebenswürdiger Gäste nicht Zeit und Muße an solche Kleinigkeiten zu denken.

Nun fielen aber auch alle Frauen der Gesellschaft über mich her, wie eine Schaar Gänse über den Fremdling der zum erstenmahle ihren Weitzen frißt. Ich konnte die Einheit ihrer Gesinnungen nur bewundern, denn Jede schien eine längstersehnte Gelegenheit gefunden zu haben, über mich armen Eindringling loszuziehen. — Hier suchte man mich in belehrendem Tone zurechtzuweisen, oder man machte mir Vorschläge, die scheinbar meinen Wünschen begegneten, und die meinen Mann ganz für sich gewannen, dort zischelte man etwas von Jugend und Unerfahrenheit, oder von überklugem

Wesen, von Wienermoden und Neuerungen. — Auch Mädchen mischten sich zur Steigerung meines Verdrußes in diese Sache, und darunter Eine, eine gewisse Bertha, von der ich weiß, daß sie sich viele Hoffnung auf meines Mannes Hand gemacht hatte. — Noch mehr — man faselte von der Unbesonnenheit, mit der manche Heirathen geschlossen würden, zwischen Menschen die sich fast nicht kenneten, und von jungen Frauen, die wohl schwerlich den Katechismus gelesen hätten um zu ersehen, daß der Mann das Haupt der Familie sey, und daß die Frau keinen Willen haben müsse, wo der Mann gebiethe.

Mir ward die Sache zu bunt, und ich fühlte mich wirklich unwohl; ich entschuldigte mich daher mit einer Unpäßlichkeit, und entfernte mich, was mir um so leichter möglich war, als man hier gewohnt ist, einen Salon in einem Privathause, wie ein Gasthaus zu betrachten, und sich um die Frau vom Hause wenig kümmert. — Im Fortgehen hatte ich noch die Kränkung zu hören, wie Fräulein Bertha mit einem Blicke auf mich sagte: „Wenn junge Frauen erkranken, so steigen die Actien für uns Fräuleins, denn es ist wieder Hoffnung auf einen jungen Wittwer."

Ich kann hier nicht umhin, im Vorbeygehen zu erwähnen, daß es mich immer im Innersten verletzt, Mädchen, und was noch ärger ist, in Gegenwart von Männern, ihren Wunsch verheirathet zu seyn, aussprechen zu hören. — Sind nicht solche Mädchen die Schande ihres Geschlechtes, und kann man es Männern, die mit solchen in Berührung kommen, am Ende verargen, wenn sie bey den entschiedenen Vorrechten die ihr Geschlecht nach göttlichen und menschlichen Con-

stitutionen ohnehin schon genießt, sich für Götter halten, und das unserige vollends verachten? —

Emil, der indessen meine Entfernung bemerkte, und vielleicht vermuthet hatte, both mir hier doch den Arm, und begleitete mich bis an die Thüre des Salons, wo er mir die Hand küßte und sagte: „Nimm Dir die Sache nicht zu schwer, liebe Rosa, ich werde um Dein Befinden fragen lassen, und aus Deiner Antwort entnehmen, ob Du noch böse bist. Sey indessen ruhig, und sey versichert, daß ich suchen werde, Deinen Wünschen zu begegnen." — Ich kann nicht läugnen, daß ich in der That böse war, mich vor der ganzen Gesellschaft so beschämt zu sehen; indessen hüthete ich mich wohl, es ihn merken zu lassen, als er später schickte, da ich aus Erfahrung weiß, daß er mich vermeidet, so lange ich, wie er sich ausdrückt, „übler Laune" bin. — Ich ließ daher sagen, ich befände mich bedeutend besser, und hoffte bis morgen meine volle Genesung, da er mich gütig der Sorge für den heutigen Abend enthoben habe.

Wirklich war mir im Spielen mit meinem Adolf recht wohl geworden, und ich ging nachdem ich ihn noch gesäugt, und was ich so gern selbst thue, schlafen gelegt hatte, mit ziemlich leichtem Herzen in mein Zimmer. — Da ich wußte, daß die heutige Gesellschaft sich nicht vor Mitternacht trennen würde, so ging ich endlich um eilf Uhr in's Schlafzimmer und legte mich nieder; — gedachte aber noch zu lesen. Als ich indessen um Ein Uhr wieder erwachte, sah ich, daß ich wahrscheinlich sehr bald mochte eingeschlafen, und so das Kommen meines Gatten überhört haben, der nun bereits in tiefem Schlafe lag. Um 5 Uhr stand er wie gewöhnlich auf, und sagte zu mir, ohne mich erst um mein Befinden gefragt

zu haben: „Es freut mich zu sehen, daß Du wieder ganz wohl bist, — Du hast sehr gut geschlafen, das ist ein gutes Zeichen" — So macht er es immer, wenn er glaubt, daß ich noch etwas auf dem Herzen habe. Er benimmt mir dadurch die Gelegenheit zu klagen. —

Mir war daher nichts willkommener als Adolfs Erwachen, den ich mir sogleich aus dem Nebenzimmer bringen ließ, und an die Brust legte. — Jetzt erst wagte ich, von dem zu reden, was mich drückte; ich sagte daher ziemlich verlegen: „Ich habe den Kleinen heute nicht auf das Nachttöpfchen setzen lassen, da Du mir darüber einen neuen Vorschlag thun wolltest; indessen da man so etwas nicht unnöthig lange verschieben kann, so bitte ich Dich mir Deine Meinung zu sagen." — „Recht gern, erwiederte er mir, und Du wirst gewiß mit mir einverstanden seyn; — ich denke also wir verschieben die Sache vor der Hand bis Adolf ein halbes Jahr alt ist, und dann werden wir ihm einen Sessel anschaffen, in dem er gern sitzen, und so ohne Zwang, ja ohne es zu wissen, sich an etwas gewöhnen wird, das ihm auf die bisherige Art nur verhaßt werden muß. Du siehst, liebe Rosa, fügte er noch hinzu, ich habe darauf gedacht, Deinen Wünschen zuvorzukommen. Jetzt adieu mein Kind." Mit diesen Worten küßte er mich, und ging indem er nur noch erwähnte, daß ich ihn heute zum Frühstück nicht erwarten dürfe, ohne meine Antwort abzuwarten.

Er hatte das Alles in einem Tone gesagt, wie er ihn anzunehmen pflegt, wenn er etwas befiehlt, das er nicht eben einen Befehl nennen will, und jetzt war er fort. — Wie sehr sind doch die Männer um dieses Fortgehen zu beneiden; so wie sie einen Gegenstand nicht näher besprechen wollen,

so gehen sie fort; — wir armen Frauen dagegen müssen in ähnlichen Fällen wohl aushalten! — Aber am meisten Freyheit in dieser Hinsicht, haben wie ich behaupten möchte, noch überdieß die Kaufleute. Sie gehen fort; warum? das wagt man nicht einmahl zu fragen; — natürlich sie haben Geschäfte die keinen Aufschub leiden, sie gehen auf's Comptoir oder auf die Börse.

Da saß ich nun, grämte mich, und weinte, denn ich sah nichts Anderes vor mir, als einen schrecklichen Verdruß mit Emil, da ich meinerseits entschlossen war, ihm nicht zu folgen. Aufschub war allein schon gegen meine Wünsche, und nun erst noch ein solcher Sessel! ich weiß daß Sie mir Recht geben müssen, wenn ich behaupte, daß die Kinder sich auf diese Art unmöglich früh zur Reinlichkeit gewöhnen, da dieß bloß eine Bequemlichkeit für Mütter und Kindsfrauen ist, die im Gegentheile die Nachlässigkeit der Kinder begünstigt, die sich allmählich daran gewöhnen, ohne Umstände sich's, wo sie auch seyn mögen, bequem zu machen, da sie auf solche Art nicht aufmerksam werden, und also am öftesten gar nicht wissen was sie thun.

Ich dachte an Sie, meine Freundin, und berechnete eben, daß bey sehr schleuniger Beantwortung wohl schon gestern oder heute ein Brief hätte eintreffen können; — und — da hatte ich ihn nun wirklich in Händen, — las ihn, — und athmete wieder frey und muthig. — Mittags trat ich meinem lieben Tyrannen heiter und freundlich entgegen, es belustigte mich an seiner Miene zu sehen, daß er das nicht ganz erwartet hatte. Er war angenehm überrascht und umarmte mich sehr feurig und zärtlich. Wir plauderten ganz vergnügt; er entfernte sogar, was er selten thut, bey Tische

den aufwartenden Bedienten, und so hatte ich Muße genug, im fröhlichsten Tone den Gegenstand von heute Morgen wieder aufzunehmen, und ihm das Verfahren wie Sie es mir schrieben, vorzuschlagen. — Er sah mich ganz erstaunt an; — wie hast Du denn das auf einmahl in Deinem Köpfchen ausgeheckt? — Ich lachte dazu, und rückte endlich, da ich mich doch vor ihm nicht mit fremden Federn schmücken will, mit dem ganzen Briefe hervor. — Das gute Einvernehmen war also wieder hergestellt, und mein Emil bath mir auch noch die öffentliche Beschämung ab, die er mir zugezogen hatte, denn er sah nun wohl ein, daß er etwas zu weit gegangen war.

Wie sehr gut die neue Behandlung auf Adolf wirkte, brauche ich kaum zu erwähnen, da Sie es selbst aus Erfahrung wissen. Den kleinen Verweis den Sie mir geben, hatte ich verdient. — Sie sehen, theure Freundin, ich habe meine kleine Eigenmächtigkeit schwer genug gebüßt! — Aber Ihr Brief enthält noch etwas, das ich nicht übergehen kann; Sie sagen nähmlich, mein Kind sey noch zu jung um gestraft zu werden; — wann wird es dann groß genug seyn? Ich bitte Sie um gelegentliche Antwort.

Noch etwas; Sie sprechen von dem Schaden den Mütter und Kindswärterinen dadurch thun, daß sie das Geschirr von dem die Rede ist, schlagen und schelten, und doch ist diese Unart so häufig, daß es fast unmöglich ist ihr zu entkommen. Die vernünftigsten Aeltern schlagen und schelten ja, um ihr Kind zu beruhigen, eine Sache die oft eben so unschuldig ist als jenes Töpfchen, z. B. den Tisch, den Stuhl an dem Liebchen sich gestossen hat, und niemand findet dieß

Unrecht, ja man freut sich sogar wenn die Kleinen mit recht bitterem Gesichtchen selbst zuschlagen.

Zahnbeschwerden hatte mein Adolf schon ein paar Mahle, auf die von Ihnen bezeichnete Weise, aber immer so gelind, daß es nicht sehr von Bedeutung war; jedesmahl aber dauerte die Unruhe und merkliche Hitze drey Tage. — Ich fürchte mich jetzt schon auf das Entwöhnen, und weiß nicht ob es besser ist, das Kind auf einmahl, oder nach und nach zu entwöhnen? Adolfchen fängt schon mitunter ein wenig zu sitzen an, und weil seine Füßchen bereits so gerade sich stemmen können, so hoffe ich mit Vergnügen, daß er früh zum Gehen kommen wird.

Mit der aufrichtigsten Dankbarkeit

Ihre

Freundin

Rosa L**.

Hundert sechs und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette v. S**.

Gratz am 6. Feb. 1848.

Liebe, gute Schwägerin!

Ich bedaure Dich herzlich, wegen der Unannehmlichkeiten mit Nanetten, und hätte nicht geglaubt, daß sie wirklich bösen Willen haben sollte. Ich hoffe auch noch immer, daß es nicht so ist, und möchte Dir daher, wenn ich auch selbst

sage, daß es so nicht bleiben kann, doch nicht rathen mit Nanetten förmlich zu brechen, wohl aber — ernstlich mit ihr zu sprechen, und sie über ihre Eigenmächtigkeiten zur Rede zu stellen. Du gestehst doch, daß Du sie sehr gut brauchen kannst, und ihr daher nach und nach sehr viel anvertrautest; ich bin auch überzeugt, daß Du Dich sehr wenig mit der Erziehung Deiner Kinder hättest befassen können, und noch jetzt befassen könntest, wenn sie nicht im Hause wäre.

Ich fühle mit Dir das Unangenehme mit Verwandten in solchen Verhältnissen zu stehen, und einen Verdruß heranreifen zu sehen, — aber — im Grunde genommen, wäre es nicht mit einer Fremden, die so brauchbar wäre wie Nanette, eben so fatal? Würde sie nicht ihre Wichtigkeit eben so gut fühlen und merken lassen?

Freylich wirst Du sagen: aber ich wäre nicht genirt, und könnte ihr ohne Weiteres aufkünden. — Das ist wahr, aber würde es Dich nicht vielleicht bald wieder reuen, besonders wenn Du einen sehr unvollkommenen Ersatz für sie fändest? oder wenn die neue Wirthschafterin, wirklich eben so brauchbar, sich bald auch eben so wichtig fühlte? —

Das Uebelste bey der Sache ist, daß Dein Gatte dadurch aufgeregt und unzufrieden werden könnte, und dem muß abgeholfen werden. Laß mich also aufrichtig reden. Du sagst selbst, daß Du über die Sticheleyen und Eigenmächtigkeiten Nanettens ihr bisher gar nichts sagtest, — und ich glaube auch, daß es nie so weit gekommen wäre, wenn Du sie gleich beredet hättest. Du vermeidest theils aus Kränkung, theils aus — laß mich das Wörtchen brauchen ohne böse zu werden, also — theils aus Stolz, eine Erklärung. — Daß dadurch die Sache nur schlechter ward, ist gewiß,

denn Nanette ward dadurch immer mehr angereitzt, Dich ihre Wichtigkeit fühlen zu lassen, und hielt Dein Schweigen entweder für Nichtanerkennung ihrer Leistungen, — für Furchtsamkeit, die sie benützen oder für Stolz, den sie strafen wollte. Das Letztere scheint ihr auch wirklich gelungen zu seyn.

Ich möchte übrigens behaupten, daß sie bey allem, was sie that und sagte, es nur auf Dich allein, keineswegs aber darauf abgesehen hatte, Dich mit Deinem Gatten zu entzweyen, wenn das Letztere auch beynahe so scheint, und eine unberechnete Folge ihres Benehmens werden konnte. Wie oft thun auch die besten Menschen solche Mißgriffe, und wie viel Unheil entsteht oft daraus, wenn wir, was besonders bey den Frauen häufiger der Fall ist, als bey den mehr denkenden und überlegenden Männern unsere Worte nicht abwiegen und ihre mögliche Wirksamkeit nicht bedenken. Wahrlich aller Glaube an Herzensgüte und Aufrichtigkeit, müßte untergehen, wenn wir von jeder unüberlegten Aeußerung glauben wollten, sie sey überlegt gewesen.

Glaub' mir der Same des Unfriedens, der so häufig von den nächsten, theilnehmendsten Angehörigen in den Garten ehelicher und häuslicher Glückseligkeit gestreut wird, dessen in der Folge üppig wuchernde Vegetation so manches Eheglück, so manchen herrlichen, segensreichen Keim vereinigter Erziehungsgrundsätze erstickte, wird meist' nur unbedacht gestreut. Es wäre hart, wenn wir glauben wollten, daß die Menschen aus wirklicher Bosheit das Unheil alles stifteten, das sie aus Unbedachtsamkeit auf ihr Gewissen laden, ohne es sich nur zum Vorwurf zu machen, ja ohne es nur zu wissen! — Wie unbemerkt geschieht

oft, was in seinen traurigen Folgen, nicht nur für das Glück zweyer Menschen, sondern für die moralische Characterrichtung ihrer, einer künftigen Generation angehörenden Kinder, so groß, — so unheilbringend und so wichtig ist! — O daß doch die Menschen mehr dächten, über das was sie thun, wenn sie sich doch die Mühe nehmen, auch das urtheilende Wort, das ihrer Lippe so leicht entschlüpft, einer Prüfung zu unterziehen und seine Folgen zu bedenken!

Ich will Dir ein Paar Fälle aufzählen, um Dir durch Beyspiele zu zeigen, wie leicht es eben unserer nächsten Umgebung wird, unser eheliches Glück zu stören. Ein Mann, der seine Gattin zärtlich liebt, aber für ihre schwankende Gesundheit besorgt ist, trifft sie bey Arbeiten die er für schädlich hält, und die es auch sind, die sich aber in kleinen Haushaltungen nicht vermeiden lassen. — Sie hat Putzwäsche geplättet, Wäsche oder Kleidung stehend zugeschnitten, beym Kochen irgend etwas selbst besorgen wollen, oder müssen, ꝛc. Er warnt sie, sie beeilt sich zu folgen, muß aber doch Begonnenes beenden; — sie hat oft ähnliches gethan ohne merkliche Folgen, allein es hat in einzelnen Fällen üble Folgen, oder wenigstens sucht man darin die Ursache einer zufällig eintretenden Kränklichkeit und glaubt sie zu finden; wenn derselbe Zustand auch ebenso oft ohne Ursachen eintrat.

Nichts ist natürlicher, als daß er die Unpäßlichkeit seiner Frau und deren wahrscheinliche, in seinen Augen unnöthige oder leichtvermeidliche Ursache, einer Mutter, Schwester oder sonstigen nahen Verwandten klagt, wenn er deren hat. — Wie leicht wäre es diesen, den klagenden Gatten zu beruhigen. Es bedarf ja nichts, (ich habe das in ähnlichen

Fällen erprobt), als einer leicht zu findenden Entschuldigung für die Gattin; wie eine solche Thätigkeit so sehr natürlich und fast unvermeidlich sey; — wie es einem selbst in solchen Fällen gehe, wie man da immer hoffe, es werde dießmahl nicht schaden, sich immer vornehme zu endigen; und wie es nicht Unfolgsamkeit sey, sondern sich zuweilen gerade so treffe, daß man nicht augenblicklich aufhören könne und noch dieß oder jenes endigen müsse: während man auch die möglichen Folgen noch nicht fühle, und sich also immer schmeichle, es werde dießmahl ohne Folgen bleiben. — Der Gatte fühlt sich beruhigt, und entschuldigt im Herzen sein armes Weibchen um so lieber, als er sich gestehen muß, daß ihr Fleiß und der Eifer mit dem sie sich der häuslichen Geschäfte annahm, im Grunde doch nur lobenswerth sey.

Aber denke Dir nun die gewöhnliche Erwiederung. Man vermuthet gleich anfangs; sie müsse sich verdorben haben, bestätigt und bestärkt also seine Befürchtung; man schilt den schrecklichen Eigensinn der Frau, — die doch sonst eine gescheidte Frau sey, sich aber gar nicht belehren lasse, wo sie doch wissen mußte, daß ihr das schaden werde. Man bedauert ihn eine solche Frau zu haben, und bewundert seine Geduld und Nachsicht; — man wirft ihm die Letztere vor, und meint er sey zu gut gegen sie, — ein anderer Mann würde sich wohl Gehorsam zu verschaffen wissen, und ihr so etwas nicht leiden, und schließt damit ihn wohlmeinend zu erinnern, daß der Schaden bei weitem nicht so groß gewesen wäre, wenn einmahl die Klöße angebrannt worden wären, oder wenn man die einigen Groschen an eine Putzerin ausgegeben hätte, als jetzt, wo Doctor und Apo-

theke das schwere Geld kosten. — Was ist natürlicher als daß die Erbitterung des Gatten um desto heftiger werden muß, wenn ähnliche Beschuldigungen sich öfter wiederhohlen, da er sich im Grunde die Wahrheit derselben nicht ganz läugnen kann; er sieht nun sein eigenes Urtheil nicht nur gerechtfertigt, sondern er sieht daß Andere, an deren Neigung gegen seine Frau er nicht die mindeste Ursache hat, zu zweifeln, sie noch strenger beurtheilen; er nimmt sich vor sie mit mehr Strenge zu behandeln, — schwächt durch ein, bey jeder Gelegenheit unfreundliches und kränkendes Benehmen ihre Liebe und Zärtlichkeit, und benimmt ihr überdieß alle Lust und allen Eifer für eine häuslich sparsame Thätigkeit, wenn sie stets Tadel statt Lob dafür erntet.

Daher kann ich Eheleuten denen es um die Erhaltung des häuslichen Friedens, und um ihr eheliches Glück Ernst ist, nichts dringender rathen, als — Schweigen gegen alle auch gegen die theilnehmendsten Angehörigen, über das eheliche Verhältniß und über einzelne Fehler des Gatten; denn die erste Klage das erste Suchen nach Recht, außer dem Hause, ist der erste Schritt zum häuslichen Unfrieden, weil nur selten die Klage, an das Ohr eines wahrhaft Gütigen, wahrhaft Weisen gelangt; und also fast nie zum Guten führt! —

Allein oft bedarf es gar keiner Klage, um uns zu einer höchst verderblichen Friedensstörung zu veranlassen, — die gewiß nicht boshaft, sondern nur unbedacht seyn muß. Was würdest Du z. B. von einer Frau sagen, die eine Schwester oder Schwägerin zu der Zeit des Tages besuchte, wo es eben, um noch Abends nicht ganz kalt zu werden, am wärmsten im Zimmer seyn muß, — die sich in die Nähe des Ofens

setzt, eine Stunde lang bleibt, und trotz des wiederhohlten Antrages der Hausfrau, und der geäußerten Vermuthung, daß es ihr zu warm werden müsse, sich weder vom Ofen wegsetzt, noch ihren Hut und Mantel ablegt, obgleich sie sich in einem Zustande befindet, der einen erhöheten Wärmegrad des Körpers mit sich bringt; — wenn diese Frau bald darauf sich gegen den Gatten ihrer besuchten Verwandten über die Hitze beklagt die sie kaum aushalten konnte, und die sie um so mehr wunderte, da sie wisse, daß er nie habe warm ertragen können. So machte es diesen Winter in der That, Schwägerin Fanny; aber soll ich glauben, daß sie es aus Bosheit that, und mir absichtlich Verdruß mit meinem Manne zuziehen wollte? Das wäre gewiß zu hart; und sicherlich fehlt auch Nanette nicht aus der Absicht Dich mit Deinen Gatten zu entzweyen, sondern — aus Unbesonnenheit!

Nichts aber ist für uns Frauen wichtiger, und darf uns weniger gleichgültig seyn, als die Zufriedenheit des Gatten. Nie müsse das Bewußtseyn erfüllter Pflicht uns genug seyn, um uns über seine ernste, tadelnde Miene zu beruhigen. Sey jetzt die Ursache seiner finstern Miene, welche sie wolle, wir müssen sie zu errathen, oder zu erforschen suchen; — sey sie so unbedeuteud sie wolle, wir müssen sie zu heben, oder wenn das nicht möglich ist, seine Zustimmung oder Verzeihung dafür zu gewinnen suchen. Die Erhaltung seiner Zufriedenheit ist der Grundstein seines und unsers häuslichen Glückes, und keine Rücksicht darf uns hindern, auch einer scheinbaren Erschütterung des häuslichen Friedens durch Aufklärung aller Mißverständnissen vorzubeugen, kein falscher Stolz, keine falsche Scham uns verleiten, ein wirkliches Unrecht zu gestehen, über ein scheinbares —

uns zu rechtfertigen. Schiebe also eine völlige, freie Erklärung Deiner Handlungsweise und Deiner damit verknüpften Absicht, ein freyes Geständniß Deiner Schuld und Nichtschuld, ja nicht länger auf, denn ich kann Dir nicht läugnen, daß mir schon vor Empfang Deines lieben Briefes, die Kälte aufgefallen war, mit der Dein Gatte bey seinem letzten Besuche sich über eheliche Verhältnisse im Allgemeinen äußerte; und die Bitterkeit mit der er, als mein Mann sich wunderte ihn so reden zu hören, da er doch glücklich verheirathet sey, — versicherte: Es sey Eine wie die Andere, und man müsse den Tag nicht vor dem Abend loben; denn Manche, die in der Jugend ihren Mann glücklich machte, kränke ihn später wenn die Liebe erloschen sey, bitter durch ihre Gleichgültigkeit, so, daß es wirklich kein Wunder sey, wenn so viele Männer noch in späteren Jahren auf Abwege kämen, da sie zu Hause nicht mehr fänden, was sie suchten.

Ich habe Dir nun gerathen, wie Du den häuslichen, ich meine den ehelichen Frieden erhalten sollst, allein Du willst auch Deine Hausfrauenrechte bewahren, und doch nicht in offenen Verdruß kommen; — das heißt, glaube ich; — Du willst Nanetten nicht wegthun. Ich glaube, daß es Dich, einen einzigen schweren Schritt kosten würde, um das alles zu bewirken. Erstens erinnere Dich, um Dir dieß zu erleichtern, daß Du es für Deine Kinder thust, denn gewiß könntest Du, wenn Du Nanetten nicht mehr hättest, Deinen Kindern nur wenig Aufmerksamkeit schenken, ja Dein Vorsatz die Gouvernante heuer im Herbst schon entbehrlich zu machen, wäre gar nicht ausführbar. Und dann denke, und es wird für Dein gutes Herz nicht ohne Gewicht seyn, daß der Platz den sie bey Dir begleitet, Nanetten vor der Noth-

wendigkeit schützt, eine ähnliche Stelle bey Fremden zu suchen. Du bist ihr nöthig, denn gewiß wäre es für sie, deren Aeltern einst so reich waren, und es durch Verschwendung dahin brachten, daß sie ihren Kindern kaum das Nothdürftige hinterlassen konnten, eine schwere Aufgabe in fremde Dienste zu treten.

Ich glaube, daß es am Besten wäre, sobald Du erst mit Deinem Gemahl wieder alles berichtigt hast; — sie über ihr Betragen mit sanftem Ernst, ja nicht mit Strenge zur Rede zu stellen, sie von weitem auf die Folgen desselben aufmerksam zu machen, und ihr Dein Mißfallen auszusprechen. Ferner ihr aufzutragen, daß sie alles was vorfällt Dir melden lasse, und ihr manches Wichtige, das Du ihr nur durch die Anwesenheit Deiner Söhne gedrängt, überlassen mußtest, mit dem Bedeuten wieder abzunehmen, daß Du jetzt mehr Zeit habest, und dieses wieder selbst thun werdest. Das kann und darf sie nicht beleidigen, sollte sie aber doch wieder vermuthen darüber empfindlich seyn, so tröste Dich über ihre Empfindlichkeit mit dem Bewußtseyn Deine Pflicht gethan, und die Zufriedenheit Deines Gatten dafür erkauft zu haben.

Lebe wohl mit herzlicher Liebe

Deine

Schwägerin Sophie.

N.S. Ich hoffe Dich zum Markt hier zu sehen, aber der heurige lange Fasching wird auch unsern Mittefasten-Markt, sehr hinausschieben. Vielleicht sehe ich Dich also noch früher.

Die Obige.

Hundert sieben und sechzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 17. Feb. 1848.

Liebe, gute Cousine!

Ich bin so froh und glücklich, daß ich Dich beym Kopf nehmen und küßen möchte; der Fasching hat mit seiner Lustbarkeit mich angesteckt, denn die böse Hermine verleitet mich nun einmahl, ein wenig mitzumachen, und so sehr sie auch selbst das Köpfchen hängen läßt, — mir redet sie immer zu, das Leben und meine Jugend zu genießen; — als ob sie älter wäre, als ich!

Als ich meinen letzten Brief schrieb, glaubte ich kaum, daß mein nächster in so froher Stimmung aus meiner Feder fließen sollte, oder richtiger gesagt, denn der Brief hat keine Stimmung, daß ich während seines Ausderfederfließens (Du siehst ich erfinde neue Worte) in so froher Stimmung seyn würde. Ich muß Dir etwas erzählen, und ich möchte es gern auf eine recht interessante Weise einkleiden. Ich werde also den modernen Novellenstyl wählen, der ist doch gewiß recht interessant; — da erfährt man zuerst nur, daß der Held oder die Heldin der Geschichte richtig da waren; und nebenbey was er für Stiefel Hut und Handschuhe, oder was sie für eine Haube trug. Später erfährt man, daß sie auch Hände und Füße hatten, die Sache hat also Hand und Fuß; und nach dem man nun noch hört, was eben jetzt geschieht, sieht

man, daß dieß der Schluß der Erzählung ist, und erhält nun mit angenehmer Ueberraschung die Aufklärung dessen was alles schon vorhergegangen war, um diesen Schluß vorzubereiten, und die anfängliche Entwicklung möglich zu machen. — Aber nein, so interessant mag ich doch nicht erzählen, ich werde also nur die Form und nicht den Geist unsers modernen Styles annehmen.

Es war der 7. Feb. 1848 als die Strassen der Haupt- und Residenzstadt Wien ein reges Treiben bothen; die Gaslichter brannten in allen Gewölben und auf allen öffentlichen Plätzen, denn — es war Abend! und noch dazu — später Abend! Wer an diesem Abende durch die Strassen der Stadt ging, mußte auf den ersten Blick erkennen, — daß es — Winter war, wenn er es auch nicht aus dem Kalender ersehen hätte, denn hie und da zeigten sich deutliche Spuren von Schnee und Eis, und die Menschen die dieses Gemälde belebten, waren in winterliche Mäntel gehüllt. Nichts desto weniger tummelten sich die Menschen, und das Gerassel der Wagen war so groß, daß jeder Fremde glauben mußte, es gälte heute etwas Besonderes, während der heimische Wiener ruhig seine Strasse zog, weil er wußte daß es in Wien, und vorzüglich im Fasching (ich vergaß oben zu sagen, daß es gerade Fasching war) täglich so lebhaft zu seyn pflegte.

Während unten in den Erdgeschossen noch alles hell war, bis auf jene Gewölbe, die man bereits zu schließen begann, waren die Fenster in den ersten, zweiten und noch höheren Etagen der Häuser meist dunkel, denn sie waren mit Fensterläden, Rolletten und Vorhängen verwahrt, und ließen kaum errathen ob es im Innern licht oder dunkel sey. Allein dem

Dichter ist es erlaubt, Vorhänge zu lüften, mögen sie jetzt dem Fenster einer simplen Privatwohnung, oder der Zukunft angehören, — mögen es Schleyer oder undurchsichtige Stoffe seyn! — Da ich nun in diesem Augenblicke mich zur Dichterin promovirt habe, (bald hätte ich mich verrathen! — oder solltest Du noch nichts errathen haben? — ach nein, Du weist ja nichts, wie kannst Du etwas errathen!) ich wiederhohle also ganz getrost noch einmahl: promovirt habe, so bediene ich mich dieses Vorrechtes und thue einen Blick durch eines dieser verhüllten Fenster.

Der Leser, der mit mir hineinblickt, wird einen jungen Mann gewahr werden, dessen Züge nicht eben schön aber einnehmend sind. Sein reiches, schwarzes Haar und Bart, bezeichnet ihn als Novellenhelden, sein Gesicht ist nicht so blaß als es seyn soll, aber es wäre weit blasser als es ist, wenn nicht eine lebhafte Bewegung — es gegenwärtig geröthet hätte. Beym Anblicke seiner Toilette konnte man als bestimmt annehmen, daß er nicht im Negligeè sey, denn der schwarze Frack, das weiße Seidengilet, die weißen Handschuhe ꝛc. deuteten entschieden auf Galla. Seine Füße — mit leichten Ballschuhen bekleidet, beschäftigen sich damit, nach den Tacten einer rauschenden Tanzmusik so schnell als möglich über den Boden zu gleiten, während sein Blick auf einem Mädchen im leichten Ballkleide ruhte, das sein Arm umschloß, und das keineswegs mit seiner Rolle als Tänzerin unzufrieden schien, sondern ziemlich syphenartig über den Boden hinschwebte.

Die Umgebung dieses Päärchens bildeten andere tanzende Paare, und eine Menge von Gästen, die in dem Salon sich drängten, während in dem anstossenden Gemache, Spielti-

sche arrangirt waren, an denen trotz der lärmenden Nachbarschaft eifrig Whist gespielt wurde.

Die beyden Glücklichen aber die so eben eine Tour beendet, und sich auf's Neue zur nächsten Quadrille engagirt hatten, waren Victor und Julie! — zwey junge Leute die sich heute zum ersten Mahle gesehen, und wahrscheinlich gegenseitig sehr interessant gefunden hatten, denn wir sehen sie auf dem bestrn Wege sich zu verlieben. Er war — Doctor, ich glaube genug gesagt zu haben — um Dir zu erklären, warum ich früher mich verrathen glaubte, — sie ein liebes, wenigstens mir sehr liebes, lebhaftes Geschöpf, vulgo Rutschpeter, dessen Herz bisher gleich einem Murmelthiere seinen Winterschlaf geschlafen, und eben jetzt vor dem ersten Frühlingshauch der Liebe im Erwachen begriffen war.

Du weist also nun, beste Cousine, wovon die Rede ist, und ich will nun wieder natürlich schreiben; damit Du nicht etwa meine Dummheiten mit einem doppelten Porto bezahlen mußt, ohne noch recht zu wissen, woran Du bist. So höre also, daß ich am 7. d. M. auf einem schönen Hausballe zu dem ich mit Deinem Bruder und Herminen geladen war, einen gewissen Doctor Victor Stahlburg kennen lernte, der gleich am ersten Abende meine Wenigkeit sehr auszeichnete, und den ich zwey Tage später bey Herminen wieder traf Der närrische Mensch sprach nun gar von Liebe, und es ergriff mich eine wunderbare Ahnung, daß dieses Gefühl auch bey mir erwachen dürfte; ich sagte daher Herminen, als ich vor dem Fortgehen sie einen Augenblick allein sprechen konnte, ganz ernstlich: daß ich diesen Menschen meiden würde, weil ich nicht wüßte, was ich mit ihm anfangen sollte." — Sie

lächelte und meinte, das würde sich wohl finden, indessen wenn der Mensch mir zuwider sey, könne sie mir nicht helfen.

Ich flog mit glühenden Wangen nach Hause, und konnte den Gedanken an ihn nicht loswerden, obschon ich zu Hause einen Brief von Bruder Johann fand, der mir seine glückliche Ankunft und gute Aufnahme in Triest meldete, eine Nachricht die sowohl mich als auch meinen Vater und Alex sehr interessirte. Aber trotz dessen, und obgleich ich alles that um ihn zu vergessen, verfolgte mich des Doctors Gestalt überall, und seine Worte tönten in meinen Ohren.

Sonntags darauf am 13. gaben Wilhelm und Hermine eine kleine, fröhliche Abendunterhaltung, bey der schon wieder der Doctor war, der sich nun in aller Form an meinen Vater wandte, mit der Bitte: mich kennen lernen, und mein väterliches Haus besuchen zu dürfen, indem er glaube, in mir eine wünschenswerthe Gattin gefunden zu haben. Mein Vater lächelte dazu, sagte etwas, von nicht übereilen, von prüfen und von Jugend, hatte aber übrigens nichts dagegen; weil, wie ich später hörte, Hermine mit ihm schon gesprochen hatte.

Daß er mich nun gar nicht mehr aus den Augen ließ, kannst Du denken; und Tags darauf machte er auch schon seine Aufwartung, mit Deinem Bruder. Mein Vater meinte als sie fort waren zu mir, er werde nun wohl öfter Abends daheim bleiben müssen, weil es sich nicht schicke mich mit dem Doctor und Alexen allein zu lassen, und wirklich war er gestern so gütig zu Hause zu bleiben, weil er wußte, daß der Doctor kommen werde. Hermine hat versprochen, öfters

seine Stelle zu vertreten, und mich Abends zu besuchen, wenn Väterchen nicht daheim seyn könne.

Ich benehme mich bey der ganzen Sache so kindisch und albern, daß der Mensch wirklich auf den Gedanken kommen könnte, ich sey in ihn verliebt, und daß ich ihm nicht böse bin, muß ich auch (versteht sich nur Dir) gestehen. So wenig man ihn eigentlich schön nennen kann, denn er ist blaß und etwas blatternarbig, gerade so viel als seyn kann, ohne ihn zu entstellen, so hat er doch etwas Anziehendes. Ein sprechendes, schwarzes Auge, das nur gar zu viel plaudert, eine freye, hohe Stirn, und einen, besonders wenn er spricht, sehr angenehmen Mund. Er ist ein angenehmer, unterhaltender Gesellschafter, seinem Geständnisse nach 29 Jahre alt, und seit länger als 4 Jahren Doctor der Medezin. — Das Letztere ist mir nun freylich nicht ganz recht, denn wie ich merke kommt er in gar viele Häuser, und steht mit den schönsten Frauen im Verkehr. Er hat unlängst eine hiesige Bezirks-Arztes-Stelle provisorisch erhalten, und hofft sie bald wirklich zu bekleiden. Mit seiner Praxis glaubt er zufrieden seyn zu könneu, und hofft auf ihre Erweiterung, — wenn er verheirathet seyn werde.

Was denkst Du von dem Menschen? ist er nicht ein närrischer Kautz? — Vermögen hat er keines, und erbt mit der Zeit von seinem Vater, der noch ein frischer Herr seyn soll, und noch vier Kinder hat, sehr wenig. Aber ich danke ihm viel sagt er: Einen gesunden Körper, gerade Glieder, einen selbstgewählten Stand, feste Grundsätze und ein zufriedenes Herz!

Lebe wohl, ich fände des Plauderns kein Ende, wenn nicht das Papier zu Ende ginge. Ich bin also jetzt mit ganzer Seele,

Deine

glückliche Cousine

Julie Western.

Hundert acht und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 18. Feb. 1848.

Meine theure Louise!

Ich weiß nicht ob es gut ist, meine Freundin, daß Sie Ihren Geist zu sehr beschäftigen, und ich war unschlüssig ob ich dazu beytragen, und auf Ihre Fragen und Bemerkungen etwas erwiedern dürfe. Es schien mir ein Eingriff in die Rechte Ihres Herzens; — es schien mir beynahe als ob Sie mir etwas Unmögliches, etwas Unwahres schrieben, und als ob Sie die Braut des Grafen, dessen innige, aufopfernde Liebe Sie ja erwiedern, und der sie verdient, — schon seyn müßten. Es schien mir — Grille und nicht mehr Grundsatz was Sie noch abhält Ihrem Herzen zu folgen; — denn — aufrichtig meine Louise, Sie fühlen es, daß Sie dem Grafen bestimmt, daß Sie für ihn geboren sind; es ist ein Spiel in dem Sie Ihre Kraft und seine Liebe prüfen wollen; und wenn ich auch edel — Ihrer werth finden muß, daß Sie den Sohn auch gegen den Wil-

len einer harten Mutter nicht wollen handeln machen, wenn ich auch mit Ihnen fühle, daß es schwer, besonders für Ihren hohen Sinn schwer seyn muß, in eine Familie einzutreten, ohne als Tochter liebend begrüßt zu werden, so kann ich doch das Gedankens mich nicht erwehren, daß der Graf Ihrer Liebe zu würdig ist, um nicht auch Opfer — schwere Opfer, von dem Herzen seiner Louise zu verdienen! — Verzeihen Sie mir meine Freundin, mein Herz drängte mich Ihnen dieß zu sagen, denn ich fühle es, daß das Gefühl edelmüthiger Entsagung, Sie über die Gränzen unsers Geschlechtes hinaus führt, — dem Liebe das Höchste ist, und seyn muß; und daß es Schwärmerey ist, was Sie so fest im Behaupten Ihrer Grundsätze, so grausam gegen den Grafen macht!

Ich habe eine Freundespflicht erfüllt; — weiter darf ich nicht gehen, ohne unbescheiden zu werden, ich schreite daher zur Beantwortung Ihrer Zeilen. — Sie staunen darüber mich in Einem Briefe von Erziehung, von Temperamenten, und von Physiognomik sprechen zu hören, denn Sie finden dieß nicht vereinbar. Ich bin jedoch von der Wahrheit und Unläugbarkeit aller dieser genannten Begriffe so ziemlich überzeugt, und finde sie eben auch, sehr gut vereinbar. Ich glaube, daß sich wirklich keines von ihnen läugnen läßt, da jedes sich durch Erfahrung bestätigt.

Wer möchte die Wirkungen der Erziehung, die verschiedenen Wirkungen einer guten oder schlechten Erziehung bestreiten?! Wer sich irre führen lassen, durch den oft so ungleichen Erfolg, durch den Umstand, daß unter der Leitung desselben Erziehers, also unter ganz gleicher

Behandlung, die Einen gedeihen, die Andern mißrathen? Wahrlich nur der, der die Wirksamkeit der Temperamente und die Physiognomik läugnet, wird darüber staunen; während der denkende Erzieher, eben in der ganz gleichen Behandlung, die nach dem Temperamente und den natürlichen Anlagen hätte verschieden seyn müssen, den leicht erklärten Grund des Gedeihens der Einen, des Mißrathens der Andern findet; wie der kluge Gärtner in der ganz gleichen Pflege tropischer und nordischer Pflanzen, der Blume und des Waldbaumes, den Grund des Verderbens Aller finden wird. Oft glauben Aeltern und Erzieher sich zu entschuldigen über das Mißrathen ihrer Kinder und Zöglinge, wenn sie sagen können: Ich habe sie alle gleich behandelt, daß meine Erziehung gut war, zeigt der glückliche Erfolg an den wohlgerathenen, — daß jene mißriethen ist angeborne Bösartigkeit! — O wie wenig ist eine Erziehung, die sich auf Bildung der guten Anlagen beschränkt, die nicht auch jene Anlagen die einer Ausartung fähig sind, zu leiten weiß! — Es ist keine Kunst von edlen Bäumen, edle Früchte zu erzielen, aber es fordert Kunst und Mühe, den Wildling, der nur saure Früchte bringen konnte, zu veredeln, auf daß er edle Früchte bringe!

Ich glaube nicht, daß es nöthig ist, über die Verschiedenheit der Temperamente noch etwas beyzufügen, ich will daher nur über Physiognomik noch das erwähnen, was mir das Nöthigste scheint. Es ist gewiß, daß sich im Allgemeinen der Begriff den wir mit Physiognomik verbinden, eben so wenig läugnen läßt, als die Pathognomie, oder wie Lavater sie

nennt, Pathognomik. *) Diese lehrt uns Leidenschaften und Seelenzustände in den Zügen lesen, die Erstere aus dem Baue und der Verbindung der festen Theile auf Anlagen schließen. Daß wir Gemüthsbewegungen nicht nur, sondern auch bleibende Seelenzustände und Gemüthsstimmungen aus dem Angesichte lesen können, ist gewiß, und wir treten also unbemerkt aus dem Gebiethe der Pathognomie in das der Physiognomik. Wir sehen nicht nur daß ein Mensch sich ärgert, zürnt oder schreckt, wir sehen auch ob und daß er zum Aerger, zum Zorn und zum Erschrecken überhaupt geneigt sey. Wir sehen also schon eine natürliche Anlage, und lassen uns ohne weiteres auch auf Beurtheilung seiner Fähigkeiten ein.

Wir sehen Züge und Formen, ohne nun den Menschen auch nur ein Wort sprechen zu hören, urtheilen wir, daß der Eine klug, verständig, denkend, überlegend, besonnen, gebildet 2c., der Andere dumm, albern, unbesonnen, leichtsinnig 2c. seyn müsse. — Wer sagt uns das? — Das physiognomische Gefühl, das wir Alle mehr oder minder haben. Sollen wir also glauben, daß dieß Gefühl uns trügt, oder sollen wir es ganz wegläugnen? — Ich denke — keines von Beyden. Oder sollen wir mit so festem Vertrauen das Studium der Physiognomik für untrüglich halten, daß wir mit Sicherheit aus Stirnen, Nasen, Kinn, Auge 2c. die Geistes- und Gemüthsanlagen unserer Nebenmenschen lesen wollen? Ich denke — auch dieß nicht. Es wäre vielleicht eben so kindisch und unvorsichtig der Physiognomik ganz zu trauen, und sie auf das Leben anwen-

*) Diese Letzte ist wenn ich nicht irre die Wissenschaft, aus den Anzeichen auf die Krankheit zu schließen, und Krankheiten zu erkennen.

den zu wollen, als sie ganz zu verwerfen. Wir wissen, daß auch die größten Physiognomen in wichtigen Fällen sich täuschten, sollte dieß nicht genug seyn, um uns Vorsicht zu empfehlen? Die Unterschiede die der Physiognome macht, sind zu zart, und für ihre Zartheit und Unmerklichkeit zu wichtig und entscheidend, als daß wir Lust haben sollten, uns auf ein Studium einzulassen, das so viel Zeit und Mühe, so viel Talent und Uebung fordert, und doch so wenig Sicheres, für's Leben Anwendbares biethet. Ich, meine Freundin, bin nicht genug Physiognomin um in meinen Zügen alles gelesen zu haben, was Sie darin finden wollten, aber auch nicht genug, um in den Ihrigen neben dem Ausdruck von so viel Geradheit und edler Unbestechlichkeit, — Schmeicheley zu finden!

Ich glaube, daß wir Laien, — insbesondere wir Frauen, besser thun, unser physiognomisches Gefühl, als die Wissenschaft der Physiognomik zu Rathe zu ziehen; es wird uns im Allgemeinen weniger täuschen als jene, und — es wird uns nicht in ein Labyrinth von Zweifeln und nutzlosem Studium führen. Nun noch ein Wort über das, was mir in Bezug auf Erziehung wichtig scheint. Der Physiognome läugnet gewissermassen die Wirkungen der Erziehung, da er alles aus dem Knochenbaue erklärt, und also nur, an — angeborne Anlagen glaubt. Wie manche Aeltern und Erzieher haben diese Meinung angenommen, und finden es bequem, sich die eigentliche Erziehung zu ersparen, und sich bloß mit der äußerlichen Bildung zu befassen. Wenn dieß aber auch zum Theil nicht geläugnet werden kann, denn wir müssen gestehen, daß manches Kind vorzüglich guten Kopf, vorzügliche Neigung und Fähigkeit zu einem gewissen Fache, mit einem Worte, entschiedene Anlage zu

irgend etwas verräth, während das Andere keine, — wenigstens keine so entschiedenen und wieder ganz andere Anlagen hat, und eben so müssen wir das Eine sanft, das Andere lebhaft finden 2c. Aber müssen wir darum glauben, daß so mancher Kopf in dem später ruhiges Nachdenken, gebildeter Geschmack 2c , oder in dem ungezügelte Triebe, unlenkbarer Eigensinn sich aussprechen, auch unter einer anderen, — besseren oder schlechteren Leitung das geworden wäre, was er nun wohl nicht nur scheint, sondern wirklich ist? — Ich sage „nein!“

Wenn es auch nicht hundertfältige Erfahrung bestätigte, daß die Erziehung den Charakter zu bilden und zu leiten im Stande ist, so müßte die einzelne, die wir an uns selbst machten, so müßte natürliches Gefühl und Selbstprüfung uns davon überzeugen. Wurden wir das, was wir sind bloß durch Zufall? weil unser Kopf diesen oder jenen Bau hatte, oder nahm nicht vielleicht unser Kopf diese oder jene Formen mehr oder minder an, — weil wir das wurden, was wir sind! — Hätten diese Formen sich nicht anders gebildet, wenn wir das nicht geworden wären? Hätten unsere Augen, Nase, Stirn, den denkenden Ausdruck angenommen, wenn wir nie gedacht hätten? Könnten Mund und Kinn, den Ausdruck ungezügelter, ungezähmter Triebe und Leidenschaften haben, wenn diese je gezügelt worden wären?

Ich glaube nicht, daß ich dieß erst beweisen muß, um Sie zu überzeugen, und wir dürfen nur den großentheils noch unausgesprochenen Charakter in Kindsgesichtern suchen, wir dürfen nur bemerken, daß Formen und Züge im kindlichen Alter noch so unentschieden und unbestimmt sind, und erst im reiferen Alter Bestimmtheit gewinnen; daß das Kindergesicht

gleichsam nur Skizze, das ausgebildete, und besonders das schärfergezeichnete männliche dagegen, vollendete Zeichnung ist, so werden wir auch gestehen müssen, daß die verschiedenartige Ausbildung und Leitung ganz gleicher Fähigkeiten, eine verschiedene Ausbildung und Entwicklung der äußern Formen und Züge bedingen konnte.

Wir sehen dieß am klarsten, da eine fortgesetzte Gewohnheit und Beschäftigung endlich so stark im Aeußern sich ausspricht, daß wir bey dem Anblicke eines Menschen, so ziemlich auf seinen Stand schließen können. Und wir sehen endlich, daß das Meiste was die Physiognomik beurtheilt, in den — sehr beweglichen Zügen und äußern Theilen mitbesteht; wenn wir einen sehr geschickten Mimen und Schauspieler betrachten, der sich ohne Anstrengung in die verschiedensten Rollen fügt, — der heute als Held, morgen als Weiser, übermorgen als Dummkopf vor uns steht, und dessen Züge und Formen den Ausdruck seiner Rolle richtig wiedergeben; ohne daß jedesmahl sein Knochenbau sich anders formen konnte. Sind wir nicht im Stande, das Auge, den Mund, die Wangen, das Kinn, die Nase (besonders den untern Theil derselben) selbst Ohr und Stirn nach Willkühr zu verändern, und ihnen durch eine andere Haltung, einen andern Ausdruck zu geben? Freylich wird nur der Kluge, vielleicht sollte ich hinzusetzen, nur der Gebildete, im Stande seyn das willkührlich zu thun, aber genug, daß es so ist. — Ich glaube auch schwerlich, daß irgend ein Menschenkenner nach den Gesetzen der Physiognomik allein urtheilen wird. Er wird nach seinem Gefühl urtheilen, und übrigens den Charakter des Menschen den er beurtheilen will, studieren, was ihm um so leichter seyn wird, je geübter er darin

ist, und wenn er die Physiognomik befragt, so wird es nur seyn, um die Regeln derselben, durch seine Bemerkungen und Erfahrungen, nicht aber umgekehrt, die letzteren durch jene Regeln zu bestätigen.

Doch nun, obgleich mein Brief schon so lang wurde, zu dem was mir wichtiger scheint, zu meinen Ideen über Dienstbothenwesen, deren Mittheilung Sie wünschen. Sie glauben nicht umsonst, daß dieß etwas Wichtiges sey, und man hat in der neuesten Zeit dieß so sehr empfunden, daß man, obgleich bis jetzt vergebens auf Abhilfe dachte. Gelehrte Versammlungen sprechen über diesen Gegenstand, Preise werden darauf gesetzt, und Abhandlungen geschrieben; aber — man hat zwey Hauptsachen dabey vergessen. Erstens beriethen sich über diesen Gegenstand bisher nur — Männer! Man vergaß daß diese Sache wirklich Frauensache ist, und daß erfahrene und denkende Frauen über Dienstbothenwesen gewiß mehr Urtheil haben müssen als Männer; da schon ihre Stellung als Hausfrauen sie dem Gesinde näher bringt, als den Herrn des Hauses. Und zweytens — staunt man über die Entartung der dienenden Volksclasse, man denkt auf geeignete Mittel dem immer weiter um sich greifenden Uebel zu begegnen, aber man vergißt, daß man zuerst die höhern Stände, erst die Dienstgeber bessern muß, um mit Erfolg auf die Besserung der Dienstleute wirken zu können.

Laßt erst die Dienstgeber moralisch gute Menschen seyn; laßt sie in sittlicher, moralischer und religiöser Beziehung, ihren Dienstleuten zum Muster dienen, und die Wirkung auf das Dienstbothenwesen wird sogleich merklich werden. Das Sprichwort: „Wie der Herr so der Diener," ist wahrer als man zu glauben scheint. Wie kann der Herr mit Nachdruck

und Erfolg dem Dienstbothen Fehler vorwerfen, die jener klug genug ist, an ihm ebenfalls wahrzunehmen, — die er wohl gar ihm abgelernt hat? Um also auf die Besserung des Dienstvolkes zu wirken, sollte jeder Hausherr, jede Hausfrau selbst musterhaft seyn; sie sollten aber auch — und dieß ist besonders den Frauen so leicht möglich, auf die Moralität ihrer Untergebenen hinzuwirken suchen. Die Frau soll das Vertrauen ihrer Dienstleute gewinnen, und wird so im Stande seyn manchen keimenden Fehler zu ersticken, manchen guten Keim zu pflegen, manches Irrige zu berichtigen. Wir sollten bedenken, daß unsere Mägde gewöhnlich nicht mit Sorgfalt beaufsichtigt werden, daß sie oft in der Erziehung verwahrlost, — oft bereits gänzlich verwaist sind, und daß wir in einem weitern Sinne mütterliche Wachsamkeit, mütterliche Lehren und mütterlichen Schutz ihnen schuldig sind. Wie können wir von ungebildeten Mägden eine vollkommene Pflichterfüllung fordern, wenn wir oft selbst nicht im Stande sind unsere Pflichten treu und recht zu erfüllen? — Sollen sie mehr leisten als wir? bessere Menschen seyn als wir? — Und doch ist diese Forderung so häufig; — wir fordern — und fordern mit Strenge, — ohne zu bedenken, daß wir dadurch selbst das Herz unserer Mägde verschließen, und unzugänglich für unsere Lehren und Ermahnungen machen.

Dazu kommt noch die Forderung der meisten Frauen, daß ihre Mägde keine männliche Bekanntschaften haben. Es ist natürlich, daß die armen Dinger dadurch gezwungen sind, die Unwahrheit zu sagen, wenn man dieß zur Bedingung ihrer Aufnahme macht; es ist eben so natürlich, daß sie ihr Herz gar nicht öffnen, und Vertrauen nicht gewinnen, wenn sie das, was ihnen zunächst am Herzen liegt, verschweigen

und sorgfältig verheimlichen müssen; es ist aber auch leider nur zu gewiß, daß diese erzwungene Heimlichkeit auf die Moralität dieser armen Geschöpfe von den traurigsten Folgen seyn muß. So manches Mädchen wäre nicht gefallen, wenn eine rathende, freundliche Mutterstimme sie zu rechter Zeit gewarnt, wenn Mahnung, Lob und Tadel sie zu rechter Zeit gestärkt, ausgesprochenes Vertrauen in ihre Sittlichkeit sie zum Guten angeeifert hätte. Die Stimme des Beichtvaters, auf den sie oft allein noch angewiesen sind, dringt nicht immer in ihr Ohr, und kann also nicht so wirksam seyn, als Beyspiel und Lehre, die sie im täglichen Leben umgibt!

Ich weiß, daß ich dieß nicht öffentlich sagen dürfte, ohne von der größeren Zahl der dienstgebenden Frauen bestritten zu werden. Man wird es zu viel verlangt finden, seine Mägde gleichsam überwachen und erziehen zu sollen; man wird sich vielleicht beleidigt finden, durch die Zumuthung mit seinen Dienstbothen über ihre etwaigen Herzensangelegenheiten zu sprechen, und genug gethan zu haben glauben, wenn man ihnen jedes Verhältniß streng untersagt hat, und also für das was etwa geschieht außer Schuld ist, da man es nicht wußte. Allein wir sollten bedenken daß sie Menschen sind, und daß diese Menschenklasse durch ihre Zahl sehr wichtig, ihre Versittlichung also sehr, — auch für das Allgemeine sehr zu wünschen ist; weil sie nicht immer dem Stande angehören werden, dem sie jetzt angehören, und dessen Versittlichung allein schon wichtig wäre, sondern weil sie einst als Mütter des Volkes, noch stärker und unläugbarer in das Triebrad des Allgemeinen eingreifen sollen und werden.

Um diese Art von Erziehung oder moralischer Leitung möglich zu machen, haben wir nicht nöthig uns mit der Magd in ein Verhör oder ein vertrauliches Gespräch einzulassen, sie zu uns zu rufen, und auf eine feyerliche Art ihr Lehren zu geben. Ausdrücklich ausgesprochene, als Lehren ihr besonders, und in Bezug auf sie vorgetragene Lehren, werden schwerlich den gewünschten Erfolg haben. Wenn wir mit unsern Untergebenen gütig umgehen, wenn wir jedes Beyspiel von Unsittlichkeit, ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse immer streng, aber ohne Ereiferung tadeln; wenn wir Religion und Sittlichkeit stets in die innigste Verbindung setzen, wenn wir merken lassen, daß wir uns als Frauen verpflichtet fühlen, für ihre Sittlichkeit und gute Aufführung mütterlich zu wachen, daß wir aber ihre Gefühle und Menschenrechte nicht beschränken wollen, und es natürlich finden; sie würden in einigen Jahren — früher oder später — in den Ehestand treten, dessen sie durch eine weniger sittliche Aufführung unwerth würden, oder nicht mit gutem Gewissen sich freuen könnten, — so werden wir bald im Besitze ihres Vertrauens seyn, und wir werden durch Billigung oder Warnung im Stande seyn, auf ihre Moralität zu wirken, sie durch unser bloßes Mitwissen, auch außer unserer Gegenwart bewachen, und gute Vorsätze in ihnen zu wecken. — Ich weiß daß diese Art Behandlung, von sehr wichtigem und sicherem Erfolge ist, und daß gewiß nur ein ganz rohes, schon verderbtes Gemüth ihr widerstehen kann.

Noch leichter wird es uns, das Vertrauen unserer Dienstleute zu gewinnen, wenn sie wissen, daß eine ihrer Vorgängerinen, von uns wegheirathete und unterstützt wurde. — Ich

erfahre dieß seitdem vor zwey Jahren, eine Köchin von mir, die zwey Jahre bey mir gedient hatte, von mir weg in den Ehestand trat. Sollen wir darum, wenn wir hören, daß sie in ein Paar Jahren zu heirathen, gedenke, solch' ein armes Mädchen entlassen, und sie der Gefahr Preis geben, in einem weniger moralischen Hause ein Unterkommen zu finden, oder wohl gar ohne Dienst, und also wenn sie ganz verwaist ist, bösen Gelgenheiten weit mehr ausgesetzt zu seyn? — Würden wir dadurch nicht vielleicht Schuld werden, daß ihre einstige Ehe weniger glücklich würde, da sie auf keinen so guten Grund gebaut wäre? — Man möchte mir vielleicht entgegnen, daß dieß eine undankbare Mühe sey, und daß diese Leute unsere Mühe und unser Verdienst weder erkennen noch lohnen würden, und man hat Recht; denn nach meiner Absicht, und dem von mir angegebenen Verfahren, würden sie bey dem Mangel an Scharfblick den ihre geringere Bildung mit sich bringt, unsern Einfluß auf ihr moralisches Seyn gar nicht, oder nur wenig merken. Aber ist nicht das Bewußtseyn, eine Menschenpflicht treu erfüllt — auf das Wohl unserer Nebenmenschen nach Kräften thätig eingewirkt zu haben, Lohn genug, und bedürfen wir wenn uns dieß gelingt, noch eines Dankes; — ja ist nicht überdieß noch das Glück, bessere, verläßlichere Dienstbothen zu haben, die Folge unserer Handlungsweise?

Dazu käme noch die bereits von Ihnen in Vorschlag gebrachte Auszeichnung für Fleiß und Sittlichkeit, durch kleine öffentliche Zeugnisse, die das Ehrgefühl wecken, und gewiß eine bessere, allgemeinere Wirkung haben müßten, als die bisherigen, viel zu selt'nen Dienstbothenprämien, oder die Kinderspielerey der erklärten Rosenmädchen, und endlich eine

Anleitung zu vernünftiger Religionsübung, und — eine Hinwirkung auf Religionsunterricht. — Wie sehr nöthig der Letztere wäre, kann man erst recht beurtheilen, wenn man darüber nachgedacht, oder es erfahren hat. So ließ ich diesen Winter meiner Kindsmagd den Katechismus lesen; — eine Sache die ich ihr keineswegs zur Pflicht machte, aber nahe legte, und sie darauf hinführte. Sie gestand mir dann, das sey ihr wohl nothwendig gewesen, denn sie habe zwar als Kind in der Schule den Katechismus auswendig gekonnt, aber seitdem, also seit ihrem zwölften Jahre, nichts wieder darin gelesen, und jetzt (zehn Jahre später) verstehe sie ihn erst.

Die zweite Maßregel auf Versittlichung hinzuwirken, ist die Anleitung zur Sparsamkeit, die sich unmittelbar an die Erstere anschließt, und die dadurch herbeygeführte Einschränkung des Luxus. Ich führte bey meinen Dienstleuten einen freywilligen Entschluß zur Sparsamkeit herbey, der durch die Vorstellung, daß sie dadurch eher ihr Ziel erreichen, und die zur Einrichtung ihres Haushaltes nöthige Summe erstreben würden, unterstützt wurde. — Freylich fällt bey älteren, oder bey solchen die nicht an einstige Verheirathung denken, dieser Grund zur Sparsamkeit weg, und sie verwenden gewöhnlich alles was sie verdienen auf unnöthigen Putz und Tändeleyen, indem sie sich darauf verlassen in ihren alten Tagen in Versorgungsanstalten unterzukommen; aber — es käme ja nur darauf an, ihnen Sparsamkeit zur Pflicht und ihre einstige Versorgung davon abhängig zu machen. Mein Vorschlag wäre daher dieser.

Jeder Dienstgeber soll durch Circularien auf das Strengste verpflichtet werden, für jeden seiner Dienstbothen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, in eine schon bestehende, oder

eigens für diesen Zweck zu errichtende Spar- oder Versorgungskassa, den dritten Theil des Lohnes, — auf dem Lande wenigstens ganzjährig oder bey einem eintretenden Wechsel auch früher (dieß könnte durch die Herrschaften und Bezirksobrigkeiten geschehen;) in Städten aber wenigstens vierteljährig einzulegen. Das betreffende Büchel müßte in den Händen des Dienstbothen bleiben, oder von ihm nach Belieben depositirt werden können; jedoch ausdrücklich festgesetzt seyn, daß ohne ausdrückliche Bewilligung der Obrigkeit nichts aus diesem Büchel behoben werden, auch darauf — bey Verlust des Darlehens nichts geliehen, dasselbe also unter keiner Bedingung als Pfand betrachtet, mit einem Worte, daß dasselbe ein unveräußerliches Gut des Dienstbothen sey, auf dessen Nahmen es lautet. Dadurch wird die Obrigkeit überdieß in die Möglichkeit gesetzt, den Dienstbothen genauer zu überwachen, da eine Stockung in der Einlage seine Dienstlosigkeit, und eine Nahmensänderung des Einlegers oder der Einlegerin, seinen Dienstwechsel ersichtlich machen würde.

Durch die mit dem Liedlohne verbundene, gänzliche Unterkunft, der Sorge für Wohnung, Bette, Holz, Licht und Kost überhoben, werden sie durch eine solche erzwungene Sparsamkeit in den Fall gesetzt seyn, dem bisher übertriebenen Aufwand und der Putzsucht bey dem weiblichen, und der Liederlichkeit und dem Trunke bey dem männlichen Geschlechte zu entsagen. Sie werden also das Wohlfeile und Dauerhafte, dem Theuern und Vergänglichen vorziehen, und allmählich zur Einfachheit und Solidität wieder zurückkehren; besonders wenn wir Frauen darauf hinwirken, daß sie in Einfachheit und Zweckmässigkeit der Kleidung ihre Ehre suchen, und wenn diese in den bezeichneten Sittenzeugnissen,

die jedesmahl auf ein Jahr gültig wären, besonders lobend erwähnt würde.

Durch diese Maßregel würden unsere Versorgungsanstalten eine bedeutende Schattenseite, und überdieß ihre Unzulänglichkeit verlieren, denn von dem Besitze und dem Inhalte dieses Büchels würde ihre Aufnahme in eine, entweder allgemeine, oder besondere Versorgungsanstalt, und ihre bessere oder schlechtere Versorgung darin, bedungen seyn. — Wollten sie nun heirathen, oder männliche Individuen selbstständig werden, so käme das nach und nach erlegte Sümmchen, das sie nun mit obrigkeitlicher Bewilligung beheben dürften, ihnen sehr wohl zu Satten. Blieben sie ledig und bis in die spätern Jahre in Diensten, so hätten sie im Alter, eine, gleich andern Pensions- und Lebensversicherungs-Anstalten planmässig für das Allgemeine berechnete Versorgung, und es stünde ihnen frey, entweder die Summe selbst erblich zu hinterlassen, oder durch eine systemisirte Abtretung derselben an die Anstalt, ihre Existenz verhältnißmässig zu verbessern. — Diese Dienstbothen-Lebensversicherungs-Anstalt dürfte überdieß noch durch eine freywillige Einlage des Dienstbothen, die in ersparten kleinen Beträgen, aber auch in ihren etwaigen kleinen Kapitalien bestände, verschiedentlich modifizirt werden.

Ich muß schließen, — so klein ich schrieb, so geht doch mein viertes Blatt bereits so sehr zu Ende, daß ich mich kaum mehr zeichnen kann, theure Louise, mit zärtlicher Liebe

Ihre

Freundin

Sophie v S**.

Hundert neun und sechzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 25. Feb. 1848.

Meine theure Amalie!

Ihr Schreiben vom 28. v. M. macht einen traurigen Eindruck auf mich, weil es mir zeigt, daß Sie noch immer unzufrieden sind. Die lange Weile, diese schreckliche Plage ist mir fremd, aber ich glaube auch nicht, daß sie sich nicht bannen läßt, wenn man dieß ernstlich will. Das Stubenmädchen, des Sie genommen haben, ist Ihnen fremd, und ich finde es natürlich, daß ihre Gesellschaft Ihnen nur wenig Zerstreuung und Aufheiterung macht.

Sie denken an eine zweyte Ehe; ich kann Ihnen, wenn wirklich die Gesellschaft eines Mannes zum Glück Ihnen nöthig ist, dieß nicht ausreden; aber — ich warne Sie vor Uebereilung! — Schon manche Wittwe hat ein übereiltes Bündniß geschlossen, das sie später zu bereuen Ursache fand; — wählen Sie mit Besonnenheit, und doch ja nicht eher, als bis Sie einen edleren Beweggrund für die Knüpfung eines Ehebündnisses in Ihrem Herzen gefunden haben; denn Sie müssen es gewiß selbst empfinden, daß Langeweile eben nicht der würdigste Beweggrund ist. — Auch der Baron umgibt Sie wieder? Und scheint Eindruck auf Sie zu machen? — Gibt jetzt seinem Interesse Worte? — Bedauert seine

Verheirathung? — und Sie? — Sie hören ihn an? — O meine Amalie, wo sind Ihre Grundsätze? — Ist es möglich, daß Leidenschaft Sie so sehr irre leiten kann, daß Sie das Sträfliche eines solchen Umganges nicht fühlen? — Darf dieser Mensch; der schon Ein Mahl, bey Lebzeiten Ihres Gemahls Ihre Ruhe gefährdete, und Ihre Tugend auf die Probe setzte, noch einmahl in Ihre Nähe kommen? Sind nicht seine Wünsche, seine Gedanken und Bewerbungen ehebrecherisch, da er verheirathet ist? und wollen Sie wohl gar dahin gelangen, diese ehebrecherischen Gedanken und Wünsche zu theilen?

Verzeihen Sie mir, meine Freundin, aber Ihre Lage und Ihre Stimmung sind so gefährlich, daß ich offen, und im Nothfalle — scharf, mit Ihnen sprechen mußte, wenn ich nicht will, daß Sie irgend eine Unbesonnenheit thun, die Sie später bereuen würden. Ich warne Sie also, theure Amalie, fliehen Sie den Müßiggang! denn das Sprichwort legt ihm nicht vergebens eine so verderbliche Bedeutung bey. Streben Sie also nach steter Beschäftigung, — wer sie sucht der findet sie; — aber glauben Sie nicht mit einem Strickstrumpf in der Hand, sich vor Müßiggang zu schützen, sondern suchen Sie Beschäftigung, eine edle Beschäftigung, für Geist und Herz.

Seyen Sie nicht undankbar gegen Gott, nennen Sie ein Leben nicht verloren, das Sie in schöner, nützlicher Thätigkeit in Ihrem eigentlichen Berufe zubrachten. Sie sind unzufrieden und finden ein Loos wie das Ihrige nicht wünschenswerth. Aber blicken Sie auf hundert Andere die nie so glücklich waren als Sie, die ihr Leben im Elende zubringen mußten, die gegen tausend Gefahren kämpften die Sie nie kannten,

während Sie nur gegen die Gefahren des Wohllebens und der langen Weile zu kämpfen haben. Blicken Sie auf hundert Andere, die wie Sie allein im Leben stehen, denen das Schicksal nicht einmahl eine Erinnerung an erfüllte Bestimmung, und genossene Lebensfreuden gönnte, — auf so viele Unvermählte! — Wo sollen jene den Muth zu leben hernehmen, wenn eine Mutter ihn nicht mehr findet? — Nehmen Sie die Zufriedenheit und Bescheidenheit so mancher dieser einzeln Dastehenden sich zum Beyspiele; zwar sind sie nicht alle musterhaft, im Gegentheile der Stand dieser Vergessenen und Vereinzelnten ist in keinem guten Rufe; auch diese Unannehmlichkeit fühlen Sie nicht. Sie haben nicht gegen die öffentliche Meinung zu kämpfen, wie jene, deren ganzen Stand man angefeindet hat, weil manche von ihnen zu unleidlichen Geschöpfen wurden, weil es unter ihnen neugierige, neidische, mißgünstige, auf die Fehler ihres Nächsten lauernde Geschöpfe mit leeren Herzen gibt, — die doch oft das erst durch die Verhältnisse, und ihre vereinzelte Stellung wurden, was sie nun wohl sind. — Wahrlich ja, — glauben Sie mir, so manche die unter den Ehelosgebliebenen, als eitle Thörin, verliebte Geckin, klatschsüchtiges, wohl gar böswilliges Geschöpf, das Glück jeder Liebe und Ehe zu stören strebt, wäre vielleicht eine zufriedene, friedliche, gutmüthige Frau geworden.

Aber wenn selbst die warnenden Beyspiele unter diesen Einzelnen, noch Entschuldigung verdienen, um wie viel mehr müssen jene unsere Achtung verdienen, die in ihrem Stande zufrieden, den kleinen Wirkungskreis sorgsam benützen, den die Welt ihnen gelassen, die ohne Murren in theilnehmender Nächstenliebe, Wohlthätigkeit und Frömmigkeit Ersatz für das

finden, was ihnen das Schicksal versagte; — die in der Erinnerung an einen früh verstorbenen Geliebten oder Bräutigam den Trost für die Entsagung häuslicher Glückseligkeit, oder in der Erfüllung treuer Kindespflicht ihren Beruf fanden. Wenn es nun unter ihnen wirklich Wesen gibt, die durch angeborne Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe sich überall willkommen sehen, die durch Herzensgüte und Dienstfertigkeit, durch Heiterkeit und Thätigkeit schöne Ausnahmen ihres Standes bilden, und das Urtheil der Welt entkräften, um wie viel mehr muß es einer Wittwe möglich seyn, ihre Zufriedenheit und Ruhe dabey zu bewahren, da ihr noch überdieß die Erinnerung an erfüllte Bestimmung, und wenn sie Mutter ist, der Gedanke an ihre Kinder bleibt.

Religion, Menschenliebe und Wohlthätigkeit bleiben nebst der Freundschaft, ja auch einem ganz verwaisten Herzen, und sollten sie nicht hinreichen, ein Herz wie das Ihrige zu beschäftigen, in dem die Mutterliebe herrscht? und das überdieß noch im Umgange und geselligen Freuden Zerstreuung findet?

Ich füge noch etwas hinzu: Wenn Sie lesen, so thun Sie es mit Wahl, — ich sage nicht mehr, aber es ist gewiß, daß leichtsinnige Autoren und üppige Schreibart für Sie nicht sind. Wenigstens jetzt nicht, denn man muß ganz ruhig seyn, um auch etwas nicht ganz Moralisches ohne Schaden zu lesen.

Leben Sie wohl, ich bin wie immer mit der herzlichsten Theilnahme

Ihre

wohlmeinende Freundin

Sophie v. S**.

Hundert siebenzigster Brief.

Frau Hermine —k— an Frau v. S**.

Wien 28. Febr. 1848.

Meine einzige Schwester!

Ja, Du hast es endlich errathen was mich drückt! und Du kannst nun ermessen mit wie schmerzlicher Wehmuth es mich füllen mußte, daß Du dieser Schwermuth die sich meines Wesens bemächtigte, — unwiderstehlich bemächtigte, einen so glücklichen Grund glaubtest geben zu können. — O nein! meine Melancholie ist nicht der leichte Schatten aus dem die Sonne weiblicher Glückseligkett nur in erhöhetem Glanze tritt; — der Vorbothe keimender Mutterhoffnungen! bey mir ist sie ein trübes, verhängnißvolles Gestirn, das die Sonne meiner Freuden trübt, und dessen düst're Schatten wohl nie von dem Himmel meines Lebens weichen werden!

So laß' mich denn an verschwiegenem Schwesterbusen ausweinen, was ich selbst dem theuersten Freunde meiner Seele, selbst meinem Wilhelm nicht zu klagen wagen darf, aus Furcht seinem verschwiegenen Schmerze nur neue Nahrung zu geben. Laß' mich weinen also Du treue Schwester, über — mein kinderloses Daseyn! — Du sagst mir zum Troste, daß auch Du erst nach Jahren Mutter wurdest; — das ist kein Trost für mich! — Du warst ja Mutter, wenn es auch dem Himmel gefiel Deine beyden ersten Mutterhoffnungen in Schmerz und Leiden zu verkehren; — Du bist jetzt

Mutter zweyer, blühender Kinder, — Du bist krank, Du leidest, aber Du selbst gestehst, daß der Besitz Deiner Kinder, Dich alles Leid, alle Krankheit vergessen läßt; — daß Du Dich glücklich fühlst in der Mitte zweyer holden Wesen, die Dir ihr Daseyn danken, und deren Erziehung der Schöpfer Deinen Mutterhänden anvertraute.

Du Glückliche! welch' ein Gefühl muß es seyn, das Dich beym Anblick dieser holden, Dir vertrauten Wesen erfaßt, — und was soll ich sagen, die dieses Glück ahnet, — aber nicht genießt; — die den Sinn dafür hat, die der Himmel empfänglich schuf, — für Freuden die er ihr versagen wollte! — Aber dieß ist noch nicht genug; — nein, mich quält nicht nur der Schmerz versagter Lebensfreuden, mich quält auch der Vorwurf — mein Unglück verschuldet zu haben! — Noch schweigt mein zärtlicher Gatte, aus Schonung für mich; — seine Zärtlichkeit läßt ihn noch hoffen, und auch mir sucht er Hoffnung einzuflößen, wenn er meinen Kummer ahnt. Er spricht von Bädern zu meiner Stärkung und Zerstreuung; er beredet mich zur Heiterkeit, reißt mich mit sich in Freuden, die ich ihm zu Liebe mitgenießen, und von denen ich ihm den gewünschten Erfolg — Zerstreuung häucheln muß; obgleich der Schatten meines Verhängnisses, mich selbst in den rauschendsten Gesellschaften verfolgt.

Ja, meine Schwester, ich sage es mir schmerzlich gewiß, daß ich nicht Mutter werde, der Fluch der Unfruchtbarkeit ruht auf mir in Folge der heftigen Leidenschaften, die meine Jugend durchwehten. Ich fühl' es jetzt, — daß heftige Leidenschaften in zarter Jugend zerstörend wirken müssen, — ich fühl' es, und mein Unglück wird Gewißheit! — O der Ewige ist zu gerecht; — er läßt eine Schuld nicht ungeahndet die

groß genug war, um das Glück, die Ruhe eines ganzen Lebens zu verwirken! — Er fand mich nicht würdig Mutter zu seyn, denn wie sollte ich Kinder erziehen und zügeln, da ich mich selbst nicht zu zügeln im Stande war! — Wär' ich allein, ich wollte nicht murren über ein gleichgroßes Unglück; aber mein Gatte, mein Wilhelm, muß auch er die Schuld der Gattin büßen? — Kann ich auch ihn nicht beglücken? — bin ich zum Unglück seine Gattin geworden? — O dann wäre es besser, ich hätte nie eine Spur meines noch fortdauernden Daseyns gegeben, und er hätte endlich durch die Zeit besiegt, eine Andere gewählt!

Julie ist so glücklich; — ich gönne ihr dieß Glück, sie hat es verdient, und ihre Gesundheit, ihre ungebrochene Jugendkraft, verspricht ihr ein Glück ohne Wunsch! — Es ist mir durch ihre bevorstehende Verbindung ein lieber Wunsch erfüllt, — kann ich nicht selbst glücklich seyn, nicht selbst beglücken, so will ich das Glück Anderer zu fördern suchen wo ich kann, und ich sage mir mit Beruhigung, daß meine Mitwirkung das Glück der jungen Leute vielleicht beschleunigte. — Du siehst ich werde zur Kupplerin, — je nun, was thut's — was zum Guten führt ist keine Schande!

Mein Wilhelm wird mich zu einem Spatziergange abholen, ich muß schließen, lebe wohl meine theure Sophie, mit der zärtlichsten Schwesterliebe

Deine

trauernde Schwester

Hermine —k—.

Hundert ein und siebzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 29. Feb. 1848.

Meine liebe, junge Freundin!

Mit eben so viel Theilnahme als Vergnügen las ich die Schilderung der, für den Augenblick Ihnen wohl unangenehmen, aber nichts desto weniger interessanten Scenen, die Sie mir mittheilen. Es liegt so viel Wahrheit darin, daß ich mehr als Einmahl über Ihre naive Mittheilung lächeln mußte. Ehestandsscenen! wer hörte nicht mit mehr oder weniger Interesse die Schilderung derselben! aber gewiß sind sie auch immer, wenigstens für uns Frauen interessant und lehrreich. Es sind ja Scenen aus einem Stücke in dem wir eine Rolle spielen, und wir denken uns bey dem Benehmen der Frau; so hätte ich es auch, oder so nicht gemacht, bey dem des Mannes, so hätte auch mein Gatte, oder so hätte er sich nicht benommen.

Das Benehmen der Frau gegen den Gatten ist so wichtig, daß es verdient ein Gegenstand ihres beständigen Studiums zu seyn. Eine Frau die diesen Gegenstand eines eigenen Nachdenkens nicht würdigt, wird bald entweder in einer sehr kalten Ehe leben, sie wird ihren Wirkungskreis verlieren, oder wenn sie stolz und albern genug, ihr Gatte aber schwach genug ist, ihren Mann beherrschen. Sie meine Rosa, werden schwerlich in eines der beyden Extreme fallen. Ihr Herr

Gemahl ist nach Ihrem eigenen Ausdrucke, zu sehr Herr im Hause, und Sie sind zu klug und lieben ihn zu sehr, als daß die Ihrige, eine Pantoffelehe werden konnte. Aber sie sind auch zu klug und selbstdenkend, um in den entgegengesetzten Fehler zu fallen, und Ihrem Gemahle blindlings ohne Ueberzeugung zu gehorchen. Es ist vielleicht über kein Verhältniß so viel geschrieben worden, als über das eheliche, und doch weiß kaum der Zehnte, um nicht zu sagen der Hundertste, wie weit sich im Ehestande seine Rechte und Pflichten erstrecken.

Eine Ehe kann ruhig, ohne glücklich, — glücklich seyn, ohne ruhig zu seyn. Die Ehe denkender, lebhafter Menschen, wird oft minder ruhig und doch glücklicher seyn, als die Ehe pflegmatischer Menschen. Das sonderbare Verhältniß von Unterthänigkeit in dem die Frau dem Gatten gegenüber steht, und das sich nicht läugnen läßt, wenn auch so viele Frauen sich davon lossagen, bringt ewiges Schwanken, ewige Bewegung in die Ruhe desselben. Gewöhnlich dehnt der Mann die Oberherrschaft, von der er mit Vergnügen und Stolz fühlt, daß sie ihm zusteht, etwas — oder auch viel zu weit aus; daß die Frauen oft sich fügen, theils aus Bequemlichkeit, theils aus natürlicher Gutmüthigkeit ist gewiß, daher so viele despotische Ehen, daß sie aber oft sich nur scheinbar fügen, und dabey thun was sie wollen, ist eben so gewiß; daher die große Zahl betrogener Ehemänner. Betrügen wird Ihr Herr Gemahl sich nicht lassen, und Sie werden es nie wollen; — Sie wollen sich ja vor ihm nicht einmahl mit fremden Federn schmücken, — wie viele Frauen werden Ihnen dieß nachthun?

Das innigste Vertrauen muß das Band seyn, das den Gatten an die Gattin knüpft, und so umgekehrt, und dieß Vertauen muß sich auf Kleinste erstrecken. Eine Frau, die auch etwas ganz Unwichtiges, — selbst eine gute Handlung, ihrem Gatten vorsätzlich verschweigt, ist nicht auf gutem Wege, und zum Mindesten — sehr unvorsichtig. So tyranisch es wäre, wenn z. B. der Gatte die Verrechnung jedes Guldens oder Kreuzers von seiner Gattin fordern wollte, so strafbar und unaufrichtig wäre es dagegen von ihr, wenn sie nicht jeden Augenblick bereit wäre, die genaueste Rechnung ihm abzulegen. So Unrecht Sie thaten als Sie gegen den Willen Ihres Gemahls, Adolfchen einigemahle auf das bewußte Töpfchen setzten, was an sich eine Kleinigkeit ist, eben so sträflich und nachlässig hätte man es von Ihnen finden müssen, wenn Sie ohne Widerrede gegen Ihre bessere Ueberzeugung, den vorgeschlagenen Sessel angenommen hätten. Freylich verfallen oft die besten Frauen in diesen letzteren Fehler. Viele thun aus Frömmigkeit oder um des lieben Friedens willen, viele aus Bequemlichkeit, ohne Nachdenken und Widerrede, oft auch gegen ihre Ueberzeugung den Willen ihres Gatten.

Aber thun diese Frauen wohl ihre Pflicht? — Zum Theil vielleicht, weil sie gehorsam sind; aber sie vergessen den schöneren und schwereren Theil ihres Berufes, sie sind nicht die Gehülfinen, sondern die Mägde ihrer Gatten! Als Gott sagte: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ich will ihm eine Gehülfin machen, „da war er schwerlich gesonnen ihm ein blindes Werkzeug seiner Willkühr zu schaffen.“ Als er dem Weibe auftrug die Gehülfin des Mannes zu seyn, und ihm

in billigen Dingen zu gehorchen, da enthob er schwerlich das Weib, aller Verantwortung für ihre und ihres Gatten Handlungen, denn er gab ihr darum Verstand, Vernunft und freyen Willen, damit sie im Stande sey, die Gehülfin des Mannes zu werden.

Ich glaube, daß in dem Gewissen einer Frau, die lange Zeit ohne Widerrede und Nachdenken, den Willen ihres Gatten that, weil sie dadurch sich aller Verantwortung für die Folgen zu entschlagen meinte, vielleicht zu spät die mahnende Stimme erwachen wird, die ihr zuruft: Du warst nur das Werkzeug Deines Gatten, aber hättest Du nicht mehr nicht seine Gehülfin sein, und die Sache nach Möglichkeit besser machen sollen, die Du als blindes Werkzeug übtest und vollzogest!? — Wie wird manche Mutter eine so sträfliche Sorglosigkeit und Nachlässigkeit einst vor dem ewigen Richter verantworten, wenn er ihr zuruft: Du warst die Magd Deines Gatten, statt die Mutter Deiner Kinder zu seyn. — Du lebtest in stumpfer unthätiger Ruhe, statt meinem Auftrage nach, die Dir vertrauten Kinder zu erziehen! —

O wie viele Klugheit, wie viele Liebe gegen Gatten und Kinder gehört dazu, um in der Mitte zwischen Beyden, seinen Platz mit wahrer Pflichtreue zu füllen! Selbst zu handeln, — ohne Eigenmächtigkeit, und sich zu fügen, — ohne sträfliche Nachgiebigkeit. Es ist dieß die schwerste Aufgabe unsers Lebens; denn es ist nichts Kleines ohne Unterlaß das Gute zu prüfen, und das Bessere nicht nur zu wählen, — sondern auch zur Wahl des Gatten zu machen! — Wenn wir aber diese Pflicht, diese Aufgabe unsers Lebens, nicht in ihrem ganzen

Umfange erfüllen, wenn wir sie allein nur auf die Schultern des Gatten wälzen, und seine Herrschsucht benützen um ihn zum Träger einer Last zu machen, die wir theilen sollten; — wie traurig steht es dann um ein solches Haus, wie traurig um die Erziehung der Kinder, die der Genius der Mutterliebe, der Muttertreue und Sorge nicht schützte; — weil sie — die Gattin nicht war was sie sollte, — die Gehülfin, die Rathgeberin, die Freundin des Gatten! — Die lakonische Ausrede solcher Frauen die zu spät manche üble Folgen ihres gedankenlosen Gehorsams gewahren, sagt wenig oder nichts. Ich habe nur seinen Willen gethan; er ist Mann, er hätte klüger seyn, sich selbst genug seyn sollen; heißt so viel als: Er hätte lieber nicht heirathen sollen, er bedurfte meiner nicht, denn er hatte keine Gehülfin sondern ein unnützes Weib!

Doch ich eile zur Beantwortung Ihres Schreibens. Es freut mich, daß mein Rath so gute Wirkung thut, und ich komme zu den Fragen, zu denen Sie meine Meinung veranlaßt. Sie fragen mich, wann Adolfchen groß genug seyn wird, um gestraft zu werden. Dieß hängt freylich im Allgemeinen sehr von der Individualität des Kindes ab; allein ich halte dafür, daß man ein Kind unter drey Vierteljahren auf alle mögliche Weise vor zornigem und boshaftem Schreyen bewahren soll, weil man in diesem Falle es strafen muß, wenn man übrigens es für klug genug hält, um den Zweck der Klopfer die es bekommt zu begreifen. Manche Aeltern strafen ein Kind unter zwey, drey, vier und fünf Jahren noch nicht, weil sie meinen das Kind unterscheide Gut und Böse noch nicht, und sey also auch noch nicht strafbar. Allein auf diese Art wachsen die Kinder zu Wildfängen auf, die kein

Gesetz und keine Furcht kennen, und später schwer zu zügeln sind. — Indessen darf ein so kleines Kind für nichts anderes als für boshaftes Schreyen bestraft werden. Was immer es zerreißen, zerbrechen, zerstören mag, ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld derjenigen, die ihm diese Sachen erreichbar machten.

Hier kann man also sagen, das Kind versteht es noch nicht, so lange es nähmlich noch unter 18 bis 20 Monathen ist; denn ist es älter, so muß es bey gehöriger Anleitung zum Gehorsam, auch schon selbst anfangen, verbothene Dinge stehen zu lassen, wenn man es mahnt. Wenn die Mutter selbst sehr häufig um das Kind ist, (und ohne dieß, ist ja eine sorgfältige Erziehung gar nicht möglich) so wird es gewöhnlich zu vermeiden seyn, daß das Kind in sehr heftigen Zorn gerathe; was bey lebhaften Kindern häufiger und leichter geschieht — denn sie wird sobald sie merkt, daß ihr Kind ärgerlich wird, alles thun um es zu beruhigen, und seine Aergerlichkeit vergessen zu machen. Dienstleute hingegen haben selten die nöthige Geduld und Liebe, um auch ein ärgerliches Kind mit Liebe und Nachsicht zu behandeln; sie werden im Gegentheile selbst ärgerlich, behandeln das Kind mit Ungestüm, schreyen es an, werfen es hin und her, und reitzen es dadurch immer mehr zum Zorne.

Mein Rudolf den ich ganz selbst pflegen konnte, bekam vor drey Vierteljahren keinen Klopfer, wo ich es dann der Gewöhnung zur Reinlichkeit halber zuträglich fand. Mein armes Ernestinchen, das ich leider — zwar unter meiner beständigen Aufsicht, — fremden Händen, überlassen mußte, war erst sieben ein halb Monath alt, als ich zum erstenmahle nöthig fand sie zu strafen, und sie verstand es schon damahls

so gut, warum sie gestraft wurde, und als sie seitdem wieder einmahl Klopfer bekam ebenfalls, daß ich nicht begreife, wie manche Aeltern aus blinder Liebe und Zärtlichkeit es unterlassen, die Bosheit auch schon an so kleinen Kindern zu strafen, und gleichsam im Keim zu ersticken. Sobald das boshafte Kind, die natürlich verhältnißmäßig seiner Größe bemessenen Klopfer spürt, kommt es, möchte ich sagen, zu sich, sein Geschrey geht in Weinen über; sein Zorn ist gebrochen, und die Thränen quellen aus seinen Augen; und jetzt ist es Zeit es durch Liebe und Zärtlichkeit wieder zu beruhigen.

Sie erwiedern mir auf meine Erwähnung eines Mißgriffes, daß es eine sehr gewöhnliche Sache sey, daß man um das Kind zu beruhigen, den Gegenstand schlägt, der ihm zuwider ist; und Sie selbst scheinen dieß zu billigen. — Allein was will man eigentlich dadurch? Das Kind gewöhnen sich zu r ä c h e n? selbst an u n s c h u l d i g e n G e g e n s t ä n d e n z u r ä c h e n, wenn es sich einen Schaden zugefügt hat? — So scheint es, denn Tisch und Stuhl an dem es sich stieß, sind doch in der That nicht schuldig. Man will also wirklich ihm die Süssigkeit der Rache schmecken lassen, und könnte es doch eben so leicht, durch eine andere S ü s s i g k e i t, durch eine L i e b k o s u n g, allenfalls durch Zuckerwerk beruhigen. Warum in dem Herzen des zarten, schuldlosen Kindes, ein so häßliches Gefühl — d i e R a c h e, muthwillig wecken? ein Gefühl das lieber n i e, als schon so früh, in seinem Herzen keimen sollte, — ihm selbst einpflanzen? Der moralische Charakter des Kindes muß uns wenig am Herzen liegen, wenn wir auf diese Art es selbst zur Rachsucht, zur Ungerechtigkeit, zur Härte und zum Zorn

verleiten können! — Ich habe dergleichen bey meinen Kindern nie geduldet, und werde es nie dulden, hingegen lachte Rudolf schon vor einem Jahre als eine Frau, die mich besuchte, den Tisch schlug, an dem er sich eben gestossen hatte.

In Hinsicht auf das Entwöhnen kann ich Ihnen nur rathen, es nach und nach zu thun. Dieß ist für Mutter und Kind das Beste. Die Gesundheit der Mutter fordert es, und auch dem Kinde ist es leichter, sein Liebstes das es hatte und kannte, nicht ganz auf einmahl zu verlieren, und sich nur nach und nach an fremde Nahrung zu gewöhnen. Ueberdieß wird durch den Zeitraum von 10 bis 14 Tagen, den man zum Verlauf der Milch bestimmt, die Qualität derselben bereits verringert, die wenigere Nahrung die man genießt, gestattet keinen so starken Zufluß, und die wässerige Milch die sich bildet, behagt dem kleinen, an kräftige, nährende Milch verwöhnten Bäunzlein selbst nicht mehr recht; erleichtert also das Entwöhnen sehr.

Mit herzlicher Liebe und Achtung

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert zwey und siebzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 7. März 1848.

Ich weiß nicht, meine Freundin! ob ich Ihre Vorwürfe ganz verdiente, ob ich wirklich, was mir ernster, schwer-

zuhaltender Vorsatz war, — für zu weit getriebenes Spiel halten soll. Ich glaube fast, daß Sie mir Unrecht thun, aber ich bin zu sehr von Ihrer Freundschaft überzeugt, um ein Unrecht nicht gern zu ertragen, zu dem gewiß Freundschaft und innige Theilnahme Sie hinreißen. Jetzt, meine theure S**, verdiene ich diese Vorwürfe nicht mehr; — ich bin besiegt, mein Starrsinn, wenn Sie es so nennen wollen, ist gebrochen; — ich bin Deuxponts Braut!

Schon vor einigen Tagen lohnte ich seine Liebe durch das Versprechen, das inniges Gefühl mir entriß, — unwiderruflich die Seinige zu werden! — Es war der Augenblick, in dem er mir den Inhalt des letzten, eben erhaltenen Briefes seiner Mutter mittheilte. — Der harte Sinn dieser stolzen Frau war endlich von den glühenden Bitten ihres Sohnes erweicht, sie hatte ihm zwar nicht ihre Einwilligung gegeben, denn sie sagte, ich kann in etwas nicht einwilligen; das ich nicht auch billigen kann; und billigen kann ich diese Deine Verbindung nicht, aber segnen kann ich sie, denn ich bin Mutter, und ich fühle, daß mein Segen zum Glück meines einzigen Sohnes nöthig ist. Ich habe Dir lange genug widerstanden, um die Wahrheit Deines Gefühls zu erproben, und Dir Zeit zur Ueberlegung zu lassen. Hast Du gewählt nach Deinem Herzen, so begnüge Dich mit meinem Segen, wäre Deine Wahl den Forderungen Deines Standes ganz angemessen, so sollte auch mein Einwilligung Dir nicht fehlen." — War's möglich hier noch zu widerstehen? — Dem innigen Ausdruck der Liebe zu widerstehen, mit dem er meine Hand ergreifend fragte: O Louise, meine Mutter segnet uns! und Sie könnten noch zaudern, Sie könnten härter seyn als diese Mut-

ter, und meinen Bitten widerstehen? — Mußt' ich nicht endlich meinem Herzen folgen? — ihm sagen, daß ich ganz die Seine sey? — mein Muth, mein Stolz, war ja besiegt, — entfesselt war das liebevolle Herz, und alle Wonne edler, reiner Liebe, lohnt uns für lange Kämpfe, — langen Schmerz!

Die menschliche Sprache ist zu arm, um Gefühle, um solche Gefühle wieder zu geben; — ich schweige, — Sie sind fühlend genug um das Glück einer Braut, Ihrer Louse zu fühlen! o warum darf dieses Glück nicht ganz rein seyn? — warum mißgönnt mir das Schicksal ein ungetrübtes Glück? warum muß ein Schatten darauf liegen, der zwar unser Glück nicht hindern, aber seinen Glanz mindern kann? — Verzeihen Sie meine Freundin! wo ist ein irdisches Glück, das nie ein Schatten trübte, werden Sie mir sagen, und ich fühle daß Sie recht haben, aber muß ich nicht empfinden, daß ich noch glücklicher wäre, wenn Deuxpont nicht Graf, oder wenigstens nicht aus dieser Familie wäre, deren gerechten Ansprüchen meine Geburt nicht die Wage halten kann?

Gestern war im Beyseyn einer uns verwandten Familie, und weniger näherer Freunde, unsere feyerliche Verlobung; der Wunsch meiner Mutter und das zärtliche Dringen meines heißgeliebten Eugen, nahmen mir den Muth um längeren Aufschub zu bitten, und so ward das Vermählungsfest auf den 15. May festgesetzt.

Ich komme zur Beantwortung Ihres Schreibens, das wieder so viel Wichtiges enthält; und will Ihnen beweisen, daß ich es mit lebhaftem Interesse las, und darüber dachte. Wer könnte bestreiten, was Sie über die Wirkungen der Er-

ziehung und über die Bedingungen des Erfolges, bey verschiedenem Temperament und verschiedenen Anlagen sagen? und wie sehr muß man Ihnen beystimmen, daß verschiedene Individualitäten auch verschiedene Behandlung fordern! — Was Sie über Physiognomik und Pathognomik (Pathognomie) aussprechen, ist nicht minder klar! die Verbindung aber, in die Sie die Erstere mit den Wirkungen der eigentlichen Erziehung setzen, und der Beweis den Sie geben, daß beydes sich so wohl verträgt, ist mir ganz neu und hat mich vollkommen überzeugt. Auch die Unläugbarkeit des physiognomischen Gefühls, kann ich um so weniger bestreiten, als ich selbst ein sehr lebhaftes habe, und mittelst desselben ziemlich richtig urtheile, obgleich die Wissenschaft der Physiognomik mir beinahe fremd ist, und ich eben keine sehr ausgebreitete Menschenkenntniß habe. Eine Bemerkung kann ich jedoch nicht umhin, Ihnen mitzutheilen, die ich schon öfters bestätigt fand. Ich werde nähmlich Menschen, die sehr kleine oder sehr zarte Züge und Gesichter haben, je nach der Bildung und dem Baue derselben, oder richtiger nach dem Eindrucke den jene auf mich macht, wohl mitunter für sehr edle, sehr interessante und liebenswürdige, auch wohl schwärmerische Charaktere, aber ich werde sie nicht für große oder starke Charakter halten, besonders wenn überdieß ihr Haar sehr weich ist.

Ihr Vorschlag über Dienstbothenwesen ist ganz nach meinen Sinne und Geschmacke; es ist möglich, daß Sie mit dem ersten Theile desselben viele Frauen gegen sich haben werden, — mich gewiß nicht; — ich fühle so sehr das Edle und Pflichtgemäße einer solchen moralischen Leitung, daß ich das Schwere das sie fordert und auferlegt, gewiß nicht scheuen

will. Sie haben fast nur von den weiblichen Dienstbothen in diesem Absatze gesprochen, aber ich kann denken, daß es ebenso bey den männlichen, — bey Bedienten, Knechten, deren man besonders auf dem Lande bey der Wirthschaft bedarf, nicht ohne Erfolg wäre, auch auf ihre Moralität hinzuwirken; was uns freylich nicht so unmittelbar möglich seyn wird, aber vielleicht ließe sich, — doch ich sehe so eben, daß eine mittelbare Einwirkung, schon durch die Versittlichung unserer Mägde und durch die vorgeschlagene Sparsamkeit herbeygeführt wird. Haben wir erst unsere Mägde versittlicht, so wird die Einwirkung derselben auf ihre männlichen Standesgenossen, uns bald der Sorge überheben auf deren Moralität unmittelbar zu wirken. Gewiß war dieß auch Ihre Idee, — Ich bin zu wenig gesammelt um mehr erwiedern zu können.

Mit Liebe und Hochachtung

Ihre

glückliche

Louise v. Seeheim.

Am 8.

N.S. Ich kann nicht siegeln ohne Ihnen den kurzen Inhalt eines Briefes mitzutheilen, den meine Mutter gestern aus der Schweitz erhielt. Eine Nichte des ehemahligen Pfarrers erklärt, einen Brief meines Großvaters in Händen zu haben, der über Nahmen und Stand meiner Großmutter Aufschluß enthalten soll; den sie aber nur gegen eine darin versprochene Belohnung überlassen könne. Meine Mutter ist außer sich vor Freude und Hoffnung, — sie hat noch gestern ohne sich bestimmt

zu erklären, den Grafen ausgehohlt, da sie noch immer hoffte, ihre Mutter sey eine Deuxponts gewesen; allein er weiß nichts von einer Verwandten seines Stammes, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine junge Frau hätte seyn müssen. — Eine Deuxponts war also meine Großmutter schwerlich, aber doch allem Anscheine nach, von Adel. So hofft meine gute Mutter mit Gewißheit, — ich mit ziemlicher Zuversicht, — meine Mutter hat sogleich geschrieben, — die Sache muß sich also jetzt enträthseln, wenn irgend etwas zu erklären ist. — Der Graf erwartet in tödtlicher Unruhe einen abermahligen Brief von seiner Mutter, der ihn über die Lage und das Befinden derselben beruhigen möchte. Er glaubt daß die Stürme der letzten 14 Tage, die sein Vaterland zerrüttende Revolution vom 24. Febr. und die Proclamirung der Republik auf sie nur betrübend und schmerzlich wirken konnten. Er will seine Stelle als Major niederlegen, — noch weiß ich nicht was geschehen wird.

In unruhiger Erwartung

Die Obige.

Hundert drey und siebzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 8. März 1848.

Du glückliches Mädchen!

Endlich scheint doch auch Dein Schicksal sich zu entscheiden, und Deine Fröhlichkeit läßt mich hoffen, daß es zum Glück seyn wird. Ich mußte über die Thorheiten lachen, mit denen Du Dein Geständniß begannst, oder eigentlich umgingst, aber ich lese doch ganz deutlich die einfachen Worte in diesem Wirrwarr: Ich bin vom Herzen verliebt!

Kindische Thorheiten treibst Du, erzählst mir eine Novelle im modernen Styl, glaubst durch ein bezügliches Wörtchen Dich verrathen zu haben, weil der Held Deiner Novelle, mit andern Worten: Dein Geliebter, ein Doctor ist; und fragst mich endlich, was ich von dem Menschen denke, aber Du fragst mich nicht, was ich von Dir denke. Das Letztere habe ich Dir schon gesagt, jetzt will ich auch Deine Frage beantworten. Ich halte den Doctor für einen Mann der herzlich in Dich verliebt ist, der auf dem Puncte steht zu heirathen, weil er gerade nicht brillant, aber honnett, eine Frau zu erhalten im Stande ist. Uebrigens muß er ein gerader, offener Mensch seyn, der bey einer Heirath nicht auf Geld und Protection speculirt, sonst würde er sich ein Mädchen aus den schönen Häusern gewählt haben, in die er kommt; die ihm aber wahrscheinlich nicht zu Sinne standen, weil er eine

einfache, bescheidene Hausfrau wird haben wollen, und weil er lieber ein anspruchsloses, genügsames Mädchen auf seine Kosten glücklich machen will, als eine verwöhnte, unterhaltungssüchtige Frau, mit Hilfe ihres Vermögens, doch noch unzufrieden sehen.

Ich traue ihm also gesunde Vernunft zu, weil er sich das so überlegt, und ich glaube auch nicht, daß es ihm schrecklich seyn wird — eine Ehe mit dem Mädchen seiner Wahl für's ganze Leben zu schließen. Aber Du, — wie wirst Du es anfangen? — Du bist eine Feindin aller lebenslänglichen Verbindlichkeiten; — Du wirst jetzt in einer sehr peinlichen Lage seyn; — abweisen wirst Du den armen Schelm nicht wollen, — ihm geradezu sagen, daß Du gesonnen bist in einigen Jahren Dich wieder scheiden zu lassen, das geht doch auch nicht, — betrügen wirst Du ihn nicht wollen; — also, — was ist in der Sache zu thun?

Ich mußte Dich doch für Deine neulichen Unbesonnenheiten noch ein wenig quälen, denn daß Du jetzt gebessert bist, das glaube ich ohne weitere Versicherung. Die Liebe ist die beste Schule für muthwillige Mädchen, sie werden dann in der Ehe dafür desto bescheidener und klüger. Deinen heitern Humor indessen, verliere nur auch in der Ehe nicht, da braucht man ihn am Nöthigsten, und da trägt er also eigentlich erst Zinsen. Früher war er nur ein todtes Kapital, ein glänzender Schmuck, der manchen in die Augen blendete, — gefiel, und Dir Bewunderung zuzog. Der Doctor aber rechnet diese heitere Laune für ein bares Kapital, und meint daß ein solches Kapitalchen besser sey, als klingende Münze.

Suche also nur zu bleiben was Du bist, so wird er sich in seiner Rechnung nicht irren, und es wird eine glückliche

Ehe geben. Daß er nicht schön ist, das thut ihm in Deinen Augen, das heißt, in den Augen jedes vernünftigen Mädchens, keinen Schaden; — Männer brauchen nicht eben schön zu seyn, um liebenswürdig zu werden. Nur ein Dummkopf oder Schwachkopf entbehrt in meinen Augen aller Liebenswürdigkeit, wenn er auch noch so schön wäre; der geistreiche Mann wird nie ganz unliebenswürdig seyn.

Hermine scheint bey der Sache sich einen Kuppelpelz verdienen zu wollen, denn ich glaube sie hat Deinen löblichen Vorsatz, den gefährlichen Schwätzer zu fliehen, allem Anscheine nach muthwillig vereitelt. Uebrigens scheint sie ihn zu kennen, und eine gute Meinung von ihm zu haben, sonst würde sie ihn wohl nicht in seinen Bemühungen sich Dir zu nähern, unterstützt haben. Daß doch das Kuppeln nie ganz aus der Mode kommt! Unsere Großmütter heiratheten meistens, wenigstens sehr häufig durch Recommandation, wie man es nannte; denn damahls gingen die züchtigen Mädchen nicht so frey auf der Strasse herum, daß man sie nach Gefallen sich selbst aussuchen, und sich in sie verlieben konnte. Da äußerte also ein heirathslustiger Mann, besonders wenn er schon über dreyßig war, denn die jüngeren wußten sich wohl immer selbst ein Wild aufzujagen, gegen einen Freund einmahl seine Neigung sich zu verheirathen. Da hörte er von einem Mädchen, das ihm gewiß gefallen und für ihn passen würde. Dann ging der Freund zu den Aeltern des Mädchens, sprach von einem Herrn der eine Frau suche, und dem die Fräulein oder Mamsell Tochter gewiß gefallen würde, wenn er sie nur einmahl sehen und sprechen könnte. Es wurde also in allen Ehren ein Spatziergang oder das Erscheinen bey einer Gesellschaft verabredet, und am nächsten Sonntage wurde das Töchterlein beredet

mitzugehen, (was gar nicht gewöhnlich geschah,) und es bemerkte der Vater sie solle das oder jenes bessere Kleid anziehen, man könne nicht wissen mit wem man zusammentreffe, oder die Mutter, sie solle sich nur recht klug benehmen, und — Freundlichkeit vertrage sich recht wohl mit Sittsamkeit. — Da regte sich in der jungfräulichen Brust der Tochter eine gewisse Ahnung, sie ging hin und schnürte ihr Mieder noch etwas fester als gewöhnlich, damit dem Herzen keine Gefahr drohe, und ging in gewählter Kleidung mit dem Vater oder den beyden Aeltern in die Gesellschaft oder Spatzieren. In dem ersteren Falle traf man sich dort und fand Gelegenheit sich zu sprechen, in dem letzteren traf man an einem verabredeten Ziele zufällig mit dem Hausfreunde zusammen, der aber in Gesellschaft eines Herrn war den er doch nicht verlassen konnte, und den er also der Gesellschaft aufführte. Man sah sich also, man sprach, und lernte sich ein wenig kennen; und jetzt kam der Bewerber in's Haus, und säumte nicht lange mit seiner Erklärung; desto länger hingegen säumte das Mädchen mit seiner Gegenerklärung. —

Da hast Du nun eine Bewerbung im Style unserer Großältern. — Nimm meinen Glückwunsch, liebe Julie, zur Entzauberung Deines versteinert gewesenen Herzens, und schreibe mir bald wieder von Deinem Glücke, das immer mit Freuden bestätigen hört

Deine

aufrichtige Cousine

Sophie v. S**.

Hundert vier und siebzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 9. März 1848.

Meine theure, schwesterliche Freundin!

Ich kann Dir es nicht verdenken, wenn Du mir zürnst, ich weiß daß Du dazu berechtigt wärest, nachdrücklicher und mehr ungehalten zu seyn, als Dein letzter Brief *) es mich errathen läßt; denn Du durftest mit Recht im meinem Schreiben v. 18. Dez. **) mehr Vertrauen erwarten Aber Du bist zu gütig um in Deinem Herzen ein bitteres Gefühl wurzeln zu lassen, und ich glaube mit Recht Deine Verzeihung voraussetzen zu dürfen, wenn ich heute Dir aufrichtiger — wenn ich Dir so schreibe, wie ich es stets gegen Dich gewohnt war.

Zuerst also höre, und ich bin Deiner herzlichen Theilnahme gewiß. Meine Louise ist Braut, und Du wirst dieß aus ihren eigenen beyliegenden Schreiben ersehen. ***) Die Liebe hat endlich dieß stolze Herz besiegt, das im Begriffe stand sich Standesrücksichten, einer zu weit getriebenen Delicatesse und seinem Stolze zu opfern. Du wirst aus ihrem Schreiben ersehen, daß noch jetzt der Segen seiner Mutter, der Hauptbeweggrund ihres Entschlusses ward; aber auch daß sie

*) Es ist nicht da.

**) Auch dieses Schreiben nicht.

***) Es folgt nicht.

den Grafen mit der innigsten Zärtlichkeit liebt, und seine treue Liebe durch Gegenliebe lohnt. Gott segne mir dieß theure Kind, das ich zu wenig kannte um es genug zu lieben, und das meine wenige Mühe mit so reichen Früchten lohnt. Ich hätte nie gedacht, daß diese Tochter deren stolze Unbeugsamkeit mich eben so vorwurfsvoll an eigene Fehler zu mahnen, als meine Bemühungen vereiteln zu wollen schien, meinen mütterlichen Stolz so sehr befriedigen, mein ganzes Herz durch selbstgeschaffene Tugenden gewinnen würde.

Mit beynahe eben so viel Beschämung und Bewunderung als Freude, sah ich im Laufe der letzten zwey Jahre, sie bescheiden, sanft und häuslich werden; ich sah sie Fehler ernst bekämpfen, die ich in spätern Jahren kaum besiegte, ich lernte erst die Tiefe ihres Herzens und Gefühles, und ihres Wesens Innigkeit recht kennen. Ich hatte ihre Liebe nie gesucht, und fand sie jetzt so leicht, in ihrer kindlich treuen Brust. Mein Stolz ging dahin — Söhne zu erziehen, jetzt ist die Tochter erst mein größter Stolz! — Mein Herz ist voll, allein ich schweige da auch Louise Dir darüber schreibt, über das was mich so sehr beschäftigt, und erwähne nur noch was ich Dir über den Zweck meiner Reise nach der Schweitz zu sagen schulde, da ich es Dir aus falscher Scham verschwieg; — denn daß sie nicht ganz zwecklos geschah, urtheilst Du wohl nicht mit Unrecht.

Du weißt daß das Ungewiße, das über meiner Geburt schwebte, oft ein Gegenstand meines Schmerzes war, und daß ich alle beneidete, die so glücklich waren ruhig und ohne Zweifel über ihre und ihrer Aeltern Herkunft, im Älternhause aufzuwachsen. Aber so sehr mich dieß beunruhigte, so fiel es mir doch nie ein, nach Aufklärung zu forschen,

ja ich dachte nie daran, ob und daß eine solche Aufklärung vielleicht möglich sey. Erst als der Verbindung meiner Tochter, eben diese Ungewißheit meiner Geburt hindernd entgegen trat, als ich das Glück meiner Tochter und Deuxponts, den ich mütterlich liebte, dadurch gefährdet sah, sann ich Tag und Nacht auf Abhülfe dieses Etwas das wie ein Mißton die Harmonie meines ganzen Lebens gestört hatte.

Dieß Nachdenken führte mich in meine früheste Jugend zurück; alle die schwachen Erinnerungen, die ich so oft als das Einzige was mir geblieben war, mir wiederhohlt und vergegenwärtigt hatte, traten vor meine Seele, und ungewiß, traumähnlich, aber durch längeres Nachdenken mir immer gewisser werdend, trat eine neue Erinnerung hinzu, die mir längst entfallen war, da ihr jeder Anhaltspunkt fehlte. Ich ward mir nähmlich immer deutlicher bewußt, meine Mutter habe mir den Nahmen Deuxponts genannt, und von mir das Nachsprechen desselben verlangt. Ihr mußte also dieser Nahme wichtig gewesen seyn, und ich schöpfte plötzlich daraus den Gedanken, meine Mutter müsse eine geborne Deuxponts gewesen seyn, und vielleicht aus falscher Scham über ihre Mißheirath oder anderen unbekannten Gründen, ihren Nahmen dem Taufbuche nicht vertraut haben. Dieser Gedanke ward in meiner Phantasie so lebhaft, so unüberwindlich, er drängte sich mir so gewaltsam auf, daß ich beschloß der Sache nachzuforschen, da ich nicht zweifelte, daß in einem solchen Falle der Nahme meiner Mutter nicht spurlos untergegangen und die Spuren desselben an Ort und Stelle noch zu erforschen seyn müßten. Allein Du wirst begreifen warum ich niemanden als Louisen davon sagte.

Diese Nachforschungen wurden durch die Dir bereits bekannten Umstände sehr erschwert, aber dennoch, und trotz der waltenden Unruhen, erhielt ich zu Ende Jänner einen Brief des Pfarrers, der mir den Aufenthalt der Verwandten des damahligen Pfarrers meldet. Denke daß ich sogleich dorthin schrieb, und höre nun, daß man mir entgegen schrieb; man besitze wirklich einen eigenhändigen Brief meines seligen Vaters, mit wichtigen Aufschlüßen den man gegen eine Belohnung für die lange Bewahrung desselben, auszuliefern bereit sey. Auch diesen Brief habe ich bereits beantwortet, und sehe mit Sehnsucht und Erwartung dem Erfolge entgegen. Ich habe Deuxponts, der von meiner Ahnung nichts weis, ausgeholt, allein er versichert, daß in den letzten Generationen, sich seine Familie nur in männlicher Linie fortgepflanzt habe. — Dessen ungeachtet gebe ich meine Hoffnung nicht auf, durch Verwandtschaft oder andere zufällige Verhältnisse, die Nennung dieses Nahmens erklären zu können.

Ich wünsche Dir noch herzlich Glück zur endlichen, glücklichen Wiederkehr Deines Sohnes, und ich theile mit Dir Deine Wonne bey Durchlesung Deines letzten Schreibens. Wir sahen ihn früher als Du, und erfreuten uns herzlich seines, obgleich nur kurzen Aufenthaltes bey uns.

Ich eile zum Schluß, und zeichne mich indem ich an ꝛc. — als glückliche Mutter

Deine

aufrichtige Schwägerin

Antoinette v. Seeheim.

Hundert fünf und siebzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hermine —k—.

Gratz am 12. März 1848.

Theure, geliebte Hermine!

Ist es möglich, daß ein glückliches Geschöpf wie Du, einer so bangen Schwermuth Raum geben kann? Arme Hermine, woher diese Muthlosigkeit? — Dieß wenige Vertrauen auf Gott? Steht es nicht bey ihm, Dich noch nach Jahren Mutter werden zu lassen? — Haben wir nicht Beyspiele genug, daß Frauen erst im 2. 3. 4. ja im 7. und 8. Jahre ihrer Ehe zuerst Mutter wurden? — Dieser letzte Fall ereignete sich hier erst unlängst, und die Freude der Aeltern, die kaum mehr gehofft hatten Familie zu bekommen, ist gränzenlos. Du bist kaum etwas über Ein Jahr verehelicht, und schon verlierst Du alle Hoffnung?

Sey nicht so kleinmüthig; diese Stimmung zerstört am sichersten alle Hoffnung — weil sie nicht nur des Geistes sich bemächtigt, nicht nur die Seele niederbeugt, sondern auf den Körper mächtigen Einfluß hat, ihn schwächt, und herabstimmt. — Sey froh und heiter, sey immer thätig und fröhlich, freue Dich der Gegenwart, und hoffe für die Zukunft; — kannst Du aber das nicht, so suche ärztliche Hülfe, denn eine Melancholie die sich so gewaltsam unsers ganzen Wesens bemächtigt, daß wir sie nicht zu bekämpfen im Stande sind, ist eine Folge körperlichen Befindens. Wahrscheinlich sind in Folge zu heftiger Kränkung Deine Nerven angegrif-

fen und bedürfen einer Stärkung. Vielleicht wird Dein Arzt in diesem Falle Dir Asang verordnen, — ich wenigstens, habe von nichts eine so mächtige und auffallende Wirkung empfunden, — oder es wird ein Bad Dir nützen, weil es vor allem Dich zerstreuen wird. Dazu mußt Du die schöne Jahreszeit abwarten, und dann führt der Gebrauch desselben Dich vielleicht in meine Nähe, oder wir brauchen es wohl gar zugleich, da auch mir die Aerzte ein Bad anordnen. Das alles wird sich noch zeigen; — Dein Mann freylich wird Wien nicht verlassen können, wenigstens nicht auf länger als einige Tage, um Dich herein zu begleiten und wieder abzuhohlen; indessen ist vielleicht eben eine solche Trennung gar nicht übel, die wenn sie nur so kurz ist, keinen heftigen Schmerz verursachen, wohl aber das Herz für die Gefühle der Hoffnung und Zuversicht empfänglich machen kann, da ein nahes, gewisses, und frohes Wiedersehen, auf die kurze Trennung folgen muß. Du weißt, daß alle Bäder die man jungen Frauen unter diesen Verhältnissen empfiehlt, auf Stärkung hinwirken, es steht Dir also frey auch andere Stärkungsmittel, und vielleicht dasjenige Bad zu gebrauchen, das der Arzt mir anordnen wird, wodurch für uns beyde die Sache sehr erleichtert wäre. Vielleicht wird mein Mann einen kleinen Urlaub nehmen und uns begleiten; und wir die Kinder mitnehmen, der Erstere würde mit uns spatzieren gehen, und uns mit den Naturschönheiten in der Umgegend bekannt machen, die Letzteren würden uns genug zu schaffen machen um uns vor langer Weile zu schützen.

Da hast Du nun den Entwurf zu einem heitern Sommergemälde, male es nicht wieder mit düstern Farben aus; und wiederhohle Dir zehnmahl des Tages, daß Du glücklich

bist, damit Du nicht in den traurigen Wahn verfallest; Du seyest unglücklich! — Du glaubst durch zu heftige Leidenschaften in früher Jugend, das Glück Mutter zu werden verscherzt zu haben, und ich selbst bin zu sehr von der schädlichen, zerstörenden Wirkung allzu heftiger Leidenschaften überzeugt, als daß ich nicht jedes junge Mädchen vor ihnen warnen sollte; aber ich warne auch Dich meine Hermine, daß Du nicht durch Kleinmuth und heftigen, sehnenden, also leidenschaftlichen Schmerz, Dich unfähig für Mutterfreuden machest! —

Die Schuld die so schwer Dich drückt, ist ja durch Deine Jugend zu entschuldigen, war überdieß eine Folge verfehlter Erziehung, und also nicht ganz — Deine Schuld; und ich kann nicht glauben, daß Gott Dich in die Arme Deines bestimmten Gatten, so wunderbar zurückgeführt hätte, wenn er nicht Dein Glück gewollt hätte. Du hast ja durch jahrelangen Kummer Deine Schuld gebüßt; — vertraue auf Gott, denn seine Barmherzigkeit ist groß, und er beweist sich gnädig gegen die Reuigen. — Du bist erst 21 Jahre alt, Dir steht das Leben mit allen seinen Hoffnungen und Freuden offen, genieße sie mäßig mit dankbarem Gemüthe, — fürchte nicht, daß jene gebüßte Schuld Dich vor Gottes Augen unwürdig mache, Mutter zu werden, aber nimm in Demuth die Verzögerung Deiner Wünsche hin, und denke daß Gott Dir Zeit zum Nachdenken, zur Beruhigung Deines Gemüthes, zu Fügsamkeit in die Wirklichkeit, und zu guten Vorsätzen für die Erziehung Deiner Kinder lassen wollte.

An Julien meinen herzlichen Gruß; ihrem Herzen fehlte nichts als die Liebe und sie wird auch glücklich seyn, weil gefühlvoll und vernünftig ist. In diesem Falle möchte also Deine wohlgemeinte Unterstützung, wohl keine üblen Fol-

gen haben, wie es übrigens sehr häufig der Fall ist, wenn die Neigung der Interessenten auf zu seichtem Grunde beruht, und sich nicht dauernd bewährt.

Mit aufrichtiger Liebe

Deine

theilnehmende Schwester

Sophie v. S**

Hundert sechs und siebzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 18. März 1848.

Meine liebe, theuere Sophie!

Vielleicht hätte ich schon früher als heute die Feder ergriffen, wenn nicht in den letztern Tagen, gerade als ich schon Willens war Ihnen zu schreiben, so aufregende Ereignisse hier eingetreten wären, daß man wahrhaftig seinen Kopf verlieren konnte. Die Vorgänge am 13. März ꝛc. werden Ihnen ohnehin aus den Zeitungen bekannt seyn! Mein Gott, ich getraue mich auch gar nicht viel davon zu schreiben, denn man sagt, ich weiß nicht ob es wahr ist, daß alle Briefe auf der Post visitirt würden, ob sie nichts Verdächtiges enthalten. — Die Unruhe und Aufregung unter dem Volke ist noch immer ungeheuer, und es geschehen immer so viel Excesse in den Vorstädten, besonders durch Brandlegungen, Fenstereinwerfen und andere Zerstörungen, sogar durch Einbrüche und Plünderungen, daß wir es wirklich nur unsern hochherzigen Studierenden, und der schnell organisirten National-

garde verdanken, wann wir noch so ziemlich unsers Lebens sicher sind! — Wer hätte so etwas noch vor wenig Tagen gedacht? —

Ihr Schreiben v. 25. v. M. beschämte mich so innig, daß ich unmöglich gleich, aber nun gewiß mit einem Herzen ohne Groll, die Antwort finden konnte. Daß ich anfangs böse war, will ich übrigens nicht läugnen. — Sie haben ein ernstes, um nicht zu sagen ein scharfes Wort zu mir gesprochen, aber ich fühle, daß es weder unnöthig war, noch vergebens bleiben wird. Ich habe meine Lage und Ihren Brief wohl überdacht; ich habe mich geprüft, und ich bin so unpartheyisch in Beurtheilung meiner selbst, um zu finden, daß ich wirklich in einer gefährlichen Lage bin, und daß diese Lage mich zu großen Unbesonnenheiten hätte hinreißen können; — aber zum Bösen nie! — zur Aufopferung meiner Grundsätze nie! — Dem Umgange mit dem Baron habe ich ein für allemahl ein Ende gemacht; — sind Sie damit zufrieden meine strenge Freundin? — Wahrlich ich zeigte dadurch, daß Ihre Freundschaft und Achtung, und die Liebe und Achtung meiner Kinder mir sehr am Herzen liegt, denn es warein schwerer Schritt! — Aber Sie sprechen überhaupt, wie mir scheint, von der Schließung einer zweiten Ehe mit einer Art Mißbilligung. Freylich sprechen Sie wohl nur von dem Beweggrunde dessen Unzulänglichkeit ich nicht läugnen will; aber wenn ich nun wirklich um mein Herz zu beschäftigen, heirathen wollte, — könnten Sie es tadeln? —

Sie warnen mich nachdrücklich vor Müssiggang; und ich danke Ihnen mit gerührter Seele dafür, denn ich fühle daß es wirklich gerade das ist, was meine Lage gefährlich,

und mich so unzufrieden macht. Mein Herz ist müßig! — Es hat keinen Gegenstand der es — (denn meine Tochter ist mir zu entfernt) ganz zu füllen vermöchte, und doch ist die Lebhaftigkeit meines Gefühls noch dieselbe. — Sie weisen mich an Religion, Menschenliebe und Wohlthätigkeit, und ich erkläre mir jetzt recht gut, und finde es zum erstenmahle natürlich, daß alternde Menschen, besonders unsers Geschlechtes sich mit einem erhöhten Eifer an die Religion und das Gebeth wenden, und gute Werke thun. Die Zeit der eigentlichen Wirksamkeit ist für sie vorüber, ihre Bestimmung entweder schon erfüllt, oder versäumt; ihr Herz sucht Beschäftigung und findet in religiösen Uebungen, nicht nur diese, sondern auch eine süße Beruhigung!

Auch ich will mein Herz nicht unbeschäftigt und müssig lassen, ich will es hüthen, daß es nicht in Versuchung falle. Ich will alle Ihre Warnungen befolgen und beobachten; aber was soll ich thun, und wie mich eigentlich beschäftigen? — Ich sehe ein, daß meine Lage manches Gute hat, — ich fühle dankbar, daß ich Mutter bin, — wäre meine Tochter nicht so fern von mir, ich wäre genug beschäftigt in der Liebe für diese Tochter und meinen Enkel. Aber ich bin doch gegenwärtig allein, und unter Fremden, die wenigen Verwandten abgerechnet, die ich noch habe, die mir aber nicht nahe genug sind, um mein Herz in Anspruch zu nehmen. — Sie sprechen von Wohlthätigkeit, und ich darf ohne Erröthen sagen: Daß ich etwas thue! — vielleicht viel zu wenig vor dem ewigen Richter, aber gewiß nicht weniger als Andere meines Standes oder Vermögens.

Ich fühle indessen dabey nur wenig Genugthuung für mein Herz, und noch mehr zu thun, etwas das dem

Vermögen meiner Tochter, die darauf gerechten Anspruch hat, merklichen Schaden thäte, ist mir nicht möglich, und würde mein Herz und Gewissen mehr beunruhigen, als beruhigen. Was von meinem besonders zurückgelegten kleinen Vermögen, auf gute Werke und Stiftungen bestimmt ist wird mein Testament ausweisen, das bereits in meinem Schreibtische liegt, und außer einigen Codicills, die durch die Geburt mehrerer Enkel veranlaßt werden dürften, schwerlich eine bedeutende Aenderung erleiden wird.

Wenn ein sorgenfreyes Leben, an und für sich schon eine große Annehmlichkeit ist, wie Sie sagen, und wie ich es bey dem Hinblicke auf tausend Darbende mir selbst gestehen muß, so ist ja Eine Annehmlichkeit meinem Leben bis jetzt nicht abzuläugnen. Wohlan, ich habe Muth zu leben, und recht zu leben, nur geben Sie mir die Mittel, oder wenigstens, rathen Sie mir was ich thun soll! — Sie werden mich bereit finden Ihnen zu folgen!

Leben Sie wohl meine theure Sophie, mit Liebe und Hingebung

Ihre

Amalie Kolmar.

N.S. Bey Ihnen in Gratz soll es auch nicht viel besser seyn als bey uns hier in Wien, denn die Gratzer machten ja den Wienern alles nach, wie ich höre. Nun Gott segne uns die junge Freyheit!

Ihre constitutionelle Freundin.

Hundert sieben und siebzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 22. März 1848.

Meine innigtheure Louise!

Sie sind Braut, meine Freundin, meine Geliebte, und alle Schönheit, alles Zarte der weiblichen Bestimmung liegt in Ihrem gegenwärtigen Stande. Es ist der Glanzpunkt weiblicher Glückseligkeit, es ist die Blüthe in dem Garten unsers Lebens; es ist jene Zeit, in der schöne, rosige Ahnungen künftigen Glückes uns erfüllen, — eines Glückes, dessen wir uns nicht allein freuen, sondern das in dem Glücke eines theuern Lebensgefährten, die schönste Stütze findet. Die ganze Poesie des Frauenlebens liegt in dem einen, kurzen Wörtchen Braut! Das ganzen Wesen der Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, scheint sich in diesem Worte auszusprechen!

Der Brautstand ist der rosenbekränzte Vorhof, ehelicher und häuslicher Glückseligkeit, — des Gebäudes das wir zu betreten, im Begriffe stehen. Daß Sie, meine Louise, eine glückliche Braut sind, ist gewiß, — der Schatten von dem Sie sprechen, — (und ist es nicht möglich, nicht sogar wahrscheinlich, daß er noch vor Ihrer Vermählung sich mildern, wenn nicht ganz verschwinden wird?) — aber dieser Schatten, wenn er auch Ihr conventionelles Leben treffen sollte, wird Ihren Braut- und Ehestand nicht trüben! Wo die reinste Liebe, ohne Uebereilung, — mit reifem Entschluße, über

Vorurtheile siegt, da werden sie nie im Stande seyn ein Glück zu stören, das stark genug ist, sich ihnen freywillig entgegen zu stellen. In unserm Brautstande liegt gewöhnlich die Bürgschaft für unsern Ehestand; — eine gleichgültige, ruhige, gelassene Braut, wird nie ein fühlendes, wahrhaft liebendes Weib seyn; eine Braut die Zeit zu gelehrten Betrachtungen hat, zeigt mehr Gelehrsamkeit, als Geist und Gefühl, und wird nie den Gatten beglücken. Selbst eine Braut, die über ihren Beruf als Weib, ganz unbefangen, vorurtheilsfrey denken und sprechen kann, verspricht eine bessere Hausfrau und Staatsbürgerin, als zärtliche Gattin zu werden.

Sie meine Theuerste, werden alle Tugenden des Weibes, alle beglückende Zärtlichkeit der Gattin vereinigen! — Es hätte von Ihnen mich gewundert, wenn Ihr letzter Brief auf meinen früheren, gar keine Erwiederung enthalten hätte; aber ich hätte nicht ohne Zweifel an der Größe Ihres Glückes, und der Schönheit Ihres Herzens und Gefühls, eine ganz ruhige, ausführliche Antwort lesen können. Die mühsam errungene Fassung und merkliche Zerstreuung, die ich in dem letzten Theile Ihres Schreibens finde, verbürgt mir nicht nur Ihr, sondern auch des Grafen Glück! und ich staune, daß Sie noch Zeit fanden, an eine ziemlich richtige physiognomische Bemerkung zu denken; die Sie freylich, das müssen Sie gestehen, nur niederschrieben, um mir Ihre Fassung, und Ihr Interesse an dem von mir behandelten Gegenstande zu zeigen. Kannten Sie mich so wenig um zu glauben, daß dieß nöthig sey? —

Aber was müßten wir von einem weiblichen Wesen erwarten, das als Braut im Stande wäre, — — einen

Vorschlag zur Emancipation der Frauen zu entwerfen? — Was dürften wir für das Glück Ihres künftigen Gatten erwarten und hoffen? — Dürften wir überhaupt etwas hoffen? oder nicht vielmehr nur fürchten? — Liegt nicht der grellste Widerspruch zwischen den Worten Braut und Emancipation? — Eher noch läßt sich dieß Wort mit einer unzufriedenen Ehefrau, noch leichter mit einem jungfräulichen Mädchen, dessen Herz die Liebe nicht kennt zusammendenken, wenn es schon mit einem weiblichen Wesen zusammengedacht werden soll, — nur mit der Braut! — kann ich es nie vereinen! — Eine solche Braut, was müßte sie seyn? — Ein Ungeheuer das Verrath im Herzen, den Eid der Treue schwört! — das die Natur verläugnet, und seine Weiblichkeit so sehr ernied'rigt, um was ihr ward in lieblicher Vollendung, — was sie erheben konnte zur Vollkommenheit, für leeren Wahn von selbst geträumter Größe, die ewig ihr versagt ist, hinzugeben. Ist solch' ein Weib nur unserer Achtung werth? — Kann man sie lieben? — Nein, das Weib muß, Weib, zur zarten Schwäche schüchtern sich bekennen; — die Braut, — das Sinnbild zarter Weiblichkeit, muß Frauenzartheit ehrend anerkennen, — und nie mit Kraft die Zartheit je vertauschen.

Ich weiß daß Sie jetzt mit Lächeln daran zurück denken, daß Sie einst — es sind noch nicht zwey Jahre, in der Emancipation des Frauengeschlechtes einen würdigen Beruf, für ihr edles, thatkräftiges Leben zu finden glaubten. Sie fühlten sich zu Großem geboren, Sie fühlten sich hingerissen bey dem Gedanken an eine ausgedehnte Wirksamkeit und edle Pflichten, und waren im Begriff das Edelste

und Schönste (Ihren jetzigen Beruf,) für jenes stolz geträumte Ziel zu geben! Die Fackel der Freyheit, — wahrlich sie ist nicht immer ein beglückendes Symbol! — Sie verbreitet ein unsicheres, blendendes und flackerndes Licht, — sie zündet leicht, — denn ihre Flamme — zu groß um mild und ruhig zu erleuchten, wie die Studierlampe eines Weisen, — greift suchend um sich, und verheert was in ihrem Bereiche liegt. — Weh' also denen die sie vorsichtslos entzünden! — und daß doch wir Frauen es nicht seyen, die dieß thun, — daß doch wir nicht eine Flamme entzünden, die durch betäubenden Rauch sich als unrein bezeichnet, während sie durch seine Entwicklung und Entfernung sich dennoch nicht klärt, denn es kann sich nicht klären was unrein ist, — als Sinnbild der Empörung!

Wie sehr wünsche ich Ihnen Glück, meine edle Freundin, wie sehr auch Ihrer hochgesinnten Mutter; — die durch die treueste, wärmste Mutterliebe, mein erstes Urtheil längst zu Schanden machte, — Und mit welcher Erwartung sehe ich der Entscheidung entgegen, die ein baldiger Brief aus der Schweitz, den Wünschen und Hoffnungen dieser Mutter bringen muß; um so mehr da ich nicht läugnen kann, daß ich die merkliche Erhöhung Ihres Glückes fühle, die aus der vollkommenen Gleichheit der Geburt, der unbedingten Billigung der Welt, und der freudigen Einwilligung ihrer zweyten Mutter, für Sie, — für eine Louise, hervorgehen müßte!

Mit der zärtlichsten Freundschaft

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert acht und siebzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 26. März 1848.

Schon längst nehme ich mir vor Ihnen zu schreiben, theuerste Frau von S**, allein ich wollte noch die völlige Entwöhnung meines armen, kleinen Adolf abwarten, und Ihnen diese anzeigen.

Ich hatte mir vorgenommen ihn schon zu Anfang dieses Monaths zu entwöhnen, aber man sagte mir: wenn die Bäume ausschlügen, so sey dieß nicht gut, aber wenn sie blüheten, desto besser. So verschob ich also dieß traurige Geschäft, wenn ich auch nicht glaube, daß diese Regeln etwas mehr als Aberglaube sind. — Jetzt ist's geschehen! — mein Herz wollte brechen als ich ihn vorgestern Abends zum letzten Mahle, gestern aber gar nicht mehr säugte. Ich kann mich der innigsten Wehmuth nicht erwehren, wenn ich den Kleinen auf den Armen habe, und er sich scherzend und suchend an die Brust schmiegt, aber schon im nächsten Augenblicke sich selbst gleichsam erinnert und wegwendet, als wollte er sagen: Jetzt gibt mir die Mutter nichts mehr! — Diesen Schmerz haben nun wohl Frauen erspart, die ihre Kinder nicht selbst säugen; — aber auch alle Wonne, alle Seligkeit die darin liegt, einem so theuren Wesen die erste und liebste Nahrung selbst zu reichen!

Doch ich eile zur Beantwortung Ihres lieben Schreibens. — Als ich meinen letzten Brief und die darin enthaltene

Schilderung meines Verdrußes mit Emil niederschrieb, dachte ich nichts weniger, als daß ich dadurch Sie zu einer so schönen und wichtigen Betrachtung über das eheliche Verhältniß veranlassen würde. Allein ich sehe daraus, daß auch aus einer unbedeutenden Sache sich eine Lehre ziehen läßt, wenn man darüber nachdenkt, oder vielmehr, daß nichts so unbedeutend ist, um nicht unsere Aufmerksamkeit und unser Nachdenken zu verdienen. Was Sie über das eheliche Verhältniß sagen, scheint mir so wichtig, daß es meinem Gedächtnisse nicht entschwinden wird. Ich war so ergriffen davon, daß ich, kindisch genug, wie ich nun schon bin, Ihren Brief meinem Gatten mittheilte; der anfangs ein saures Gesicht dazu machte, als er hörte wovon die Rede sey, und meinte: ich solle mich von modernen Ansichten nicht irre führen lassen, als er aber alles gehört hatte, doch ganz gerührt sagte: Freylich, Sclavinen und Mägde dürfen die Frauen nicht seyn, Vernunft und freyen Willen habt Ihr auch, — aber der Gehorsam steht Euch gut an, und besser als befehlen. Ich werde nie einen unbedingten Gehorsam von Dir fordern, und Dich in Deiner Wirksamkeit, besonders als Mutter nicht einschränken, nur darf nichts gegen meinen Willen geschehen.

Mit dieser Erklärung bin ich schon zufrieden, denn Gott bewahre mich daß ich weiter streben und in die Rechte meines Gatten eingreifen sollte. Um die Herrschaft im Hause ist mir nicht zu thun, mein Emil soll Herr im Hause und ich will sein verantwortlicher Minister seyn, aber nur muß ich auch reden dürfen, wo es nöthig ist. — Mehr als alles bin ich stolz auf sein Vertrauen, und ich kann mir nicht vorstellen daß eine Ehe glücklich seyn kann, ohne das vollste, gegenseitige Vertrauen. Ich sagte ihm dieß unlängst, als er

von seinen Geschäften mit mir gesprochen hatte, und hinzusetzte: „Das könnte ich Dir nicht sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Du klug und verschwiegen bist.“

Er sah mich nachdenkend an, und sagte nach einer Pause: „Ich müßte ja mein eigener Feind seyn: wenn ich Dir nicht vertrauen wollte, liebe Rosa, ein keusches Weib ist die sicherste Schutzwehr gegen die Gefahren der Welt, ein denkendes Weib der beste Freund und Rathgeber, und ein Unternehmen, das ein kluges Weib gut geheißen hat, und das gleichsam ihr guter Genius schützt, wird selten mißlingen, wenigstens nie zu einem traurigen Ende führen.“ — Ich weiß daß ein Freund meines Vaters, ein angesehener Geschäftsmann in Wien, einst etwas ähnliches äußerte. Er sagte nähmlich vor einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft in der sich auch seine Frau, meine Mutter und noch einige Frauen nebst meiner Wenigkeit befanden, er unternehme kein bedeutendes Geschäft, ohne seine Frau um Rath gefragt zu haben, obgleich er nicht eben meine, daß sie es besser als er verstehe. Wenn sie es gut heißt, sagte er, dann kann ich getrost jedes Geschäft abschließen, und es wird gelingen; aber wenn sie den Kopf schüttelt, so ist es kein gutes Zeichen, und wagte ich es in solchen Fällen doch, so mißlang es sicherlich. Die Frauen haben, setzte er hinzu, einen gewissen — er stockte hier etwas, denn es waren Frauen in der Gesellschaft; — einen gewissen, prophetischen Geist, und sind recht eigentlich zu Schutzgeistern bestimmt.

Natürlich waren die Frauen, besonders die seinige und meine gute Mutter, sehr geschmeichelt, und die Herren stimmten laut ein, in der Voraussetzung, daß von klugen Frauen die Rede sey; — ich aber lächelte vor mich hin über das Kom-

pliment, denn ich kannte ihn zu gut um nicht zu wissen, daß er lieber gesagt hätte: „Ein instinctmässiges Gefühl!" und dieß letztere haben wir in der That. — Doch ich muß fortfahren. — Aber, setzte Emil nach einer Pause hinzu in der er mich wieder nachdenkend angesehen; — „Alles, möchte ich auch Dir nicht sagen!" — Ich erwiederte ihm, daß ich nie so unbescheiden seyn würde, in seine Geheimnisse zu dringen ꝛc. — Wieder eine Pause, nach der er mir sagte: „Was er verschweige sey nicht eben sein Geheimniß, sondern betreffe mich!"

Ich lächelte Anfangs über diese Versicherung, als er sie aber wiederhohlte ward ich ängstlich, da ich schon 10 Tage keinen Brief von meiner Mutter hatte, und fürchtete er verschweige mir etwas in Bezug auf sie, das nichts Gutes seyn könne, da seine nachdenkende Miene mir auffiel. Endlich gestand er mir das Geheimniß, aber Sie würden es nicht errathen.

An demselben Abende nähmlich, den ich Ihnen neulich beschrieb, war wenige Minuten nachdem ich den Salon verlassen hatte, — der Graf v. C** eingetreten. Dieß ist aber weniger seltsam als es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Ich erwähnte schon neulich, daß in Triest, ein Salon in Privathäusern viel Aehnlichkeit mit öffentlichen Salons hat, und dieß kommt daher weil man die Zahl und Nahmen seiner Gäste nie vorher weiß, diejenigen ausgenommen, die nahmentlich geladen werden. Aber jeder Fremde ist willkommen; die Hafenstadt bringt eine Gastfreundschaft mit sich, wie sie nirgends anders denkbar ist, und die sich im Allgemeinen wohl nur auf den Handelsstand erstreckt, aber alle die mit Kaufleuten befreundet sind, mit einschließt. Fremde Kaufleute

gehen ohne Bedenken in jeden Privatsalon, (natürlich wieder in Handlungshäuser,) und sind überzeugt dort in ihrem Interesse Gesellschaft zu finden; wo oft wie auf der Börse Geschäfte gemacht, Zeitungen gelesen und Bekanntschaften geschlossen werden. Auf diese Art halten sehr reiche Häuser ganz offenen Salon, — andere bestimmen gewisse Tage wie es bey uns der Fall ist.

Der Fremde der einen solchen Salon besucht, hat nicht einmahl nöthig, sich dem Herrn oder der Frau vom Hause vorzustellen, oder vorstellen zu lassen, wenn es ihm gerade nicht bequem ist, und man weiß daher von manchem Fremden, der einige Stunden da war, gespielt, sich unterhalten, Cigarren geraucht, geschmaust, Thee und Punsch getrunken hat; höchstens seinen Stand, aber weder Nahmen, Vaterland — noch Lebensverhältnisse. Der fremde Private, der das gesellige Leben in Triest kennen lernen will, darf nur Bekanntschaft mit Handelsleuten haben, um in irgend einen offenen Salon Eingang zu finden. So hatte auch Graf C** sich in unsern Salon einführen lassen, den er an der Seite eines Geschäftsfreundes meines Emil, mit seinem Reisegefährten (Hofmeister glaube ich) betrat. (Dieser Hofmeister war jedoch in Baden nicht bey ihm.) Der Graf hatte so viel Aufmerksamkeit, sich der Frau vom Hause vorstellen zu wollen, und als man ihm meine Unpäßlichkeit meldete, sich an meinen Mann zu wenden, der über den ihm wohl bekannten Nahmen etwas stutzte.

Als der Graf aber im Laufe der Nacht sich entfernte, und vorher sich abermahls an meinen Gatten wendete, konnte dieser, obgleich er im Grunde nicht das mindeste Mißtrauen hegte, und hegen konnte, es nicht unterlassen, ihn auszu-

hohlen, — warum er gerade seinem Hause die Ehre seines Besuches geschenkt? — Der Graf erwiederte sehr wahr und einfach: „Daß eben daher sein Geschäftsfreund ihn habe führen wollen, und daß er ihm diese Wahl Dank wisse, da er nirgend einem so vergüngten Abend hätte entgegen sehen dürfen.“ — „Und doch fehlt heute, fiel der Geschäftsfreund ein, der immer sehr galant gegen mich ist, gerade das, was diesen Salon am meisten schmückt, — die reitzende Hausfrau!“ — Der Graf bedauerte dieß, aber die Art mit der er es that, beruhigte meinen Emil vollkommen. — Zwey Tage später traf er in einem andern Hause den Grafen, der inzwischen meinen Geburtsnahmen erfahren hatte; und nicht nur (so meint Emil) mit Hochachtung meinen Nahmen nannte, sondern auch versicherte, daß er ganz fremd und absichtslos sein Haus betreten, es aber unterlassen hätte, wenn er früher den Nahmen der Hausfrau hätte nennen hören. Er hielt sich nur kurze Zeit in Triest auf, und war von einer Reise nach Paris und London zurückgekehrt.

Wie preise ich jetzt den unlieben Zufall, der mich damahls aus der Gesellschaft entfernte, und der sowohl mir als dem Grafen eine Ueberraschung und Verlegenheit ersparte. — Aber dieser Zufall hat mich zum Nachdenken veranlaßt, und ich gestand mir als Resultat desselben, daß ich sehr glücklich sey! Und wie viel, vielleicht den besten Theil dieses Glückes, die innige Ueberzeugung davon, — danke ich Ihnen! Hätten Sie nicht so mächtig auf meine Erziehung eingewirkt; ich hätte von dem Wunsche einer so theuern Mutter, und dem Zauber des Augenblickes mich vielleicht bethören lassen; wäre jetzt ein abgehärmtes Mädchen, das auf die Rückkehr des vornehmen Bräutigams wartet, seiner Treue und des Glückes

noch ungewiß, — eine geduldete, um nicht zu sagen verachtete, Gräfin zu werden. Statt dessen, wie glücklich bin ich in meinen jetzigen Verhältnissen, — als eine von ihrer Umgebung angesehene Frau, — als Emil's Gattin, als Adolf's Mutter!

Was Ihr theures Schreiben noch sonst enthält, bedarf kaum einer Erwiederung; ich müßte denn sagen, daß Sie mich überzeugt haben, und daß ich Ihnen folgen will. Ich will meinen Adolf recht viel selbst pflegen, und ihm die ersten Klopfer möglichst sparen; nur bin ich noch im Zweifel ob ich — natürlich im Anfange wohl ist die Hand am besten; aber ob ich der Hand mich bedienen soll, um das Kind zu strafen? — Mein Mann glaubt daß es besser sey, ein Kind mit der Ruthe zu züchtigen, da es gegen die Hand der Mutter sonst eine Abneigung bekommen müsse, und da es die Ruthe viel mehr fürchte.

Zum Gehenlernen hat man mir eine sogenannte Gehschule angerathen, in die man das Kind auf einen Teppich etzt, wenn es einmahl Lust zeigt sich weiter zu bewegen, und deren wattirte Wände gerade so hoch sind, daß es daran beym Stehen sich halten kann. Daß alle Gehkörbe und Führbänder schon längst als schädlich verworfen sind, ist mir wohl bekannt. Ich bin also geneigt diesen Rath zu befolgen, der auch meines Mannes Beyfall hat.

Ich schließe also in der angenehmen Erwartung, einer baldigen Erwiederung als

Ihre

hochachtungsvolle Freundin

Rosa L**.

N. S. Wie glücklich bin ich aus den letzten Briefen meiner Mutter zu ersehen, daß sie jetzt so zufrieden und ruhig ist. Gott gebe dazu Dauer und Segen, — Ihre Briefe sind jetzt voll von den neuesten, einzelnen Ereignissen in Wien. Sie folgt den neuen Bewegungen mit einem größeren Interesse, als ich es von ihr gedacht hätte. Der Abfall der italienischen Provinzen und die republikanischen Gesinnungen ihrer Bewohner scheinen sie nur darum zu beunruhigen, weil wie sie meint, Triest sich anschließen, und unsere Trennung durch den Umstand erschwert werden könnte, daß ich in fremden Landen sey. Sie ist übrigens, so nachtheilig dieß auch für den Handel, — so aufrührerisch gegen den Kaiser wäre, ganz für die Aufgabe dieser Provinz, und bedauert daher, daß das Schicksal mich eben hierher führen mußte, denn sie wollte mich, wenn ich schon nicht in ihrer Nähe seyn kann, lieber in Frankfurt als in Triest wissen, weil sie nun ganz deutsch ist. — Wer hätte gedacht, daß meine Mutter eine solche Rebellin, und eine solche Politikerin wäre.

Ich war jetzt, vielleicht in Folge der Entwöhnung etwas unpäßlich, gleich verwöhnt sich mein Bürschchen, und ich höre nun, daß die Kindsmagd, da ich mich früher zu Bette legen mußte, schon seit ein Paar Tagen ihn Abends zu halben und ganzen Stunden einschläfert. Mir ist dieß sehr fatal, den der kleine Bube gewöhnt sich daran, scherzt und lacht statt zu schlafen, und kömmt aus der Ordnung.

Die Obengezeichnete.

Hundert neun und siebzigster Brief.

Julie Western an Frau von S**.

Wien am 27. März 1848.

Beste Herzenscousine!

Nun so höre denn, weil Du von meinem Glücke hören willst; — der Doctor hat schon bey dem Vater um mich geworben, und mein guter Vater hat „ja" gesagt, unter der Bedindung, daß ich es zufrieden wäre. — Ob ich es wohl zufrieden bin? — Ey, ey, Du meinst das sey wohl keine Frage? — Dießmahl hast Du Recht, denn der Mensch sitzt mir wundersam tief im Herzen, und er liest das wider meinen Willen so gut in meinen Augen, daß ich's ihm nicht widersprechen kann. — Er ist seelenvergnügt darüber, und spricht von Hochzeit und heirathen, als von Dingen die sich von selbst verständen. Wirklich hat mein Vater eingewilligt, daß die Hochzeit noch diesen Sommer, wahrscheinlich im July seyn soll; und ich — muß wohl dazu schweigen?

Ich darf also in den jetzigen Freyheitsjubel nicht einstimmen; denn während ganz Wien von Befreyung faselt, denke ich daran mir Ketten zu schmieden. Ich will Dir gar nicht mit den Neuigkeiten, — Petitionen und Errungenschaften, mit denen man jetzt die Köpfe voll hat, den Deinigen warm machen, das thun ohnehin die Zeitungen; denn weil diese in den Händen der Rebellen liegen, die dem guten Kai-

ser die Censurfreyheit abtrotzten, so wird jetzt gar nichts in die Spalten irgend einer Zeitung aufgenommen, was nicht censurwidrig ist. Näheres und Umständlicheres haben überdieß Wilhelm und Hermine Dir geschrieben; — sey froh daß Du nicht in Wien bist, man fängt jetzt ordentlich an sich zu schämen, daß man eine Wienerin ist, und die gute alte Stadt Wien, diese bisher getreueste Stadt aller Städte, schämt sich auch, über das Treiben in ihren Mauern, und ist schon einigemahle feuerroth geworden; besonders in der Gegend von Mariahilf, wo die meisten Brände vorfielen, war ihr Erröthen deutlich wahrzunehmen.

Indessen will ich Dir doch eine Anectode erzählen. In den ersten Tagen nach den 13. März, (Du weißt ja daß auch eine Menge Frauen und Mädchen sich zu Freyheitsheldinen, und zu belohnenden Huldgöttinen der Freyheitskämpfer aufwarfen) worüber jedoch Doctor Victor sehr boshaft bemerkt, es geschehe mehr um sich bey den Letzteren in Gunst zu setzen, als der lieben Freyheit willen, in diesen Tagen des Taumels nun schmückten viele Frauen und Mädchen ihre Gatten, Geliebten und Brüder, mit Bändern und Kokarden. Auch ein Mädchen meiner Bekanntschaft, — Du kennst sie jedoch nicht, — flog ihrem Geliebten, oder wenn ich nicht irre gar schon Bräutigam, mit dreyfarbigen Bändern entgegen, um ihn zu schmücken, und grüßte ihn mit dem begeisterten Rufe: „Es lebe die Freyheit!“ „Ja wohl, fiel er ihr entzückt in's Wort, das hatte ich von Ihnen erwartet, lassen Sie uns Beyde zur Fahne der Freyheit schwören! nichts mehr von Fesseln und Banden, die den Mann entehren; das freye Deutschland bedarf freye Männer; der gebundene in den Banden der Knechtschaft lebende, ist nicht fähig die Fahne der Freyheit

zu tragen!“ — „Wohl mein Geliebter, nur Ein Band, ein zartes Band das nicht drückt, —“ — „Kein Band sage ich Ihnen; weg mit dem Gedanken an ein neues Joch, an das der Ehe! Die junge Freyheit ist mir zu lieb, als daß ich kaum errungen, sie wieder verlieren möchte! fort also mit Plänen die dem alten System angehören, und ihm ihr Daseyn danken. So ein Mensch wird man, wenn man gewohnt der Bande und Fesseln, ohne diese nicht leben zu können meint, man wählt sich zuletzt noch selbst ein Joch, um nur recht von allen Seiten wohlthätig beschränkt zu seyn. Der freye Mensch legt einen größeren Werth auf seine Freyheit, er will nicht nur frey heißen, er will es seyn!

Ich fragte Victoren wie ihm dieß gefiele, und ob er nicht auch Lust habe, flugs wieder ein freyer Mann zu werden. Er reichte mir die Hand und sagte lächelnd: Ich halte mich an die alte Verfassung, wenn in der neuen, alle Bande gelöst werden sollen. Indessen man heirathet ja auch in constitutionellen Staaten, und man müßte nur sehr leichtgläubig seyn, wenn man glauben wollte, daß die Frauen nicht auch dort Pantoffel trügen. Eben so ist es mit der Regierungsform; wir freuen uns wie närrisch der versprochenen Constitution, und sehen doch constitutionelle Staaten genug um uns, die keineswegs lauter glückliche, zufriedene Staatsbürger zählen, und das Ideal verwirklichen von dem wir träumen; — in denen Protection und Bestechung so gut ihren Spuck treiben, und Aemter verleihen, als in der absolutesten Monarchie, — wenn auch dort in dem Gewande der Volksthümlichkeit geschieht, was bey uns unter dem Schleyer der geheimnißvollen Willkühr geschah. Aber wir Menschen sind nun einmahl wie die Kinder, wir greifen nach

dem Neuen, weil das andere schon alt ist, wir verwerfen den Zopf an dem man sich wenigstens ganz bequem halten konnte, und mögen nun sehen, wie wir mit dem glattgeschornen Tituskopf der Constitution zurecht kommen, der uns, bis ihm die Haare wieder ein wenig wachsen, vor der Hand wohl noch sehr unbequem seyn, und manch' liebes Mahl unsern Händen enschlüpfen wird, bis wir ein wenig damit umgehen lernen.

So ein Mensch ist er nun, und so denkt er; am allerwenigsten aber will er von einem deutschen Bunde etwas wissen, den er für leeres Strohdreschen erklärt, denn er ist ein Czeche, ein ehrlicher Böhme, und meint als solcher, es werde bey der ganzen Sache nichts gewonnen seyn, wohl aber sey eine schmähliche Fremdherrschaft zu fürchten. Unter solchen Umständen darfst Du Dich also nicht wundern, wenn auch ich meinen Zopf vor der Hand behalte, der überdieß uns Frauen angeboren, wenigstens nicht nur durch die Mode von Jahrhunderten, sondern schon von Erschaffung der Welt an heilig ist; denn schon Mutter Eva soll dem Vernehmen nach, seit der Verbannung aus dem Paradiese, also seit dem Eintritte in das wirkliche Leben, und der Gründung der ersten Monarchie, ihr reiches, blondes, und in den letzten Jahrhunderten ihres Lebens bereits ergrautes Haar, in einen stattlichen Zopf geflochten haben, von dem seitdem keine Regierungsform, uns — ihre Töchter — emancipiren kann.

Ich glaube daß Victor schon durch seinen Nahmen viel bey mir gewonnen hat; denn sein Nahme gefällt mir, und ich bin der Meinung, daß man die Nahmen der Kinder mit Sorgfalt wählen müßte, weil ein schöner Nahme den ganzen Menschen interessant macht. Er ist gleichsam die Handhabe

des Menschen, und es ist nicht gleichgültig, ob die Handhabe eines Gefäßes schön und glänzend, oder uneben und rauh sind. Viktor hat einen guten Klang; es schleicht sich in das Herz ein, und hat doch etwas Männliches. Mich belustigte einst auf einem Balle die Klage eines Mädchens, daß ihr Nahme ihr fatal sey und fade vorkomme. Sie hatte mich nähmlich Julie nennen hören, und ergriff diese Gelegenheit mir ihr Leid darüber zu klagen, daß auch sie „Julie heiße" denn sie vermuthete wahrscheinlich bey mir denselben Schmerz und Kummer weil sie dasselbe Unglück fand. Allein ich versicherte sie lächelnd, daß ich mit meinen Nahmen ganz zufrieden sey, und nie daran gedacht hätte, anders zu heißen.

Deine großälterliche Bewerbung führt mich auf ein Gespräch, das bey uns neulich über Mode vorfiel. Doctor Victor zog über die tyrannische Mode los; — aber ich zeigte ihm, daß unsere heutige Mode nicht Tyrannisches, wenigstens nichts Gesundheitsschädliches habe; indem Mieder nur sehr mäßig und vorsichtig getragen, oder auch ganz entbehrlich gemacht würden; die übrige Kleidung aber zweckmässig und anständig sey. — Dagegen trugen noch unsere Großmütter jene verrufenen Fischbeinmieder, die aus lauter Fischbein bestanden, und in denen die arme, eingekerkerte Seele kaum schnaufen konnte. Freylich reichten diese Mieder, die fürchterlich stark geschnürt waren, nur bis unter die Brust, und drückten also den Busen nicht; aber da auch das Kleid gewöhnlich nur bis unter die Brust reichte, so war diese bloß mit einem leichten Hemde, und darüber mit einem zierlich gefalteten, meist sehr dünnen, oder durchsichtigen Tuche bedeckt. Ist das wohl recht sittsam? — Uebrigens trugen sie Bouffans die wohl vielleicht nicht viel breiter waren, als

unsere jetzigen faltigen Kleider, aber man glaubte dennoch eine Nymphe oder Wespe vor sich zu sehen, denn die Taille schloß tief in den Hüften, und war gerade zum umspannen. Von Rippen oder gar von einem Magen, konnte also bey diesen Frauen und Mädchen, die auch darum schrecklich an Migrain und Vapeurs litten, gar keine Rede seyn.

Unsere Mütter verwarfen endlich diese Panzer, und wählten eine sehr natürliche (die sogenannte griechische) Tracht, die wie man sagt, wohl sehr reitzend kleidete, aber wie der Doctor sehr boshaft bemerkte, gewiß nur den Schönsten vortheilhaft war, da sie gar zu aufrichtig jede Form enthüllte; und besonders bey Regen oder Wind noch verrätherischer wurde; ein Umstand, der wie er meint, gewiß den sittsamen Damen sehr lästig seyn mußte. — Hier stimmte mein Vater ihm bey, indem er recht launig erzählte, wie er als schüchtener Jüngling, angefangen in das älterliche Haus meiner Mutter zu kommen. Es war Sommer und es ward als er das zweyte Mahl in's Haus kam, natürlich noch ohne Absicht, gerade in Gesellschaft von andern männlichen und weiblichen jungen Anverwandten eine Landparthie unternommen. Was war ihm willkommener, als daß er sie theilen durfte.

Allein als man ungefähr eine Stunde weit außer den Linien Wien's an einem Belustigungsorte war, zog sich plötzlich ein Gewitter herauf; — einen Fiacker zu bekommen, davon war keine Rede, und Gesellschaftswagen exestirten damahls noch keine, man mußte sich also kurz entschließen, denn die Mädchen waren alle leicht bekleidet und beschuht, — rasch fortzugehen, um vielleicht noch vor Ausbruch des Gewitters die Stadt erreichen. — Aber man war nicht so glücklich,

sondern wurde mitten auf freyem Felde von dem Wetter ereilt. Man ging dem Winde entgegen; meinen Vater hatte das Loos getroffen meine Mutter und ihre jüngere Schwester zu führen; und er versichert, daß er weder rechts noch links zu sehen gewagt habe, und daß die Mädchen in ihren naßen anliegenden Kleidern, sich ganz beschämt wie schüchterne Rehe an ihm geschmiegt, und gewiß ihm seine Schonung Dank gewußt hätten.

Vor zehn, zwölf Jahren trug man endlich gar Aermel, wie die Mehlsäcke, die man mit Polstern ausfüllte, und in denen man ganz bequem Contrebande schwärzen konnte, wenn man Lust hatte; und jetzt stehen wir so ziemlich auf dem Puncte wo weder die Gesundheit, noch Anstand und Sitte gefährdet sind, wenn auch wie wohl natürlich, manche Thorheit mitunterläuft.

Lebe wohl, liebe gute Cousine, und sey so glücklich, wie

Deine

von Herzen gückliche

Julie.

Hundert achtzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 8. April 1848.

Meine geliebte, theure Freundin!

Meinen innigsten, wärmsten Dank, für Ihre schöne, herzliche Theilnahme an meinem Glücke. Ja ich fühle, daß ich glücklich bin, und daß das schöne Glück, des an das edel-

sten Gatten Hand mir winkt, auch ein noch größerer Schatten als der gegenwärtige nicht trüben könnte. Dieß Glück füllt jetzt meine ganze Seele; — mein Gebeth, mein Erwachen, mein Gehen und Stehen, mein ganzes Tagewerk ist Liebe, und untrennbar von dem Gedanken an ihn; selbst meine Ruhe und Schlaf sind Liebe, und zaubern mir sein Bild.

Nicht nur mit Lächeln, nein mit inniger Beschämung, denke ich nun an meine früheren Begriffe über weibliche Bestimmung, und über die Stellung unsers Geschlechtes im Leben. Sie glauben, daß eine Braut nicht an die Emancipation ihres Geschlechtes denken dürfe; — aber Sie haben mich ohne eigentlichen Angriff und ausführliche Widerlegung des Begriffes den wir mit Emanipation verbinden, so sehr von dem Nichtigen, Unausführbaren, und Widernatürlichen desselben überzeugt, daß ich nicht begreifen kann, wie auch noch vernünftige Frauen, sich in diesem Spielwerk weiblicher Eitelkeit gefallen können. Das innige überzeugende Gefühl, meines wahren Berufes, hat jetzt die Liebe noch erhöht und bestärkt, — veredelt möcht' ich sagen. Meine Liebe zeigt mir klarer als alle Gründe der Vernunft, die Stellung die meinem Geschlechte angewiesen ist, und es ehrt. Wenn es nicht ein Widerspruch wäre, so würde ich sagen: Ich bin stolz Deurponts höhere über die meinige erhabene Stellung anzuerkennen, stolz darauf ihm unterthan zu seyn, und es dünkt mich als läge in seiner Würde, die Bürgschaft der meinigen.

Aber so schön, so zart auch das bräutliche Verhältniß seyn mag, so innig mein Gefühl und meine Liebe, — so hold das Glück das meine Seele füllt; — so liegt doch dünkt mich in der Freude einer Braut, die ihren Hochzeittag so

nah' erwartet, zugleich auch ein — beschämendes Gefühl; das nur das innigste Vertrauen überwindet, und gegen jeden Fremdern sich verschließt. Am meisten fühle ich das in Eugens Gegenwart; — die Glut auf meinen Wangen, die Schüchternheit mit der mein Blick den seinen flieht, — ist's nicht Beschämung was darin sich ausspricht? — Was hält mich, so wie sonst, mit offnem Blick' dem seinen zu begegnen? — Wie nenn' ich diese süße Bangigkeit, die sich erhöht bei seiner, im Bewußtseyn seines Glückes, im Worte ausgesproch'nen Zärtlichkeit?

Ich bin nicht fähig mehr zu schreiben; urtheilen Sie wie ich beschäftigt bin, da meine Ausstattung mir noch zu denken macht, während so manche lästige Besuche mich mehr als sonst in Anspruch nehmen. — Wie freue ich mich jetzt der Thätigkeit, mit der ich in den letzten anderthalb Jahren, mich nicht nur dem Vorstande der Wirthschaft widmete, sondern auch mit der Kochkunst so ziemlich vertraut ward. Kann's etwas lästigers für Mädchen geben, als erst als Bräute diese Kunst zu lernen?

Ich eile zum Schluß, und — doch nein, ich höre Hufschlag, er ist's, er springt vom Pferd, — — ich siegle später —

Fortsetzung am 11.

Was in dem Zeitraum dieser Pause liegt ist viel! Drey Tage sind es, seit ich siegeln wollte, und durch Deuxponts Besuch verhindert wurde. Wie Vieles ist seitdem verändert, — jetzt ist er nicht hier, — denn er reiste diesen Morgen nach Paris ab, oder vielmehr nach den Gütern in der Pro-

venze, wohin sich seine Mutter seit den Stürmen der Revolution zurückgezogen hat. Doch ich muß ja erzählen, was Sie noch nicht wissen und auch nicht errathen können. Kurz vorher ehe die Ankunft des Geliebten mich unterbrach, war von mir unbeachtet, der Bothe aus der Stadt gekommen, und hatte meiner theuern Mutter einen längst sehnlich erwarteten Brief aus der Schweitz gebracht. Als ich in das Empfangzimmer eilte, und an Deuxponts Seite, der an der Treppe mir begegnet war, hineintrat, hatte eben auch meine Mutter, seine Ankunft gewahr werdend, ihr Zimmer verlassen, und trat durch eine andere Thüre in dasselbe.

Mit kindlichem Schrecken gewahrten wir die mühsam errungene Fassung in ihren bleichen, verstörten Zügen; — wir eilten sie zu stützen, und fragten nach der Ursache ihrer heftigen Bewegung. — Sie sank auf den Sofa, und brach in einen Strom von Thränen aus, indem sie mir den Brief reichte. „Leset selbst meine Kinder, ich bin unfähig mich zu erklären.“ — Deuxponts dem ich den Brief übergab, und der ihn hastig las um die Ursache einer Bewegung zu erfahren, die ihm an dem festen, entschlossenen Charakter meiner Mutter ganz fremd war, überließ es mir die heftige Erschütterung derselben zu besänftigen, und für ihre Gesundheit zu sorgen. Er hatte still gelesen, aber plötzlich erhob er die Stimme und las laut ungefähr dieß: „Es wird wichtig für meine „Tochter seyn, zu einer gewissen Zeit, die ich nicht vorher„sehen kann; da dieß von sehr verschiedenen Umständen ab„hängt; zu erfahren, daß der Nahme du Mont, nicht ihres „Vaters wahrer Nahme sey. Ich heiße Ponts, und bin „durch Verhältnisse gezwungen mein Vaterland zu fliehen,

„noch immer nicht vor Verfolgungen sicher, da man mir „nachforscht."

„Um Sie über die Art jener Schuld, die man mir bey„legt zu beruhigen, und Sie nicht glauben zu lassen ich hät„te politischer Umtriebe mich schuldig gemacht; darf ich Ihnen „nur gestehen, daß meine Gattin, deren Geburtsnahmen ich „dem Taufbuche nicht anvertrauen wollte, ein gebornes Fräu„lein de Levante ist. — Sie werden nun leicht begreifen „warum man mir nachspürt, und warum ich mit dieser theu„ern Gattin mein Vaterland fliehen mußte; aber ihr Herz „wird Sie auffordern zwey Liebende nicht zu verrathen, die „der Segen des Priesters vereinte, und die nur der Tod tren„nen wird."

„Die Wunde die ich, wie Ihnen bekannt ist, auf der „unsichern Flucht erhielt, ist zu gefährlich, als daß ich ein „langes Leben hoffen dürfte. Sollte aber meine Gattin mir „nachfolgen, ehe die Verzeihung ihrer Familie, ihr die Rück„kehr in's Vaterland gestattet, so sagen Sie meiner Tochter, „sie sey keine du Monte, sie sey ein Sprößling — der Deux„ponts! und erwarten Sie für diese Mittheilung, so wie für „die Bewahrung und Uebergabe des Briefes, eine ansehnli„che Belohnung. Am 12. Feb. 1797. — Antoine Pont „und Louise Pont, geb. de Levante."

Ist es möglich, rief Deuxponts, wie kam dieser Brief in Ihre Hände? — Dieser Brief der von dem wahrscheinlichen Tode, aber auch von der Geburt einer Tochter meines Großoheims zeugt? — wo ist diese Tochter? — Oder — wie ist mir, — träum' ich? — oder wär' es möglich, was sich mir aufdringt? — Euer Gnaden Geburtsnahme — du Monte, — — Sie sind die Tochter dieses Mannes! — Mei-

ne Mutter hatte indessen ihre Fassung wieder gewonnen, — sie erhob sich jetzt mit Würde und bestätigte, seine Ahnung indem sie ihm die Hand reichte.

Die Erklärungen die jetzt folgten, lösten bald jeden Zweifel. Mein Großvater war ein Bruder von dem Großvater meines Bräutigams, — Graf Antoine Deuxponts, der in den Stürmen der Revolution hatte flüchten müssen, und dem seine junge Gemahlin eine geborne Marquise de Levante mit hochherziger Treue gefolgt war. Ein alter Diener der ihn auf der Flucht begleitet, und den er um nicht verrathen zu werden, mit der Nachricht von seiner gelungenen Flucht sogleich zurück gesandt hatte, hatte nur seine Ankunft in Neufchatel melden können, von wo er erst ein Paar Monathe später, wie es scheint, nach seinem letzten Aufenthalte, dem Geburtsorte meiner Mutter, — wahrscheinlich sich nicht sicher glaubend, übersiedelt war. Die den Nahmen beygedruckten Siegel benahmen jeden Zweifel, den das, durch Klugheit und Vorsicht beschränkte Vertrauen, das mein Großvater dem Pfarrer geschenkt hatte, noch erlauben konnte.

Urtheilen Sie, meine Freundin, von dem Eindrucke den die Entdeckung hervor bringen mußte, meine Mutter sey eine geborne Gräfin Deuxponts; — die Tante meines nunmehrigen Bräutigams. Nichts ist natürlicher, als daß Eugen wünschen mußte seine Mutter nicht nur davon zu benachrichtigen, sondern sie auch durch die vorhandene schriftliche Urkunde, den Brief meines Großvaters zu überzeugen. Allein meine Mutter konnte sich nicht entschließen, ein so theures Kleinod, das einzige Andenken ihres niegekannten Vaters, und zugleich den Beweis ihres Standes, von dem sie die merkliche Erhöhung meines Glückes erwartete, noch einmahl

fremden Händen und unsichern Posten zu vertrauen. Er entschloß sich also selbst zu dieser Reise, die er so schnell als möglich zurücklegen wird; und da die Umstände es gestatteten, (denn er ist bereits seines Postens enthoben, eine Sache die in so bedrängter Zeit ihm schmerzlich ward, und die nur der Gedanke an sein bedrängtes Vaterland ihm erleichterte) so reiste er wie sie wissen, schon heute Morgens ab.

Meine gute zärtliche Mutter, ist glücklich, überglücklich das Räthsel ihrer Geburt so über alle Erwartung gelöst zu sehen. Daß ich mich so sehr, — so innig glücklich fühlte, als eine liebende Braut es nur seyn kann, wissen Sie ja, — ach es bedurfte keiner Erhöhung um zu schließen als

Ihre

überglückliche

Louise v. Seeheim.

N.S. Ich wollte Sie schon mehrmahls fragen, wie es Ihrer interessanten Schwägerin Hermine geht? — Wie geht es Ihnen, meine Freundin, und Ihren lieben Kindern? Sie sehen mein Leben ist zu bewegt, um mich die Bewegungen von außen recht fühlen zu lassen. Ich würde, da wir mehr als zwey Stunden von der Stadt in friedlicher Einsamkeit leben, und die Letztere nur selten unterbrochen wird, wie wir die Stadt nur wenig besuchen; kaum wissen was um mich vorgeht, und daß Staatsumwälzungen ganz Europa in Aufruhr setzen, wenn nicht alle Spalten der Zeitungen und Tagsblätter davon voll wären.

Hundert ein und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Hauptmannin Kolmar.

Gratz am 12. April 1848.

Meine theure Amalie!

Ihr letzter Brief gibt mir die angenehme Ueberzeugung, daß Sie mir nicht zürnen, und ich ergreife also muthig die Feder, denn heute darf ich nicht fürchten Sie zu beleidigen.

Sie wollen thätig seyn; den Müssiggang fliehen, und es ist nur das meine Aufgabe, Ihnen die vielen offenen Wege zu zeigen; über die Wahl derselben Ihnen zu rathen, und Sie zur gewünschten Thätigkeit zu ermuntern. — Sie selbst haben schon bemerkt, auf welche Art die Religion einem verwaisten, unbeschäftigten Herzen Schutz gewährt. — Sie bedürfen noch wirkliche Thätigkeit um glücklich zu seyn. Es gibt Wohlthätigkeitsvereine und Humanitäts-Anstalten genug, die Ihnen eine Wirksamkeit gestatten, wenn Sie solchen Vereinen beytreten wollen; und die Ihnen also Beschäftigung, und die Befriedigung Ihres wohlthätigen Sinnes zugleich biethen. — Ich finde es unzweckmäßig und in einzelnen Fällen tadelnswerth, wenn Frauen die in den Jahren der Wirksamkeit sind, oft Pflichten bey solchen Anstalten übernehmen, über denen sie ihre eigenen persönlichen Pflichten versäumen; — ihre Kinder und ihr Hauswesen fremden Händen überlassen, und hingehen etwas zu thun, das ihnen zum Verdienst gereichen müßte, — wenn sie nicht

Wichtigeres, die Erfüllung ihrer Pflichten, darüber versäumten. — Für Frauen von Ihren Verhältnissen dagegen, kann ich mir keine schönere Thätigkeit denken, als eine solche für das gemeine Wohl. — Aber Sie wollen vielleicht nicht bemerkt werden? — Sie wollen nur handeln, nicht glänzen! auch dieß ist möglich, und es wird Ihnen leicht seyn, einer solchen Anstalt im Stillen durch Arbeit zu nützen.

Allein Sie wünschen, dünkt mich, eine Beschäftigung die nicht nur Ihr Bewußtseyn als nützlich und edel anerkennt, sondern die auch Ihrem Herzen reiche Nahrung gibt. — Nehmen Sie eine Ziehtochter. Sie sagen von den Kosten von Ihren Verhältnissen, die Ihnen einen größeren Aufwand und größere Auslagen zu wohlthätigen Zwecken, nicht gestatten. Vielleicht läßt sich dieß vereinigen; — Sie werden dafür das Stubenmädchen entbehren können, und sich mit einer Magd behelfen, denn Sie haben ja dann Gesellschaft. Ich weiß, daß Sie arme Verwandte genug haben, um keine ganz Fremde wählen zu dürfen; — und wenn diese Mädchen, Ihrem Herzen nicht theuer genug sind, um Ihr Herz zu fesseln; — Geduld meine Amalie, — das Geschöpf das Ihre Wohlthaten an Sie fesseln, wird Ihnen mit jedem Tage theurer werden.

Also Muth, meine Freundin, es steht nur bey Ihnen nicht mehr allein unter Fremden zu stehen, wenn Sie ein Wesen mit den Banden kindlicher Liebe und Dankbarkeit an sich ziehen wollen. Scheuen Sie die damit verbundenen Sorgen, die Verantwortung nicht, — je größer die Arbeit, desto größer das Verdienst. Aber wählen Sie, auch wenn Sie ein ganz fremdes Mädchen wählen, ein solches dessen

Stand sie für eine höhere Bildung bestimmt, sonst werden sie wenig Genuß von ihrer Gesellschaft haben, oder das arme Wesen vielleicht für einen Stand bilden, für den sie nicht geboren ist. Ein solcher Mißgriff ist traurig, denn ein solches aus seiner Sphäre gerissenes, und für eine höhere gebildetes Wesen, füllt gewöhnlich seinen Platz im Leben sehr schlecht, und ist selten zufrieden und glücklich. — Wählen Sie ferner — ein mutterloses Mädchen, denn es ist noch zweifelhaft, ob die mütterliche Obhut und Leitung nicht ein größerer Gewinn für das Mädchen ist, als eine höhere Ausbildung. Ein wirklicher Schaden wäre dieser Tausch, wenn die Mutter des Mädchens, wahrhaft Mutter und Erzieherin, wenn auch in der allerbeschränktesten Lage wäre. — In diesem Falle dürfte eine Wohlhäterin um nicht Uebelthäterin zu werden, sich nur darauf beschränken, die hülflose Mutter in pecuniärer Hinsicht zu unterstützen, und ihr dadurch auch die Ausbildung der Geisteskräfte und Geschicklichkeiten ihrer Tochter möglicher zu machen.

Die Erziehung eines Mädchens ist etwas sehr Wichtiges, und würde Ihrem Leben einen gewohnten Reitz wieder geben. Sie würden thätig seyn, sorgen, denken, arbeiten, für ein Wesen das Ihnen täglich lieber würde; und doch wäre der Aufwand so gering, mit dem Sie dieß erzwecken würden, und Ihr Herz würde Ihnen so reich dafür lohnen.

Ich muß noch etwas erwähnen. Ihnen scheint es nähmlich als ob ich eine zweite Ehe nicht billigte; und vielleicht ist dieß in mancher Beziehung nicht ganz unwahr; obgleich der Fälle im Leben zu mancherley sind, als daß man darüber etwas als feste Norm bestimmen könnte. Eine Mutter mehrerer Kinder würde ich indessen fast immer nur tadeln kön-

nen, wenn sie eine zweite Ehe schlöße, da sie schon den Zweck der Ehe und ihres Lebens, erfüllt, und in der Erziehung ihrer Kinder die Vollendung ihrer Bestimmung sehen soll. — Desto natürlicher würde ich es von einer jungen Wittwe finden, die in der ersten Ehe ihren schönsten Beruf, — Mutter zu werden, nicht erreichte, — wenn sie in der Hoffnung, in der zweiten dieses Ziel zu erreichen, ein neues Bündniß schlöße, wenn überdieß ihr Herz einer abermahligen Verbindung nicht widerspräche.

Aber eine Ehe die zwecklos geschlossen wird, sollte auch lieber gar nicht geschlossen werden. Die Ehe als Sacrament hat drey Hauptzwecke; die wir beym Schluß derselben wohl bedenken sollten. Der Erste, die Erzeugung und Erziehung von Kindern, ist bey Menschen die nicht mehr in den Jugendjahren, oder schon zu sehr über diese hinaus sind, wohl nicht mehr denkbar. Der Zweite, — wechselseitige Hülfe und Unterstützung; bezeichnet sie in solchen Fällen als nöthig, wo für die Schultern des Einzelnen die Last der Geschäfte zu groß wäre, wo der Mann einer Gehülfin, die Frau eines Uebernehmers solcher Pflichten bedarf, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind. — Der dritte Hauptzweck der Ehe endlich, betrifft ihre Wichtigkeit als Schutzmittel gegen die Unsittlichkeit, denn die heil. Schrift sagt: Um der Keuschheit willen, habe jeder Mann seine Frau, und jede Frau ihren Mann."

Diejenigen die sich nicht stark genug fühlen, allein zu stehen und in andern Verhältnissen ihrem Herzen genug Nahrung zu verschaffen, thun daher wohl daran, wenn sie durch ein rechtmäßiges Bündniß Gottes Absichten entsprechen, und einer Gefahr entgehen, die sie besiegen könnte! — Wo aber keiner dieser Zwecke zum Schluß der Ehe eigentlich veranlaßt,

da scheint sie mir zwecklos; — ob Sie meine Freundin also eine Ehe schließen sollten, — vermögen nur Sie zu entscheiden, und es ziemt mir nicht Sie zu tadeln, wenn Sie es thun.

Ich glaube Ihren Brief hinlänglich beantwortet zu haben, und füge nur noch einige Worte über unsere Zeitverhältnisse hinzu. Ich sehe mit Erstaunen, daß Sie in den allgemeinen Freyheitsruf begeistert einstimmen. Doch wer bliebe jetzt zurück da alles Neue die Gemüther reitzt? — Alles steht auf macht Petitionen, will gewinnen, in der allgemeinen Unordnung, will etwas durchsetzen und ertrotzen. Gott gebe, daß die Ruhe bald wiederkehrt, daß bald wieder der Gewerbsfleiß in seine Rechte und Vortheile tritt, und die Arbeiter-Klasse Beschäftigung findet. Freylich eine so ruhige Ruhe, wird nicht wiederkehren; — das Eis ist gebrochen; bey jedem kleinen Anlaß, werden kleinere und größere Aufstände und Zusammenrottungen zu fürchten seyn, denn das Volk hat gelernt zu ertrotzen was man ihm nicht gleich gewähren will. Man sagt das Volk sey mündig geworden, ich glaube das nicht, denn es benimmt sich wie ein ungezogenes, trotziges Kind.

Die Studenten haben den Anfang gemacht, das Volk war nicht ungelehrig und ahmte sie nach. — Man jubelt, man dünkt sich groß, man glaubt diese Freyheit sich auf ruhmwürdige Art errungen zu haben, mau glaubt sie sich allein zu verdanken; — faselt von Knechtschaft in der man schmachtete, von drückenden schimpflichen Fesseln; — und vergißt — daß die Knechtschaft schon aufgehoben, die Völker emancipirt, die Fesseln gelockert wurden, ehe man da-

ran dachte sich zu befreyen. Man vergißt daß gelehrte und wissenschaftliche Vereine, Gesellschaften und Versammlungen jeder Art, — Gewerbs= und Industrie=Vereine, Eisenbahnen, Gasbeleuchtung ꝛc, in der alten Verfassung schon in's Leben traten und bestanden; — daß die Ablösung der Robothen, Zehente und Laudemien ꝛc. schon vor dem 13. März anbefohlen war, mit einem Worte, daß ein Volk das allmählich eine immer größere Freyheit aus den Händen seines Monarchen freywillig empfing, nur im blinden Wahn so bitter über drückenden, knechtenden Despotismus klagen kann. Woher dieser Undank? — hat das abgetrotzte, große kaiserliche Geschenk in den Märztagen uns gegen alle früheren, freywilligen Zugeständnisse unsers gütigen Monarchen blind gemacht? Haben wir vergessen, daß wir das nicht erst seit den Märztagen wurden, was wir sind? — und das man uns seit Jahren vorbereitet, — ich möchte sagen — gelernt hatte, frey zu seyn! — Daß wir in mancher Hinsicht längst schon frey waren, ohne es zu wissen, und daß man uns längst so freysinnig als möglich gewährt hatte, was wir nun glaubten ertrotzen zu müssen; — den Fortschritt mit dem Geiste des Jahrhunderts! — Oder war dieser Fortschritt uns nicht wirklich schon gewährt? — sind wir nicht schon fortgeschritten? — ist Oesterreich an Bildung und freysinnigen Kenntnissen so weit zurück gegen seine Nachbarländer? — Verdanken wir nicht eben diesem Fortschritte, das Gefühl — und Bedürfniß dessen, was uns noch fehlte; — den Wunsch auch frey zu seyn, durch eine freyere Verfassung!? —

Mußten wir also diese durch Rebellion erlangen, oder hätten wir nicht besser vielleicht sie nach und nach auf legalem Wege erlangen können, und reif dafür, nur ihre Segnungen empfunden, während sie jetzt in Zügellosigkeit ausartet und uns berauscht, weil wir noch nicht lernten, was zum weisen Genuße der Freyheit unentbehrlich ist, — uns selbst beherrschen! — Der 13. März dieser Tag des Triumphes von Tausenden, — ist in meinen Augen ein dunkler Schattenpunkt, ein schwarzer Flecken auf der Fahne unserer Freyheit, denn wir haben die letztere theuer bezahlt, theuer erkauft, — durch die Verletzung angestammter Treue, — und die Thränen unsers milden Herrschers! — Wie schön wäre dagegen unsere Freude, unser Triumph gewesen, wenn die Freyheit der Völker, mit Gesetz und Ordnung Hand in Hand geblieben wäre, ohne daß unsere Jünglinge, die Blüthe nnserer Zukunft, ihre Bescheidenheit, — ihre Fügsamkeit in Gesetze und bürgerliche Ordnung in einem Wirbel unzeitiger, selbsterrungener Freyheit verlieren mußten!

Unser Blick in die Zukunft muß sich trüben, bey dem Blick auf unsere studierende Jugend. — War übertriebene Bescheidenheit und Schüchternheit bisher ein Fehler unserer Jugend? — Ich glaube kaum; — aber was werden wir von Jünglingen erwarten dürfen, die den Scepter führen, von einer regierenden Jugend? — Wird der junge Mann, der aus den Studien in das Leben tritt, die Zügel der Herrschaft, bereitwillig niederlegen, die das Studententhum in seine Hände legte? — Wird er sie nicht in's Leben mit hinüber nehmen wollen? — Wird er je ein bescheidener Mensch, ein gehorsamer, treuer Staatsbür-

ger werden? — Wird er je ein Gesetz anerkennen wollen, das er nicht selbst gegeben?

O Ihr Jünglinge! unsere Hoffnung, und die einer künftigen Generation! — werdet Ihr, könnt' Ihr das noch werden, was wir mit froher Zuversicht von Euch erwarteten? — die Stützen und Vorbilder unserer Kinder! — Wird über regellosen Freyheitsstürmen, nicht Euer besseres Selbst zu Schaden kommen? und seyd Ihr endlich mit dem besten Willen, auch fähig stets das Rechte zu erwählen? — Muß nicht den Feuergeist — Erfahrung zügeln, wenn seine Bahn zum Guten führen soll?

Mein Herz ist voll, es würde mich zu weit führen, wenn ich mehr sagen wollte! — Mit Herzlichkeit

Ihre

unveränderliche Freundin

Sophie v. S**

Hundert zwey und achtzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**.

*bey Salzburg am 13. April 1848.

Ich eile an Dein Herz Du treue Schwesterseele, denn ich habe Dir ja so viel zu sagen, und bin Deiner Theilnahme gewiß. So war meine Ahnung nicht umsonst, es war kein leeres Fantom das mich täuschte, indem es mir den Nahmen Deuxponts an den Ursprung meiner Tage gekettet zeigte. Ich weiß jetzt warum dieser Nahme mir heilig ist, warum Erinnerungen durch ihn wach gerufen wurden, die ein hal-

des Jahrhundert in meinem Gedächtnisse geschlummert hatten, ohne ganz daraus zu schwinden.

So höre denn Du Freundin meiner Seele, der Brief meines Vaters, dieß theure, einzige Vermächtniß meines niegekannten Vaters, ist seit 8. d. M. in meinen Händen! — Doch nein, jetzt ist es nicht in meinen Händen, es ist in denen meines künftigen Schwiegersohnes — meines Neffen, dem ich dieß Kleinod anvertraute, und der auf den Flügeln der Liebe und Hoffnung, damit nach Paris eilt, um die Beweise meiner Geburt seiner Mutter mitzutheilen. Du wirst es errathen haben; — nicht meine Mutter, — ich war eine Deuxponts. Mein Vater war der jüngere Bruder, von dem Grosvater des Bräutigams meiner Louise, Graf Antoine Deuxponts, meine Mutter eine geb. Marquise de Levante. In den Zeiten der französischen Revolution, aus seinem Vaterlande flüchtig geworden, hatte er dort sich zu verbergen gesucht, und seinen, durch eine Schußwunde herbeygeführten, frühen Tod, dort gefunden. Das Geheimniß seines Standes hatte er nur einem Briefe an den Pfarrer anvertraut, dessen räthselhafter Inhalt vielleicht unerklärt geblieben wäre, wenn nicht die beygedruckten Wappen das Räthsel gelöst hätten. — Meine gute Mutter, die es wie sich leicht schließen läßt, bey den damahls immer weiter in das Innere der Schweitz vordringenden Unruhen, noch nicht wagen konnte ihren Stand zu entdecken, oder nach Frankreich zurückzukehren, hatte mir wahrscheinlich in einem Vorgefühl ihres nahen Todes, den Nahmen Deuxponts einprägen wollen, um die Entdeckung meines Standes zu erleichtern; sie hatte eben so wahrscheinlich, Nachrichten von meiner Geburt und ihrem Aufenthalte, an ihre oder ihres Gatten Familie

geschrieben, die ihr Ziel nicht erreichten, da die herrschenden Unruhen dieß beynahe unmöglich machten, und war so in der Hoffnung, ich würde bald von den Angehörigen denen sie schrieb, aufgesucht und gefunden werden, von dem Tode ereilt worden.

O warum führte nicht früher ein glücklicher Zufall diese Entdeckung meines Standes herbey? — warum nicht noch bey dem Leben meines unvergeßlichen Gemahls? — Wie manche trübe Stunden hätte es ihm, hätte es uns erspart, zu wissen, daß ich ihm ebenbürtig sey! Meine Freude ist kleiner da er sie nicht mehr theilt, nicht mehr die Früchte mitgenießt; — ja auch die Freude über die Verbindung meiner Tochter, — wie unendlich erhöh't wäre sie, durch die Theilnahme und Freude des zärtlichen Vaters!?

Zu dem Vermählungsfeste meiner Louise, wage ich es nicht Dich zu laden, da die Entfernung zu groß, und Deine Gesundheit für eine solche Reise nicht geeignet ist; — auch meinen lieben Neffen, Deinen Sohn Carl, darf ich bey den waltenden Unruhen kaum dazu laden; dagegen werde ich Dich wahrscheinlich künftigen Herbst auf Deinen Gütern oder in Pesth besuchen, und von dort nach Wien gehen, wo ich den Winter in Alberts Nähe zubringen will, da meine Louise mich verläßt. — Mein Ferdinand ist mit seinem Regimente nach Italien; — mein Mutterherz fühlt dieß; — aber darf ich murren? — Darf die Mutter eines Soldaten, über die Loosung „Krieg" erschrecken; — wenn sie es auch tief empfindet, — daß Verrath ihren Sohn zu den Waffen rief!? — Wo wäre ein vollkommenes Glück, ein Glück ohne Wunsch, auf dieser Welt!

Noch etwas muß ich Dir mittheilen, das mich sehr ergriffen hat, und das mir unmöglich gleichgültig seyn kann. Du wirst Dich vielleicht einer Frau v. S**. erinnern, von der Louise Dir vor Einem, oder anderthalb Jahren schrieb, daß sie ihre Freundin sey, und deren Bruder der Gatte Deiner Clara ward. Solltest Du glauben, daß ich erst jetzt erfuhr, welchen innigen Antheil diese Frau an der Erziehung und Charakterbildung Louisens seit beynahe zwey Jahren nahm? — Der Inhalt meines letzten Schreibens, wird Dir noch nicht so ganz entfallen seyn, daß Du nicht Dich meines Staunens und meiner Verwunderung über Louisens so vortheilhaft und ohne meine Zuthun entfalteten Charakter entsinnen solltest. Etwas Aehnliches äußerte ich gestern gegen Louisen selbst, im Uebermaße mütterlicher Zärtlichkeit.

Allein ihre Dankbarkeit gegen diese seltene Freundin, klärte mich über die Wichtigkeit eines Briefwechsels auf, den ich zu unbedeutend gehalten hatte, um jemahls weiter nach seinem Inhalte zu forschen. Ich hatte diese Frau, an die sich Louise mit aller Kraft ihres Gemüthes anschloß, nur einige Mahle, und immer in Gesellschaft mehrerer und älterer Frauen, die mich in Anspruch nahmen, gesehen, ich hatte sie also, da unser Aufenthalt in Gratz sehr kurz war, nur wenig beachtet, aber meiner Tochter auf ihre Bitte gern einen Briefwechsel mit ihr gestattet, weil nach meinem flüchtigen Urtheil, — diese Frau, und also auch ein Briefwechsel mit ihr, mir unschädlich schien; aber ich hatte nie daran gedacht, daß der Umgang mit ihr, für meine Tochter von so wichtigen Folgen seyn und werden könnte!

Ich hatte nie verlangt diese Briefe zu sehen, weil ich Vertrauen genug in meine Tochter setzte, um zu glauben,

daß ich das Glück eines vertraulich freundschaftlichen Briefwechsels, ihr ohne Nachtheil gönnen dürfe, und weil ich wußte, daß die Ungezwungenheit und Vertraulichkeit zweyer Freundinen, durch den prüfenden Blick eines Dritten unsanft gestört und zurückgescheucht wird. Desto mehr war ich jetzt überrascht, durch den unerwartet ernsten Inhalt dieser Briefe, die nicht in Freundschaftsversicherungen und Tändeleyen sich erschöpfen; nicht von Modegegenständen und Alltagsereignissen handeln, — nein, die den weiblichen Beruf, in seiner ganzen Ausdehnung und Größe, zum Gegenstande haben; die von Nachdenken und richtiger Auffassung nicht nur zeigen, sondern dazu auch auffordern. Ich muß bekennen, daß ich darin manches las, an das ich nie gedacht hatte, und das ich doch nicht widersprechen möchte. — Ich mußte mir gestehen, daß ich in der Erziehung meiner Tochter Vieles versäumt, daß aber diese Fremde manches Versäumte wieder gut gemacht hatte. Ich war eben so überrascht von dem innigen Vertrauen, das diese Frau meiner Tochter geschenkt, als von dem, das diese Letztere, allem Anscheine nach, ihr geschenkt hatte. — Ich war im ersten Augenblicke unschlüßig, ob ich diese Frau, die in meine Mutterrechte und Mutterpflichten so mächtig eingegriffen, — tadeln, ob ich sie beneiden, ob ich dem Gefühl von Eifersucht, das in meiner Brust sich regte, folgen, und sie hassen sollte; oder ob ich sie segnen, ihr die unberufene Mitwirkung an Louisens Ausbildung danken, und diese edle Freundschaft durch die dankende Anerkennung meines ausgesprochenen Muttergefühles lohnen solle.

Endlich siegte das bessere Gefühl in mir; ich sagte mir daß sie ja meine Rechte nicht beschränkt, daß sie nur die

Rechte der Freundschaft auf die edelste Art benützt hatte; und daß es meine Schuld war, wenn ihr an Louisen etwas zu ändern uud zu bessern geblieben war. Ich mußte mir gestehen, daß sie zwar meiner Tochter Liebe in hohem Grade besaß; daß sie diese Liebe aber verdiente und erwiederte; während ich die Liebe meiner Tochter nie gesucht, und viel zu wenig erwiedert hatte, um ihren glühenden Herzen zu genügen. — Dieser Vorwurf ward lebhaft in mir, und ich empfand nicht ohne Beschämung, daß ich erst angefangen hatte ihre Liebe zu suchen und zu erwiedern, als sie durch tadellose Liebenswürdigkeit und Selbstüberwindung, die Liebe Aller verdiente, daß ich ihr also nur gewährte, was jeder Fremde ihr gewähren mußte; — Anerkennung ihrer Liebenswürdigkeit! — Aber sey es doch, daß ich fehlte, ich suche ihn vor Dir nicht zu bemänteln diesen Fehler, — ich will dieser Frau v. S**. das Glück gönnen, sich im Bewußtseyn Eines glücklichen Erfolges, Muth für einen ausgedehntern Wirkungskreis zu sammeln, aber mir kann diese Frau nicht mehr fremd bleiben, und ich werde ihr zu beweisen suchen, daß ich Gefühl für Mutterpflicht habe, und gewiß eben so sehr des Dankes als des Stolzes fähig sey; — ich will ihr schreiben, und ihre Freundschaft suchen.

Ich danke Dir für Deinen lieben Brief v. 16. v. M., *) den schönen Beweis Deiner Theilnahme an der Erfüllung meines liebsten Wunsches. Ich weiß, daß ich diesen Dank zuerst hätte aussprechen sollen, aber mein Herz war zu voll, und ich kannte Deine nachsichtige Liebe zu gut, um nicht zuerst mein volles Herz zu erleichtern.

---

*) Er ist nicht da.

Der heurige Frühling war, und ist noch jetzt sehr stürmisch; — kann ein heiterer Sommer auf solche Stürme folgen? Man beginnt jetzt auch hier deutsche Fahnen aufzupflanzen; wie sie in Wien und vielen andern Städten schon längst als Einheitszeichen flattern sollen. — Einheit, — wird es dazu kommen daß wieder Einheit herrsche, — und wird nicht Oesterreich vielleicht in diesem Streben nach Einkeit zersplittern? — Wir werden mit Deutschland einig, und unter uns selbst uneins seyn! — Wenn jede einzelne Provinz sich auf sich selbst beschränken, wenn der Deutsche keinen Czechen, der Slave, der Italiener, der Ungar ɩc. keinen Deutschen dulden will, wo bleibt die bisherige Einheit und Verbrüderung? Ist dieß nicht vielmehr der Weg Oestreichs Zerwürfniß herbeyzuführen? —

Lebe wohl, Du Gütigste Deines Geschlechtes, und bewahre ferner Deine Liebe und Freundschaft

Deiner

glücklichen Schwägerin

Antoinette v. Seeheim, geb. Deurponts.

Hundert drey und achtzigster Brief.

Frau Henriette v. S** an Frau v. S**.

**heim am 16. April 1848.

Gute Schwägerin Sophie!

Eben so unvermuthet es mir war, Dich im Fasching zu sehen, eben so wenig hätte ich gedacht, daß ich in der

Marktzeit nicht würde nach Gratz kommen können. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!

Mein Franz hatte jetzt, wahrscheinlich noch als Folge der Masern, einen starken krampfartigen Husten, von dem er wohl so ziemlich wieder hergestellt ist, aber ich getraue mich nicht fort, denn er muß noch sehr gehüthet werden. Jetzt nahm wohl das Kranksein bey uns gar kein Ende, denn nachdem früher wie Du durch meinen Mann hörtest, Friedrike und Franz die Masern (Rötheln) hatten, hatten zuletzt noch beyde Mädchen den Scharlach. Der Verlauf beyder Krankheiten war im Ganzen genommen günstig. Der Ausschlag zeigte sich jedesmahl nach einigen Tagen, und trat bey gehöriger Vorsicht und Warmhalten, stark und unaufgehalten hervor. Franz war dabey am frischesten, und wollte nicht im Bette bleiben, und da er wenig Fieber hatte, so glaubte ich, und selbst der Arzt, seinem Wunsche nach Freyheit nachgeben und ihm das Herumgehen im Zimmer gestatten zu dürfen. Allein ich halte dennoch seinen starken und dauernden Husten, für eine Folge dieser Nachsicht. Ich bin ordentlich froh, daß diese Krankheiten, die man Kinderkrankheiten nennt, weil sie gewöhnlich in diesen Alter erscheinen, nun bey fast allen meinen Kindern überstanden sind; denn es ist wohl gewiß, daß man immer fürchten muß, so lange ein Kind sie noch nicht hatte, weil im reiferen Alter ihr Auftreten viel heftiger, und durchgehends gefährlicher ist. Und wie traurig ist es nicht, wenn eine Mutter sich von dem Krankenbette ihrer Kinder entfernt halten muß, weil sie diese Krankheiten nicht hatte, und also Ansteckung fürchtet! — Ich finde es daher keineswegs zweckmässig, wenn Aeltern die Gelegenheit diese Krankheiten durch

Ansteckung bey ihren Kindern ausbrechen zu sehen, gar so ängstlich meiden.

Natürlich sind die Mädchen jetzt, nachdem sie den Scharlach überstanden, durch sechs Wochen sehr sorgfältig vor der Luft zu hüten, und ich habe also eben so lange Hausarrest, und getraue mich nicht fort. Freylich ist Minna schon selbst so klug zu folgen, aber die lebhafte Friedrike muß ich immerwährend hüthen, und würde mir's nicht vergeben, wenn sie durch meinen Mangel an Wachsamkeit eine Wassersucht bekäme.

Minna denkt noch immer mit Vergnügen an den Ball, den ersten den sie in ihrem Gedächtnisse bewahren wird, und der ihr recht wichtig und interessant war; — das heißt, der erste wirkliche Ball, wie sie sagt; denn das Bischen Tanzprobe, das sie früher schon öfter recht gut unterhalten hatte, blieb ja gar zu weit hinter diesem zurück. Dort hatte sie nur mit den F**'schen und Z**'schen Kindern, allenfalls noch mit ihren Vetterchen und Geschwisterchen getanzt, auf dem eleganten Hausballe in der Stadt, hatte sie dagegen mit fremden Herren getanzt, und noch dazu recht viel. Wie froh war sie, daß ich sie heuer hatte wiederhohlen lassen, denn sie hätte sonst nicht gewagt, eine Quadrille zu tanzen. Das arme Kind war ohnehin im Anfange gar schüchtern, wagte kaum die Augen aufzuschlagen, und getraute sich kaum fröhlich zu seyn; aber nach und nach ward sie muthiger, und ihr rosiges, vom Tanz geröthetes Gesichtchen strahlte die seligste, kindlichste Freude. Ich bin doch froh, daß sie dieses Vergnügen nicht früher kennen lernte; denn wenn sie auch ganz anfangs durch ihre Schüchternheit etwas linkisch erschien, so war mir doch, — wenn ich als Mutter es sagen darf, als sie wärmer wurde,

sie in ihrer kindlichen Fröhlichkeit lieber, als manche andere Mädchen ihres Alters, die sich gleich anfangs freymüthig benahmen, und troß ihrer Jugend bereits vollendete Koketten waren. Minna lernte jetzt ein ganz neues Vergnügen kennen, und es wird ihr nicht einfallen, auch noch nebstbey Eroberungen zu machen, während andere Mädchen ihres Alters, die schon mit 6, 8 und 10 Jahren dieß Vergnügen kennen lernten und auf alle Bälle kamen, schon keinen Reitz mehr am Tanzen allein finden, und das Vergnügen eines Balles in den Eroberungen suchen, die sie etwa machen würden.

Ist es nicht eines der größten Verderben unserer Zeit, daß man die Kindheit so sehr abkürzt, daß man kaum das Nöthigste zur Bildung des Verstandes und der Talente thut, aber den jungen Geschöpfen nicht mehr Zeit läßt, ihren Charakter zu bilden, sondern schon früher Triebe und Neigungen in ihnen weckt, die der Entwicklung desselben hinderlich sind! — Unsere Kritiker und Theaterrecensenten schrieben vor einiger Zeit viel darüber, daß Opern, Theater und Conzerte nicht gehörig eingeübt und studirt, und gleichsam vor dem Publikum erst Probe gemacht würde. Ich glaube man könnte dieß von der Erziehung ebenfalls sagen, denn man macht auch mit den Kindern vor dem Publikum Probe, führt sie in die Welt ein, und läßt sie eine Rolle spielen, ehe sie noch irgend einer Rolle gewachsen sind. —

Wie wohl that es mir jetzt bey der Krankheit meiner Kinder, daß ich Nanetten hatte, die sich recht thätig um alles annahm, und es mir dadurch möglich machte die Kinder großentheils selbst zu pflegen. Ich bin Dir für Deinen Rath hinsichtlich ihrer sehr verpflichtet, denn ich befolgte ihn treu, und habe seitdem Frieden im Hause, und Nanette ist wieder

ganz in ihren Schranken. Ich fühlte es wohl recht, daß der Beyfall und das Vertrauen des Gatten, die Ehre der Frau ausmacht, als wir diesen Fasching mit Minna in die Stadt zum Balle fuhren. — Ich äußerte mich damahls, daß es mir nicht lieb sey, über Nacht ansbleiben zu müssen, und bath Nanetten nur recht auf alles zu achten, worauf sie mir mit Zuversicht erwiederte, ich möge deßhalb nur getrost acht Tage ausbleiben, es werde alles in der Ordnung gehen, so lange s i e da sey. Mein Mann entgegnete ihr hier etwas ironisch, er sey überzeugt, daß es keine treue Beschliesserin gäbe als sie, indessen sey doch die G e g e n w a r t der Hausfrau so lange nöthig, als man seine Augen und Ohren nicht nach Belieben zurücklassen könne, denn wenn auch nichs versäumt würde, so sey schon d a s Versäumniß, wenn die Hausfrau nicht alles wisse was vorgeht. — Nanette ward feuerroth, und versicherte nun, die Hausfrau ersetzen könne sie wohl nicht, aber was an ihr sey, werde sie thun, um unser Vertrauen zu rechtfertigen.

Ich muß sagen, mir ist immer ordentlich bange, wenn ich vom Hause fort muß, und ich begreife nicht, wie andere Frauen, die doch auch Hausfrauen und Mütter sind, solche öftere und freywillige Abwesenheiten, deren Zweck gewöhnlich nur Unterhaltung ist, möglich finden und entschuldigen können. Wie mögen doch Frauen die in das reifere Alter treten, die einen Mann und ein Häuflein Kinder haben, nicht im Kreise ihrer Familien A l l e s finden? — Mir ist nichts räthselhafter als diese Zerstreuungssucht, und dieses Haschen nach Vergnügungen, um deretwillen man oft Hauswesen und Kinder tagelang fremden Händen überläßt, und am Ende doch mit leerem Herzen unbefriedigt zurückkehrt, weil man

sich gestehen muß, daß man während des Theaters, das wichtigere und nähere Schauspiel in der Kinderstube, während der Gesellschaft und des Balles wenigstens den Schlaf versäumte, der für das kommende Tagewerk Stärkung bringen sollte.

Ich freue mich, Dich recht bald einmahl mit Deinen Kindern bey mir zu sehen, da Du doch endlich gesund bist, und bin mit Liebe

Deine

Schwägerin Henriette.

N. S. Die für mich besorgten Sachen bitte ich Dich mir nächstens zu schicken, vielleicht schreibst Du mir ein Paar Zeilen oder Du machst mir zu wissen wann ich Dich sehen werde. — Das Landvolk ist ziemlich ruhig, nur arbeiten wollen sie nicht; wir sind in größter Verlegenheit da so viel zu thun wäre und kein Unterthan Robothen will. Wir Herrschaftsbesitzer sind jetzt übel berathen, denn von Ablösung wollen sie doch auch nichts wissen, und man hetzt sie überdieß von allen Seiten auf; man weiß also nicht wo Leute hernehmen, und es wird wahrscheinlich ein beträchtlicher Theil deßhalb brach liegen müssen.

Adieu.

Hundert vier und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Henriette v. S**.

Gratz am 17. April 1848.

So eben brachte mir Dein Bothe das liebe Schreiben von gestern, für das ich Dir danke, ich werde sogleich die bereit liegenden Sachen zusammenpacken und das Päckchen ihm mitgeben, wenn er in ein Paar Stunden wieder heimgeht. Indessen habe ich Zeit Dir ein Paar Zeilen zu schreiben, und ich will es thun.

Ich bedaure Euch recht herzlich, um der Fatalitäten willen die ihr mit den Bauern habt, nur Schade daß diese Robothstreitigkeiten sich, allem Anscheine nach, so bald nicht werden beylegen lassen, und daß darüber ein Jahr verloren geht, in dem wohl vieler Grund nicht wird bebaut werden, denn gewiß geht es mehr Gutsbesitzern so wie Euch. Man hört ja daß sie nirgends robothen wollen. Ließe sich denn dieser Uebelstand nicht vermeiden, und auf eine gütliche Art die Sache bald ausgleichen? — Gestern war ein Bauer von St** da, um Interessen zu bezahlen, da er einige hundert Gulden von meinem Manne hat; — was war natürlicher, als daß er auf meine Frage um sein und der Seinigen Ergehen, von den politischen Neuigkeiten zu reden anfing. — Er schüttelte bedenklich den Kopf, und meinte es werde wohl bey der ganzen Geschichte nichts Gutes herauskommen, denn es ginge gar zu bunt und toll zu, und was die Leute jetzt trieben, das wäre gerade als ob sie närrisch wären.

Seine schlichte Ansicht, und naive Aeußerung gefiel mir; ich setzte das Gespräch mit ihm fort, und erfuhr bald, daß es ihm leid sey, daß nicht mehr der Kaiser, sondern die Studenten regieren sollten. Ich berichtigte diesen letzteren Irrthum so gut ich konnte, gestand ihm aber zu, daß er recht habe, und daß es besser wäre der Kaiser regierte allein, weil die Sprichwörter nicht umsonst sagen: „viel Köpfe, viel Sinn," und „und viele Köche versalzen die Suppe." — Er wurde nun ganz treuherzig, und sprach von den Robothen, Zehenten, Laudemien ꝛc., daß es gut sey, daß sie einmahl aufhörten, weil der Bauer damit geschunden war, und weil es eine Ungerechtigkeit von den Herrschaften gewesen sey, die das Geld eingestrichen hätten. Ich sagte ihm hier, daß es für den Bauer wohl schwer, aber von der Herrschaft keine Ungerechtigkeit war; indem jeder Grundbesitzer beym Kaufe seines Grundes recht gut gewußt, welche Lasten darauf ruhten, und sich dazu verpflichtet hatte; während die Herrschaft aus diesen Giebigkeiten, zu deren Erhebung sie berechtigt war, den größten Theil des zur Deckung der Kosten nöthigen Ertrages habe ziehen müssen.

Dieß führte zu einem weiteren Gespräch über die Ablösung dieser Feudallasten, dessen Inhalt ich Dir in Kürze mittheilen will, und das mir sehr interessant war, weil es mir zeigte, daß es nur Ueberzeugung und faßliche Belehrunn des Unterthanen, und bereitwilliges, nachgiebiges Entgegenkommen der Herrschaft bedürfte, um diese Sache ohne Streit und Unruhe auszugleichen. — Der Bauer oder Keuschler hat im allgemeinen den Begriff, die Aufhebung der genannten Lasten sey zwar gut, aber eine Ablösung durch Geld könne man nicht verlangen, und sie sey auch für ihn zu

schwer und würde ihn noch mehr drücken, „denn wo solle er das Geld hernehmen?" — Ich rieth ihm die Ablösungssumme auf den Grund intabuliren zu lassen. — „Aber wo die Interessen hernehmen? — und wenn ich's verkaufe so muß ich's ja doch zahlen, oder um das wohlfeiler geben." — „Kein's von Beyden, ihr verliert nichts, denn der Grund ist um das mehr werth." — Das muß der Bauer einsehen; er ist also nur mehr um die Interessen bange, weil ihm doch der Grund nichts mehr tragen kann, als früher. — „Aber der Herrschaft trägt die Herrschaft jetzt auch nicht so viel, denn sie bekommt keinen Zehent und keine Robothen." — Das sieht er auch ein, und zuckt die Achseln dazu. — „Aber seht Leute, das ließe sich ja machen, daß Euch geholfen wäre, und der Herrschaft auch; — das ganze Jahr so viele Dienstleute halten um zur Arbeitszeit alles mit eigenen Leuten zu richten, das geht doch nicht, das käme viel zu hoch; dagegen habt ihr auf Eurem Grunde nicht immer Arbeit, oder ihr erspart einen Knecht wohl gar auch ein Pferd, wenn Ihr nicht zu robothen braucht, im letzten Falle könnt Ihr von der Ersparniß leicht die Interessen zahlen, und nach und nach in kleinen Raten auch das Kapital, im erstern bleibt Euch und Euren Leuten Zeit genug, um dem Inhaber, wenn er Leute braucht, gegen billigen Lohn zu helfen. Das könnt' Ihr zusammenlegen oder auf Rechnung schreiben lassen, und es wird am Ende mehr betragen als die Interessen vom Ablösungskapital; so wäre beyden geholfen, denn Ihr Grundbesitzer müßt nur Einer dem Andern an die Hand gehen und aushelfen."

Dieser Vorschlag war so ganz nach seinem Sinne, daß er mir beyfällig zulächelte und zunickte, meine Hand ergriff

und schüttelte, und meinte, wenn's einem nur wer erklären thäte der's verstünde, so sehe man's wohl, wie das Ding zu machen sey. — Ich hätte ihm gern gesagt: „lieber Mann, ich versteh' die Sache eigentlich nicht, es ist nur so meine Meinung; — aber ich wollte ihn in seinem Vertrauen nicht irre machen, und ließ ihn also dabey, weil er so vergnügt darüber war. — Ein freundliches Vernehmen zwischen Herrschaft und Unterthan, ist wohl, glaube ich, die Hauptsache, und dieß wird durch die Aufhebung der herrschaftlichen und Errichtung von kaiserlichen Bezirksgerichten eine starke Stütze bekommen; besonders wenn man bey den letzteren praktische Männer anstellt, die mit dem Landmann umzugehen wissen, und nicht junge oder alte Modeherrchen, die von Landwirthschaft und Bauernzuständen nicht den mindesten Begriff haben, und zu denen der Bauern also auch kein Vertrauen faßt. — Freylich wird immer noch der Gutsbesitzer zu Schaden kommen, und der Staat etwas thun müssen, aber doch wäre die möglichste Annäherung und Ausgleichung auf diesem Weg der Güte zu erzwecken.

Lebe wohl, vielleicht daß künftigen Monath meine Gesundheit und die Witterung mir einen Besuch bey Euch erlauben, bis dahin bin ich wie immer

Deine

Dich liebende Schwägerin

Sophie v. S**.

Hundert fünf und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 19. April 1848.

Jeder Ihrer Briefe, meine theure Freundin, enthält irgend etwas Interessantes für mich. Auch Ihr letzter wieder die Entwöhnung Ihres Adolf.

Die Erzählung des Ereignisses das sich nach dem früheren an jenem Abende anschloß, überraschte mich sehr, und ich danke Ihnen zugleich für die Schilderung des geselligen Lebens in Triest, die mich sehr unterhielt. Wer hätte gedacht, daß Graf C**. ohne es zu wissen, noch einmahl Ihr Haus betreten sollte; und wie sehr pries ich mit Ihnen den Zufall der Sie damahls aus der Gesellschaft entfernte, da dadurch ein Wiedersehen vermieden wurde, das, wenn auch nicht gefährlich, aber doch unangenehm für Beyde hätte werden können. Wie sehr willkommen und beruhigend Ihre zufällige Entfernung auch für Ihren Herrn Gemahl seyn mußte, kann ich mir erklären! — da ich weis, daß er zwar nicht mißtrauisch gegen Sie, aber doch sehr lebhaft eifersüchtig ist. Daß aber der Graf sich so benahm, war edel und klug.

Die Betrachtung über Ihre Lage, zu der dieß Ereigniß Sie führt, gibt eine so schöne Ueberzeugung von der Wahrheit Ihres Glückes, daß man sie nicht ohne Vergnügen lesen kann. Sie erklären sich schon früher an einer Stelle dieses Briefes, für den verantwortlichen Minister Ihres Gemahls; — wissen Sie auch, daß dieß nicht constitutionell

ist? — es ist recht eigentlich monarchisch, aber es ist so, wie es in der Natur begründet ist; wir sehen in der Natur, durch das eheliche Verhältniß, das monarchische System begründet, was Wunder wenn wir Frauen uns dafür erklären? — denn wir wären schlecht damit zufrieden, und es würde zu regellosen Unordnungen führen, wenn wir unsern Untergebenen verantwortlich seyn sollten, wenn jeder Befehl, jede Anordnung in unserm Hauswesen, uns von einem Kinde, einem Diener, einer Magd, — widersprochen werden, und umgestossen werden dürfte.

Doch nun zu Ihren Adolf, den Sie recht mütterlich gesonnen sind, selbst zu pflegen. Die Gehschule, die man Ihnen angerathen hat, ist eben so bequem als zweckmässig; außerdem muß man nur noch das Kind unter beyden Armen führend, im Gehen üben, wenn es groß genug ist, und seine Füßchen die gehörige Festigkeit haben. Mein Ernestinchen macht bisher noch nicht die geringste Anstalt ihre Füßchen zu gebrauchen, und vereitelt jeden Versuch sie stehen zu lassen, durch ein hüpfendes Aufziehen derselben. Freylich ist ihr Bau sehr zart, obgleich sie fett ist, aber sie wird doch nun in einigen Tagen ein Jahr alt. Auch Zähnchen hat sie noch keines, es tritt also überhaupt die Knochenbildung später bey ihr ein, da dieß in Verbindung scheint, denn Kinder die ihre Zähne früh bekommen, sind immer früher auf den Beinen als solche die sie spät bekommen. Dagegen hat das arme Kind einen heftigen Husten, der ihr zwar zu meiner Beruhigung ihr frisches blühendes Aussehen nicht nimmt, und den ich wohl durch fortwährende Anwendung von dem Anfeuchtendsten was es gibt, von Gerstenschleim mit Kandiszucker versüßt, und anderen gewöhnlichen Mittel, so ziemlich zu lo-

ckern im Stande war, der aber schon Monathe lang dauert, und meines Erachtens längst gut seyn müßte, wenn er nicht mit dem Zahngeschäfte in Verbindung, seinen Reitz im Blut fände. Ein gelindes Abführmittel that ebenfalls erleichternde Wirkung.

Das Verwöhnen unserer Kinder durch die Mägde, ist etwas so Unvermeidliches, daß wir uns nie ganz sicher davor halten dürfen. Schon die Rücksicht die wir gegen eine Kindermagd nehmen müssen, mit der wir übrigens zufrieden sind, veranlaßt uns oft zu schweigen, wenn wir auch etwas bemerken das uns nicht lieb ist, oder eine Sache nur sanft und schonend zu bereden, die wir gern recht streng rügen würden. Daß Ihr Adolf etwas unruhig ist, und aus seiner Ordnung kommt, ist wohl im Grunde durch seine Entwöhnung sehr leicht zu erklären; daß ihm aber dabey und deßhalb, etwas angewöhnt werde, das nicht seyn soll, ist nicht gut, und wird sich auch vermeiden lassen, wenn Sie den kleinen Schelm nur wieder selbst werden niederlegen können.

Die Dienstleute wissen selten selbst ein richtiges Maß hierbey zu treffen, und das Kind ist also ein Spielball ihrer guten oder üblen Laune. Sind sie verdrossen und mißmuthig so muß das Kind einschlafen, und wird gescholten wenn es nicht den Augenblick einschläft. Sind sie aber guter Laune, so singen sie Stunden lang dem Kinde vor, ohne müde zu werden, und das Kind kommt doch nicht eher zum Schlaf, als bis man es ihnen wegnimmt, und selbst niederlegt. — Warum? — Weil sie dem Kinde wohl vorsingen, aber es nicht einschläfern. Wenn sie lustig sind, singen sie dem Kinde mit lauter Stimme, alle möglichen Liedchen und Tanzweisen vor, wodurch das Kind nothwendig aus dem Schlafe

kommen muß; statt durch ein einfaches, mit leiser Stim-gesungenes Hirten- oder Schlummerlied, es in Schlaf zu lullen.

Nun noch etwas über das Strafen der Kinder. Das erste Erforderniß ist die Ruhe des Strafenden. Es ist natürlich, daß eine Mutter die ihr Kind strafen muß, es empfinden wird; aber sie muß gefaßt, weder übellaunig, noch weniger aufgebracht seyn, sonst ist es besser, sie straft ihr Kind gar nicht, denn die Strafe wird dann keine, wenigstens nicht die rechte Wirkung haben. Manche Aeltern ziehen das Strafen mit der Ruthe, natürlich bey etwas größeren wenigstens über ein Jahr alten Kindern, dem Schlagen mit der Hand vor. Allein ich finde, daß nichts wirksamer seyn kann. als ein Paar Klopfer mit der Hand, gerade auf das Sitzfleisch, wo es dem Kinde auch durchaus keinen Schaden thun kann, und wo man an dem Gefühl das man selbst in der Hand hat, den Schmerz den man verursacht genau bemessen kann, während dieß bey dem Strafen mit der Ruthe nie ganz möglich ist.

Freylich ist es gewiß, daß man Kinder über 5 Jahre nicht mehr wohl mit der Hand strafen kann, aber es muß auch nur eine traurige Ausnahme seyn, wenn später noch, eine körperliche Züchtigung nöthig seyn kann, da schon die Sorge für das Ehr- und Schamgefühl des Kindes, später diese Art Strafen verbiethet; die immer nur ein Nothbehelf sind, so lange das Kind nichts anderes versteht. Indessen ist es schon sehr früh möglich auf andere Strafen zu denken. Kinder von Einem und anderthalb Jahren, verstehen schon sehr gut, daß es Strafe ist in einem Winkel sitzen zu müssen, wenn man es ihnen als Strafe andeutet; sie bitten dann

sehr bald um Verzeihung, und ich glaube, daß es gut ist einem Kinde das darum bittet, die Verzeihung auch ohne weiteres zu gewähren, wenn man ihm seinen Fehler noch einmahl vorgestellt, und es für die Zukunft ermahnt hat.

Daß das Kind gegen die Hand der Mutter eine Abneigung bekomme, ist nicht zu fürchten. Das Kind fürchtet nicht das Werkzeug, es fürchtet nur den Schmerz, und selbst eine schmerzlose Strafe, wenn sein Ehrgefühl nicht mehr ganz schlummert. Es wird aber in der nächsten Viertelstunde ganz unbefangen auch mit der Ruthe spielen, mit der es geschlagen wurde, und die es zu fürchten schien, als man ihm damit drohete; und doch hat die Ruthe es nie liebkost; um wie viel weniger wird es gegen die Hand eine Abneigung fassen, die es so oft liebkoste, der es so viel Gutes dankt, und die es im Augenblick der Drohung und Strafe zwar ebenfalls fürchtet, aber nach derselben ohne Bedenken wieder liebkoset. Ich muß hier noch eine Gewohnheit erwähnen, die keineswegs gleichgültig ist. Man pflegt nähmlich den Kindern die Ruthe küßen zu lassen, mit der man sie schlug, oder auch — für die Strafe danken und die Hand küßen zu lassen. Dieß ist sehr unlogisch, denn das Kind wird dadurch zur Häucheley verleitet, da es etwas thun muß, das ihm gewiß nicht von Herzen geht. — Ich möchte meine Kinder so etwas nicht thun lassen, wohl aber dankt mein Rudolf für die Verzeihung. Er küßt mir die Hand, und er thut es von Herzen, denn er fühlt in diesem Augenblicke nur die Güte einer Mutter die ihm verzeiht, und wenn sie ihn auch strafen mußte, ihn doch so lieb hat, ihm wieder zu verzeihen. — Ich muß nähmlich noch erwähnen, daß ich mich nie des Ausdruckes bediene: Ich werde Dich stra-

fen, sondern immer ich muß Dich strafen. Das Erstere zeigt eine Art Willkührlichkeit, die der kindlichen Liebe sehr nachtheilig wird, und das Kind ist sehr in Versuchung sich über eine Strafe zu ärgern die es der Willkühr der Aeltern zuschreibt, während es mit Demuth eine Strafe empfängt, die Mama ihm geben muß, weil der Himmelvater ihr aufgetragen hat, die schlimmen Kinder zu strafen.

Das Kind erhält zugleich einen richtigen religiösen Begriff dadurch, ein Vortheil der nicht zu übersehen ist; und dieser Begriff wird allmählich durch das Bethenlernen unterstützt, mit dem man lange vor dem Sprechenlernen beginnen kann. Schon ein Kind von 15 bis 18 Monathen fängt an das Kreutzzeichen zu machen, und faltet recht fromm die Händchen, sieht nach einem Muttergottesbilde, und bethet wenn auch nicht durch Worte, im Geiste und in der Absicht.

Ich muß schließen meine theure Rosa, leben Sie wohl, ich bin mit Liebe und Hochachtung

Ihre

Sophie v. S**.

Hundert sechs und achtzigster Brief.

Julie Western an Frau v. S**.

Wien am 20. April 1848.

Ich muß Dir schon wieder schreiben, liebe Cousine, denn mein Herz ist voll, und Herminen mag ich nichts sagen, sie möchte mich sonst verrathen.

Vor einer Stunde war ich mit Victor in der Kirche, und da die Witterung günstig war, so gingen wir nicht wie sonst wohl in unsere Vorstadtpfarre, sondern in die Stadt nach St. Stephan. Ich hatte einen Platz in einem Stuhle gefunden, und er stand neben mir, aber bald wurde ich durch Neuangekommene weiter gedrängt, und war die Dritte im Stuhle, also nicht mehr neben Victor. — Die Messe hatte bereits begonnen, als ich auf der andern Seite des Hauptganges ein elegantes Fräulein bemerkte, oder vielmehr als ich bemerkte, daß ein solches sich umsah, daß sie jung und schön war, und daß sie auf einmahl sehr freundlich und auszeichnend grüßte. — Wen grüßte sie, — und wer erwiederte den Gruß sehr zuvorkommend und artig? — Meinen guten Doctor!

Aber das war noch nicht genug. Sie sah sich während der Messe noch ein Paar Mahle nach ihm um, und als die Messe kaum zu Ende war, kam das schöne Fräulein mit noch einer Freundin die ihr in den Wurf gekommen war, und die nicht minder schön war, an ihm vorbey und flüsterte ihm

zu: Sie stehen ja da, als ob sie Schildwache stehen müßten? — „Ich werde mich jetzt, erwiederte er scherzend, zu einem Schutz- und Hilfskorps engagiren lassen, da muß ich mich wohl an das Wachestehen gewöhnen.“ — Mich dünkt zu diesem Schutz- und Hilfskorps, gehörten Sie als Doctor ohnehin, lispelte die Andere. — Victor wollte etwas sagen, aber die Erste fiel ein: Versteht sich, das ist ohnehin nur eine Ausrede, um sich aus der Verlegenheit zu helfen; aber vor dem Richterstuhl der Freundschaft gelten keine Ausflüchte. Der Doctor muß seine Nachlässigkeit eingestehen!“ — „Herr nicht nur das, entgegnete Victor sehr komisch, indem er die Hand auf's Herz legte, sondern auch bereuen, und den Schaden zehnfach ersetzen!“ — Die Fräuleins lächelten sehr holdselig, und die Eine sagte noch indem sie forteilten: wenigstens e i n f a c h, heute Abends erwarten wir sie.

So schnell und leise dieß Gespräch geführt wurde, so war mir doch kein Wort entgangen, besonders da Eine der nach mir Eingetretenen den Stuhl schon wieder verlassen hatte, und ich also wieder näher war. Es ist eben nicht sehr angenehm, ein so naher Zeuge eines Rendezvous zu seyn, wie dieses war; und ich eilte nun aus der Kirche, weil ich schon im Geiste wieder ein Paar schöne Huldinen auf ihn zuschweben sah. — Unterwegs konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, wer die schönen Fräuleins wären, die mit ihm gesprochen hätten; worauf er mir ziemlich unbefangen erwiederte, die Erste sey die Tochter, die andere aber die Nichte, des Hofrathes K., in dessen Hause er sehr wohl aufgenommen sey. Er sprach dann von etwas Anderem, und ich konnte nichts mehr sagen. Er hatte noch einige Krankenbesuche zu

machen, und verließ mich also, nachdem er mich nach Hause geleitet hatte. Beym Gehen sagte er, daß er Nachmittags mich noch ein wenig sehen werde, und ich hoffte also schon, daß er die Einladung nicht annehmen werde.

Aber Sie sind heute geladen? sagte ich schüchtern. — „O das thut nichts, erwiederte er unbefangen, da gehe ich erst nach 7 Uhr hin, und es ist noch früh genug.“ — Sie gehen aber doch hin, und werden sich ohne Zweifel recht gut unterhalten? — „Das nun wohl eben nicht, meine Julie, sagte er zärtlich, aber hingehen muß ich wohl, ich würde einen großen Verdruß aufheben; denn sie erwarten mich nun, und wahrscheinlich soll ich heute maître de plaisir seyn.“

Da hörst Du es nun selbst, — er geht hin, und spielt bey andern Mädchen, und in andern Gesellschaften, wo gewiß noch mehr reitzende Mädchen da sind, denn maître de plaisir! — Was soll ich dazu sagen? — Schmollen mag ich nicht, ihm offen sagen, daß mir dieß Herzklopfen macht; — das mag ich auch nicht. — Schweigen? freylich das wird das Klügste seyn; aber — es drückt mir das Herz ab, — denn dieß arme Herz ist gepreßt wie unter einer Schraube!

Und dann sind erst noch die Patientienen! — Nein ich sage Dir, es ist nicht zum Aushalten! — Freylich wenn er verheirathet seyn wird, da wird sich die Sache wohl ändern, und man wird ihn wenigstens nicht mehr zum maître de plaisir haben wollen, aber — die Patientinen, das bleibt sich gleich, denn die Frau kann doch nun einmahl nicht mitgehen, wenn ihr Mann zu einer Kranken gehohlt wird, und wenn jene auch eine Venus wäre! — Ich finde, daß sehr viel Zutrauen dazu gehört, um dabey ruhig zu seyn.

Das sind nun einmahl die Dornen der Liebe! denn „keine Rose ohne Dornen," — am wenigsten die Rosen der Liebe! — Aber auch die Glücklichliebenden, — sind sie denn glücklich? — Die arme Hermine, (ich merkte schon längst, daß ihre Heiterkeit nicht recht aus dem Herzen kommt,) ist gemüthskrank, wie der Doctor sagt, den sie nun zu Rathe gezogen hat. Er hat ihr mehreres, — unter anderem einen Badeaufenthalt verordnet, — sie wird Dir nächstens deßhalb schreiben, denn sie hofft bey dieser Gelegenheit Dich zu sehen.

Ich muß schließen, mein geliebter Quälgeist wird gleich da seyn, und ich will noch eher siegeln, Dich küßt herzlich

Deine

durch die Liebe gequälte Cousine

Julie Western.

Hundert sieben und achtzigster Brief.

Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim.

Gratz am 25. April 1848.

Meine theure, meine innigverehrte Freundin!

Daß Maß Ihres Glückes ist voll, es ist groß genug, dieses Glück, um das Herz einer Louise ganz zu füllen! Der leichte Schatten der es noch zu trüben schien ist verschwunden, und der Horizont ihres schönen, mit allen Reitzen irdischer Glückseligkeit geschmückten Lebens, strahlt im unbewölkten Sonnenschein! — Ich fühle dieses

Glück; — o ich müßte weniger Ihre Freundin seyn, als es der Fall ist, wenn ich die Größe Ihres Glückes minder tief empfände, und wenn mein Glückwunsch minder herzlich wäre. — Allein — so innig auch die Freude ist, mit der ich's fühle, daß Sie glücklich sind, — so füllt zugleich doch Wehmuth dieses Herz!

Verzeihen Sie mir, edles, theures Wesen, daß eine Wehmuth Raum gewinnen kann, die ich mir selbst nur — Egoismus nenne; — und Sie — Sie werden mich nicht strenger richten, wenn ich den Grund der tiefen Wehmuth nenne, die Ihres Hochzeittages Nähe in mir weckt.

Wenn ich für Sie die innigste Freundschaft empfand, und verwöhnt war sie auch bey Ihnen zu finden, kann ich dieß schöne Glück in Zukunft missen, ohne ein lebhaft schmerzliches Gefühl? — Und doch steht der Genius unserer Freundschaft trauernd am Scheidewege unsers Lebens, — weil uns das Schicksal — auseinanderführt! — Sie stehen nun zu hoch für meine Freundschaft. — Als wir uns hier in Gratz durch Zufall kennen lernten, und uns verbanden, — Freundinen zu seyn; als dort der Freundschaft erste, zarte Keime in unsern Herzen zu sprossen begannen, die mächtig bald immer weiter um sich griffen, da war's die Gleichheit die uns so verband! War auch Ihr Adel eine Stufe höher, wir waren uns noch gleich genug um Freundinen zu seyn, und wenn Sie etwas mir noch näher brachte, so war's der Umstand der nicht standesmässigen Geburt Ihrer Mutter. — Wir konnten also Freundinen seyn, und wir konnten es auch nach Ihrer Vermählung mit einem ebenbürtigen Gemahl noch bleiben, — selbst wenn Sie Gräfin wurden war dieß möglich, wenn Sie sein Standpunkt nicht zu sehr erhob.

Doch unsere Stellung hat sich sehr geändert. Sie sind jetzt die Gemahlin und die Enkelin eines Grafen Deuxponts; sind die Tochter eines Freyherrn von Seeheim, dessen Adel durch keinen Flecken getrübt, aber durch Verbindung mit hohen Familien erhöht ist. Ihr Standpunkt ist jetzt der einer Dame vom höchsten Range; Ihr Wirkungskreis wird durch die Stellung Ihres hohen Gemahls bedingt, ein sehr großer seyn. Ihr edles Herz wird Sie die Freuden einer ausgebreiteten, durch keine drückenden Verhältnisse beschränkten Wohlthätigkeit empfinden lassen, und Sie an die Spitze wohlthätig und sittlich wirkender Vereine stellen. Sie werden meiner Freundschaft, lassen Sie mich dieß hoffen, nie vergessen, aber Sie werden meiner Theilnahme, meines Rathes, an der Seite eines Gemahls der Sie anbethet, in der Mitte zweyer zärtlicher Mütter nicht bedürfen. Ihr warmes Herz, Ihr reiches, tiefes Gemüth wird Mittheilung und Anklang genug in der Liebe für den edelsten Gemahl, — und einst in noch viel höhern Pflichten finden; — Ihren Geist, Ihren hohen Sinn, Ihr Streben nach Gemeinnützigkeit wird die Größe Ihres Berufes reich und würdig beschäftigen.

Dank Ihnen, theure Freundin, für das schöne, herzliche Vertrauen, das Sie bisher mir schenkten, ich werde stolz seyn auf dasselbe, und der Freundschaft mich immer freuen, durch die Sie zwey Jahre meines Lebens liebend schmückten. Nicht unser Wille ist es der uns trennt, — es ist das Schicksal, das die Wege scheidet; — den Einen in bescheidener Stille wandeln läßt, den Andern auf des Lebens Höhen ruft! — Uns trennen? — uns're Herzen sich entfremden. — das kann wohl auch des Schicksals Machtspruch nicht! — Doch seinem Willen uns gehorsam fügen, und der Nothwen-

digkeit das Opfer bringen, das sie von uns verlangt, das werden wir; — in Zukunft minder traulich, — fremder seyn! — Ich kann nicht so wie sonst, Ihr innigstes Vertrauen künftig hoffen, nicht so wie sonst, — das meine Ihnen schenken; ich darf nicht warm, mit unverhohlener Empfindung, Sie — meine theuerste Louise nennen!

Den Tag des schönen Festes will ich froh begehen, will Ihres Glückes still mich freuen, und für Ihr Wohl zum Herrn des Himmels bethen. Daß auch Sie, meine edle Freundin, mein gedenken werden, sagt mir mein Herz; — ich kann nicht umhin Ihnen ein Sonnet mitzutheilen, das der Gedanke an Ihr bevorstehendes Hochzeitfest meiner Feder entlockte. — Ich bemerke so eben Ihre theilnehmende Frage um Herminen, und ich danke Ihnen für die freundliche Erinnerung an Sie. — Sie ist glücklich, aber nicht ohne Wunsch, glücklicher zu seyn! Die Sehnsucht Mutter zu werden trübt ihr Glück, und die Furcht ihre zärtlichsten Wünsche unerfüllt bleiben zu sehen, bemeistert sich ihrer um so mehr, da mehr als ein Jahr ohne Hoffnung vorüberging. Gewiß wird ein nächstes Jahr diese Wünsche, die mein Bruder so sehnlich theilt, erfüllen! Ihre Frage um mein und meiner Kinder Befinden, erwiedere ich dankend, durch die Mittheilung, daß der wiederkehrende Frühling meine Gesundheit befestigt hat, und daß meine Kinder gesund sind und mir Freude machen.

Noch einmahl meinen Glückwunsch für Sie und Ihre edle Mutter, zu der so schönen Lösung des Räthsels ihrer ungewissen Geburt, die sie doch selbst nicht schöner wünschen konnte! — als sie zum Lohn der Muttertreue ist!

Und nun, — darf ich noch einmahl Sie so zwanglos nennen? — noch einmahl — meine theuerste Louise? —

Mein Wunsch begleitet Sie; mein Herz freut sich mit Wärme Ihres Glückes, und frohbewegt nenn' ich noch einmahl mich wie sonst

Ihre

unveränderliche Freundin

Sophie v. S**.

N. S. Ich lege das Gedicht besonders bey.

Die Braut.

Wie wenn der Morgen freundlich sich erschlossen,
Aurora mit dem heißen Phöbus spielt;
Und seiner Strahlen sengenden Geschossen,
Die Glut mit ihrem Rosenschleyer kühlt; —

Wie in der Dichterleyer zartem Spiele,
Ein Ton, mit süßerm Wohllaut wiederklingt,
Und schmeichelnder entschleyert die Gefühle;

So steht die Braut, von holdem Reitz umflossen,
Der Weiblichkeit vereintes Doppelbild;
Mit jungfräulicher Anmuth übergossen,
Mit Frauenwürde — ahnend schon erfüllt!

Zwey Wesen sind's, in Einer schönen Hülle,
Und der die Anmuth mit der Würde ringt,
Bis sie versöhnt, sich um die Schwester schlingt!

Hundert acht und achtzigster Brief.

Frau Gräfin v. C** an Frau Baronin v. Seeheim.

Pesth am 27. April 1848.

Du edle, treue Seele!

Laß' Dich an mein Herz drücken, mit der ganzen Wärme meines Schwestergefühls; Du kennst dieß Herz, das Dich mit gleicher Liebe umschloß, als Deine unbekannte Geburt Dich in einer Sphäre vereinzelte, für die Du geboren bist, und in die Dein Gemahl Dich einführte. — Nimm meinen Glückwunsch zur Eentdeckung des Geheimnisses Deiner Geburt, die Dich über manche erhebt, die sich über Dich erhoben; — wie sehr bedaure ich mit Dir, daß Dein Gemahl, mein edler Bruder diese Freude nicht mehr theilt; seine Liebe steigern konnte zwar dieß Ereigniß nicht, aber sein Stolz hätte die lohnendste Befriedigung in der Rechtmässigkeit seiner Liebe und Gleichheit seiner Wahl gefunden.

Sey mir also gegrüßt, unter welchem Nahmen es auch sey, mir bleibst Du immer dieselbe; ich hoffe Du hast mich nie zu jenen Stolzen gerechnet, die der niedern Geburt oder des niedern Standes eines nahe Verwandten oder Verschwägerten sich schämen; ich hoffe auch, Du wirst mir um so weniger die unedle Hoffarth jener zutrauen, die über die niedere Stellung ihrer Angehörigen und Blutsfreunde sich freuen, ihre eigene höhere Stellung jenen gegenüber wünschen, und deren mögliche Erhebung benei-

den. Mir, theure Gattin meines einzigen Bruders, — mir bist Du immer dieselbe, aber um Deinetwillen, um Deiner Kinder besonders um Louisens willen, freut mich diese Entdeckung, die alle Hindernisse glänzend löst. Dein Stolz von dem Du sprichst, und den ich Dir nie wegläugnen konnte, da ich im Gegentheile ihn selbst an Dir rügte, war vielleicht nur in Deiner Stellung begründet. — Das angeborne Gefühl von Größe, ließ in Deiner Brust sich um so weniger beugen, als manche äußern Verhältnisse es verletzten, und durch Hindernisse reitzten. Dein Stolz war Selbstgefühl, und ich möchte Dir fast versprechen, daß Du es jetzt minder seyn werdest, weil Du genug Rechtfertigung und Befriedigung Deines Stolzes in Dir finden wirst, um sie nicht außer Dir zu suchen, und weil keine Verletzungen von außen ihn mehr stacheln werden. Du wirst eine eben so herablassende Deuxponts seyn, als Du eine stolze Du monte warst!

Innig rührt es mich, daß diese Entdeckung gleichsam ein Lohn Deiner Mutterliebe ist. Nie hatte das Gefühl von Kränkung, das Dir manche Freude, manchen Genuß verbitterte, Dich auf den Gedanken gebracht, nähere Nachforschungen über Deine Geburt anzustellen; — es war also minder stark als Deine Mutterliebe, die sich in Möglichkeiten erschöpfte, um das Glück Louisens von einem Schatten zu befreyen, dessen empfindliche Folgen Du kanntest, — der ja auch Dein Leben getrübt hatte, und Dich zu Entdeckungen führte, die es erheitern mußten.

Sey überzeugt, daß ich nur mit Bedauern von einem Feste zurück bleibe, das ich im Geiste mitfeyern werde, und daß mein Karl, trotz der Ereignisse die hier seine ganze Seele beschäftigen, die einigen Tage, die eine Reise nach Salzburg

heischt, seinem Herzen opfern, und Deiner Einladung folgen wird, wenn er auch schnell nach dem Hochzeitfeste wieder forteilen muß. — Mein Mutterherz athmet in vollen Zügen die Wonne seiner Gegenwart, und erhebt sich bey den glühenden Entwürfen, eines seiner Ahnen würdigen, und in deren Fußstapfen tretenden Sohnes.

Herr Burg will uns verlassen, er erklärt Karls Erziehung für vollendet, und ich glaube daß sie es ist; aber dennoch ist es mir beynahe eben so schmerzlich als meinem Sohne ihn aus unserer Mitte scheiden zu sehen. Mir ist dieser Mann, der mit edler Hingebung meinen Karl, wenn auch nicht wie Rousseau seinen Emil, durch 25 Jahre, aber doch in der That durch 14 Jahre, seit dessen zehntem Jahre, führte und erzog, ein Freund geworden den ich ungern misse, und dem ich immer dankbar bleiben werde. Freylich steht es in meiner Macht und in der meines Sohnes, ihm die Sorgen des Lebens auch ferner noch zu erleichtern, und ihn zu sehen, da er wahrscheinlich in Pesth bleiben wird. — Es scheint ziemlich gewiß, daß er eine hiesige Magistratsrathsstelle erhalten wird, — denn sein Vorhaben sich dem Lehrfache zu widmen, hat er aufgegeben. — Er wird sich, (und wie ich glaube sehr bald,) mit der Tochter eines wohlhabenden, aber nicht eben reichen Realitätenbesitzers, der auch in früheren Jahren beym Stadtmagistrat angestellt war, — einem der solidesten Mädchen, verehelichen. Er kennt seine Braut, als Freund ihres Vaters, schon seit vielen Jahren; hatte sie schon vor seiner Abreise im Stillen gewählt, aber erst jetzt, als er sie frey, mit den gewohnten freundschaftlichen Gesinnungen wiederfand, sich erklärt und um ihre Hand geworben.

Ich komme auf einen Gegenstand, der mir fast nicht minder interessant ist, als Dir selbst; — auf die Mitwirkung der Frau v. S** an der Erziehung und Ausbildung Deiner liebenswürdigen Tochter. Ueberall, und jetzt schon zum drittenmahle, begegne ich diese Frau v. S**, und muß mich für sie interessiren ohne sie zu kennen. Zuerst gewann dieser Nahme für mich Bedeutung, als ich ihn aus dem Munde der schönen Rosa hörte, einem jetzt glücklich verheiratheten interessanten weiblichen Wesen; das mir in Bezug auf meinen Sohn, und um seinetwillen, nicht gleichgültig bleiben konnte. Ich vergaß Dir zu sagen, daß mein Sohn in Triest das Haus ihres Gatten, eines reichen Großhändlers betrat, natürlich ohne zu wissen, daß sie die Hausfrau sey, und zufällig auch ohne sie zu sehen. Er glaubt sie müsse sehr glücklich seyn! — Dann war ihr Nahme wunderbar verflochten in die Geschichte meiner theuern Clara, und sie ward Herminens Schwägerin. Jetzt begegne ich ihr zum drittenmahle, als einer Freundin, einer so nahen und edlen Freundin meiner lieben Nichte Louise.

Ich begreife das Gefühl von mütterlicher Eifersucht, mit dem Du diese Frau betrachten mußt, aber ich fühle auch mit Dir, daß Du ihr die schöne Wirkung Dank wissen mußt, die ihr Umgang auf den Charakter Deiner Tochter hervorbrachte. Deine Selbstanklage in Betreff Louisens, kann ich nicht ganz widersprechen; aber Du hast ja durch reiche, thätige Liebe in den letzten Jahren gut gemacht, was Du früher versäumtest. Du scheinst Dir die mächtige Einwirkung dieser Frau v. S**, die Du eine Fremde nennst, zum Vorwurf zu machen, allein Du vergißt, daß sie Deiner Tochter keineswegs eine Fremde — daß sie ihre Freundin war; —

vielleicht die einzige wahre Freundin die sie hatte; — und kann es Dich so sehr wundern, daß die Freundschaft ihre Rechte geltend machte, und segnend auf das warme, aber für ihre Jugend zu verschlossene Herz Louisens wirkte? Hätten doch alle Mädchen Freundinen, aber solche die ihnen an Alter und Ausbildung überlegen wären, die Wirkungen edler Freundschaft könnten nicht ohne segensreiche Spur für die Charakterbildung unserer Töchter bleiben!

Das junge Herz, das oft gegen die um vieles ältere, vielleicht strenge, vielleicht ihr eig'nes jugendliches Seelen- und Gemüths-Leben, längst vergessende Mutter, sich unwillkührlich verschließt, öffnet sich bereitwillig und gern einer Freundin, mit der größere Gleichheit des Alters sie verbindet; zu der ähnliche Ansichten, ähnliche Gefühle es hinziehen, und der es, wenn sie an Alter und Erfahrung etwas voraus ist, leicht wird, die Früchte ihrer Erfahrungen nutzbringend mit einer jüngeren, vertrauenden Freundin zu theilen. — Nichts desto weniger muß der Begriff den ich von dieser S** fassen kann, ein sehr günstiger seyn, und ich schließe aus dem was Du sagst, daß sie nach einer allgemeinen Wirksamkeit strebt. Sollte diese nicht auch möglich werden? Sollte es denkenden und fühlenden Frauen, denen es nicht an gesunden Ansichten und vernünftiger Auffassung fehlt, die auch alt genug wären, um mit Ueberzeugung zu urtheilen und zu sprechen, und jung genug, um ohne Pedantismus zu Werke zu gehen, nicht möglich seyn auf die Charakterbildung unsers Geschlechtes, (diesen noch immer sehr vernachlässigten Bildungszweig) in einem ausgedehntern Sinne zu wirken? — Oder gehört dazu gerade Gelehrsamkeit? — es käme auf eine Probe an.

Ich freue mich Deines Entschlusses, die Freundschaft dieser Frau zu suchen, und erwarte in weiteren Briefen von Dir, noch mehr über sie und den Inhalt ihrer Briefe an Louisen zu hören, da Du weißt wie sehr alles Derartige mein Interesse in Anspruch nimmt. Und ist nicht Louisens Freundschaft für sie, schon allein hinreichend sie auch mir näher zu bringen? —

Der vorgestrige Tag, war hier so wichtig wie noch nie! — Was Du über Oestreichs Einheit schreibst, empfinde ich mit Dir; — Oestreich wird, es muß — in diesem Taumel untergehen, wenn es nicht früh genug sich ermannt, und die Aufgabe erfüllt, — in sich selbst seine Stärke zu suchen! — Deutschland? — was soll uns dieß? — nie wird Ungarn seinen Nacken unter ein Joch beugen, das man unter dem Titel allgemeiner Einheit ihm auflegen will. Soll Oestreich dem Absolutismus nur entsagt haben, um unter das Joch eines fremden Absolutismus, unter die Oberherrschaft eines deutschen Kaisers, unter das Parlement von Frankfurt sich zu stellen? — Ungarn betrachtete sich als einen Theil der östreichischen Monarchie, so lange diese selbstständig bestand; — ist Oestreich durch seinen Fortschritt, seine Bildung so ohnmächtig geworden, um sich nicht mehr wie früher selbst genug zu seyn, bedarf es einer Vereinigung mit Deutschland um sich frey und stark zu fühlen, so löst sich das Band das seine Provinzen verknüpfte; — denn an Deutschland sich anschließen, — von Frankfurt Gesetze empfangen, wird Ungarn nie; es wird nie seine Nationalität opfern, und wird für ein Volk keine Sympathie mehr fühlen, an das es brüderlich sich anschloß, so lange ein gemeinsames, selbstständiges

Oberhaupt, es mit ihm ohne Verletzung derselben verband; — knüpft dieses Volk, — die Oestreicher mit Deutschland Bündnisse, erkennt es eine deutsche Fremdherrschaft, so muß es ihm entfremdet werden, da es nur Oestreichs Scepter anerkennt!

Will uns das deutsche Oestreich unterjochen? — Erkennt es nur seine eigene Nationalität, und macht sie geltend durch den deutschen Bund, während es jede andere verletzt, — und achtet es die slavische so wenig um einen Bund mit Rußland zu verwerfen, dann sey es deutsch, was übrig bleibt, wird wohl genug noch seyn, um selbstständig ein Kaiserreich zu bilden; es wird nur Oesterreich und Obersteyer bereitwillig die Fremdherrschaft erkennen. Und wird es dieser kleinen Zahl von Deutschen gold'ne Früchte bringen, sich den Interessen eines Volkes anzuschließen, in dem sich seine Minderheit verliert? und das doch nie, wie Oestreichs Staaten, sich seinen Interessen anschließen wird? — Nein, Oestreich wird — es muß zu Grunde gehen, wenn es nicht selbstständig — nicht Monarchie mehr ist! — Noch ist die Einheit in dem constitutionellen Oestreich eine Fabel, ein Traum! es gab nur Ein Mittel um Oestreich in sich einig zu erhalten, die Garantie der verschiedensten Nationalitäten, unter einem gemeinsamen, selbstständigen Oberhaupte! — wir brauchen nicht getrennte, nur geachtete Nationalitäten! — und wenn Oestreich die Aufgabe nicht löst, in seiner Verfassung, die Freyheit der Völker mit der ungekränkten Gewalt des Beherrschers zu vereinbaren, so hat es die Fahne der Freyheit auf Kosten seines Fortschrittes und seines innern Friedens aufgepflanzt! Wahrlich die

segensreiche Saat des Friedens, gedeiht nicht auf dem blutgedüngten Boden der Rebellion; gleich der Lilie die dahin stirbt und zu Grunde geht, wenn ein unverständiger Gärtner sie mit frischem Blute düngt!

Ich eile zum Schluß, — Oestreichs Lage hat mich hingerissen, aber wären nicht die Wörter „Treue und Vaterlandsliebe“ ein leerer Schall, wenn wir gleichgültig die Macht aus den Händen unsers rechtmäßigen Oberhauptes schwinden, und seine Selbstständigkeit durch rebbelische Unterthanen und schmähliche Fremdherrschaft gefährdet sehen könnten!? — Noch einmahl meinen Glückwunsch zu Louisens Vermählung mit ꝛc. ꝛc. —

Euch umarmt mit segnender Liebe,

Caroline Gräfin C**.

Hundert neun und achtzigster Brief.

Frau Hauptmannin Kolmar an Frau v. S**.

Wien am 4. May 1848.

Meine treue Sophie!

Ich habe Ihren Rath befolgt; — ich habe nicht gesprochen, aber gehandelt, und ich bin mit mir zufrieden. Gewiß meine Freundin werden auch Sie mit mir zufrieden seyn. Ihr letzter Brief machte einen entschiedenen, tiefen Eindruck auf mich. Ich sah, daß es mir so leicht sey, Gutes zu thun, und einen neuen, würdigen Lebenszweck für mich zu finden. Ich durfte nicht lange sinnen, um eine Pflegetochter zu finden.

Sie kannten ja die Cousine meines sel. Gatten, die schöne Seraphine, wie er sie immer zu nennen pflegte; und der er zu meinem Verdruße in den ersten Jahren unserer Ehe die Cour machte? — Ich kann nicht läugnen, daß dieß Mädchen doch im Grunde sehr sittsam war, und sich gegen meinen Mann nicht eben aufmunternd benahm, aber lieben konnte ich sie doch nicht. Sie heirathete später einen gewissen Lieutenant v. Mannenberg unter welchem Nahmen sie Ihnen bekannt ist, der sie außerordentlich liebte; ich hatte also neuerdings Ursache sie zu beneiden; — obgleich sie kein Vermögen hatte, und es den jungen Leuten kaum gelang die gesetzmäßige Caution, natürlich nicht ganz aus eigenen Mitteln beyzubringen. Der Himmel segnete überdieß diese Ehe mit sechs Kindern, und Sie können denken, daß es den guten Leuten sehr kümmerlich ging. Nun ist seit ungefähr zwey Jahren Seraphine todt; den ältesten Knaben hat Mannenberg in die Neustädter-Accademie untergebracht, die andern fünf, darunter drey Mädchen sind zu Hause.

Unter diesen hatte ich bald gewählt; das älteste Mädchen 13 Jahre alt, ist dem Vater schon eine Stütze im Hause, die Kleinste 4 Jahre alt, ist mir noch zu jung, aber die mittlere neunjährige, ein liebes flachblondes Mädchen, die wollte ich von dem Vater mir ausbitten; und ich that es sogleich. Ich kleidete mich und ging hin. Es war mir nicht schwer die Rede auf die Erziehung meiner Nichten zu lenken, und ich hörte ordentlich mit Vergnügen die Klage des Vaters, daß er ihnen keine andere Erziehung geben könne, als den Unterricht in den deutschen Gegenständen und bey den zwey ältesten das bischen französisch, in dem er selbst sie unterweisen könne; daß aber alles nichts sey, wo die Mut-

ter fehle! — Jetzt rückte ich mit meinem Wunsche hervor, Hedwig, so heißt die Mittlere, zu mir zu nehmen und zu erziehen; — ein Vorschlag, der mit Ueberraschung auf- und angenommen ward. Nach der ersten Freude merkte ich erst einige Verlegenheit an dem Vater, aber es erklärte sich bald, daß nur die Sorge, Hedwig doch ein wenig ausstatten zu sollen, die Ursache war, und ich beendete sie also bald, indem ich erklärte, daß ich für Wäsche und Kleidung selbst sorgen würde, und daß Hedwig mit mir kommen müsse, wie sie nur eben sey.

Hedwig ist nun wirklich seit drey Wochen bey mir, und sehr vergnügt und zufrieden in ihrer neuen Lage. Das Stubenmädchen ist fort, und die Eine Magd versieht den Dienst sehr leicht, da überdieß beym Aufräumen und bey Kleinigkeiten in der Küche, meine kleine Hedwig hilft. Ein Claviermeister ist schon gewonnen, und die Aeltere (Fanny) nimmt an den Unterrichts- und Uebungsstunden Theil, dagegen geht Hedwig nach Hause um den Unterricht in den deutschen Gegenständen und im Französischen mitzuerhalten.

Es macht einen eigenen wehmüthigen Eindruck auf mich, dasselbe Clavier auf dem meine theure Rosa sich übte, und später so Ausgezeichnetes leistete, nun auf's Neue in den ersten Läufen und Uebungen erklingen zu hören. Auch für die Erlernung feiner weiblicher Arbeiten ist schon gesorgt. Die Kleine zeigt viel Lust und Geschick, und freut sich daß sie nun nicht mehr so viel stricken muß. Denken Sie, die armen Mädchen hatten Strümpfe für Geld gestrickt! Dieß finde ich wohl sehr schön und lobenswerth, denn die Kinder verdienen dadurch etwas, und lernen emsigen Fleiß; aber ich finde doch zu bedauern, daß sie ihre schönste Jugendzeit dabey verlieren.

Eben entsinne ich mich, daß Sie selbst, meine Freundin, in früher Jugend begannen für Geld zu arbeiten, und daß Sie diese Art Thätigkeit nicht nur selbst bis zu Ihrer Vermählung fortsetzten, sondern auch für Mädchen sehr wünschenswerth und nützlich fanden. Ich sage also nichts mehr.

Meine Tochter schreibt mir viel von ihrem kleinen Adolf, er muß jetzt schon ein liebes, gescheidtes Kind seyn. Rosa wünscht, daß ich sie heuer im Herbst wieder besuchen solle, aber die Kosten einer so großen Reise sind mir zu bedeutend, und ich werde sie höchstens unternehmen, wenn Rosa einst wieder einer Vermehrung ihrer Familie entgegen sieht.

Eben ward ich unterbrochen, meine Hedwig kam weinend von ihrem Vater nach Hause; er müsse fort, und schon sehr bald, wahrscheinlich nach Italien, er will jetzt so geschwind als möglich, seine Kinder da oder dort bey Verwandten oder Fremden gegen billiges Kostgeld unterbringen. Was soll ich thun um dem armen Vater zu helfen, und die Trennung zu erleichtern? — Die andern beyden Mädchen auch zu mir nehmen? — und ihm nur die Unterkunft der Knaben überlassen? — es wäre fast nöthig! — ich muß mich entschließen und ihm bald Beruhigung schaffen; wenn es nur meine Kräfte nicht übersteigt! — Ach Gott! daß doch die alte Ruhe wiederkehrte! — daß wir doch bald uns selbst in diesem Chaos wiederfänden; — aber der Same der Rebellion ist einmahl gestreut und sproßt üppig empor, alle Saaten des Friedens überwuchernd. Hier ist die Gährung immer noch bedeutend, und wird gefährlicher da die Arbeiter sich der Bewegung anzuschließen scheinen. Gott weiß was noch geschehen wird; die am 25. v. M. zur Geburtstagsfeyer des Kaisers proclamirte Constitution, mit der man an-

fangs zufrieden schien, wird auch schon wieder bekrittelt, obgleich sie nur provisorisch gelten soll; denn die eigentliche Verfassung soll ja in Frankfurt berathen werden und von dort ausgehen? wenn sie nur dort Gutes beschließen und recht bald, sonst geht darüber alles zu Grunde. Ein entzügeltes Volk, ist nicht so ruhig und geduldig, wie ein treues den Gesetzen ergebenes und untergeordnetes. — Europa ist krank, es hat die Freiheit der Völker, unter heftigen Wehen geboren, aber warum beruhigt es sich nicht, da man seinem Kinde allen möglichen Schutz und Pflege gewährt? — warum dauern seine Wehen noch fort? — Sind dieß nur Nachwehen, oder wird es Zwillinge gebären, Gott gebe, daß es der Freiheit nicht einen Bruder gebiert — — — den Bürgerkrieg!

Ich sprach gestern eine Frau, von der ich wußte, daß sie zwey Söhne beym Studentenfreycorps hat, die immer unter die bravsten gehörten und ihre Eminenzen hatten. Ich wünschte ihr dazu Glück solche Söhne zu haben; — aber sie brach in Thränen aus. „Glauben Sie mir meine Söhne haben den Ruhm die Vorkämpfer der Freyheit zu heißen, theuer erkauft! Ich weiß nicht wie andere Mütter thun, aber ich kann mich der Veränderung nicht freuen, die seit den Märztagen mit meinen Söhnen vorging. — Die Studien werden ganz vergessen; — alle Achtung und respectvolle Nachgiebigkeit gegen Mutter-Wort- und Wunsch ist dahin! — alle heilige Scheu, und Lust an geordnetem und gesetzlichem Leben verschwunden! — Halbe und ganze Nächte sind sie aus, zum Theil auf Wachposten oder mit patruilliren beschäftigt, zum Theil in Wachstuben und Gast- oder Kaffehhäusern; sie gewöhnen sich das freye Leben, das Herumschwärmen, das

Trinken an, und Gott verhüthe daß sie nicht noch auf andere Abwege kommen, da es ja immer genug weibliches Gesindel gibt, das sich zudrängt, wo sich selbst überlassene junge Leute sind!

Die arme Mutter dauert mich; ich bin froh, daß ich keine Söhne habe!

am 6.

Ich habe mit Mannenberg gesprochen, und werde alle drey Mädchen für die Zeit seiner Abwesenheit zu mir nehmen; — jetzt heißt es, sich einschränken, und eintheilen wie es sich am leichtesten wird thun lassen. Ich darf ja wohl auf Ihren ferneren Rath, bey Erziehung der Mädchen rechnen; — ich frage nicht, — ich weiß es gewiß, denn ich kenne Sie. Muß ich nun erst noch erwähnen, daß alle Heirathsgedanken mir vergangen sind? — Ich bin nicht mehr jung genug um aus Liebe zu wählen; und ich habe jetzt so viel Beschäftigung für mein Herz, so viel Sorge und so viel zu denken, — ich habe wieder einen so wichtigen Beruf der meine ganze Thätigkeit heischt; daß mir nicht eben vor langer Weile bangen darf.

Ich sehe mit Vergnügen Ihrem nächsten Schreiben entgegen, denn es ist ein lohnendes Gefühl für mich, Ihr Lob zu erndten. Ich bitte Sie ꝛc.

Mit der zärtlichsten Freundschaft

Ihre

dankbare

Amalie Kolmar.

Hundert neunzigster Brief.

Frau Rosa L** an Frau von S**.

Triest am 8. May 1848.

Verehrteste Freundin!

Es ist mir heute nicht möglich Ihren letzten schönen Brief ausführlich zu erwiedern, und ich behalte es mir auf ein nächstes Mahl vor, denn meine Zeit ist so gedrängt, daß ich nur das Nöthigste schreiben kann. Mein lieber, schlimmer Adolf wird nähmlich in der That ein recht verwöhntes Bürschchen; — nicht in Bezug auf das Einsingen, das ich vermeiden kann wenn ich ihn selbst niederlege, sondern überhaupt. So sehr mich sein körperliches Gedeihen, (er ist ein sehr starkes Kind) entzücken mag, so erregen doch manche Unarten die er bey wachsender Willenskraft entwickelt, meine ernstliche Sorge.

Es mag nun wohl an sich sehr unbedeutend seyn, ob Adolfchen zu der oder jener Zeit ißt. Da ich indessen selbst überzeugt bin, daß eine geregelte Lebensweise die beste ist, und auch von Ihnen diese Meinung hörte, so wünschte ich nun wohl sehnlich bey meinen Kindern eine strenge Ordnung einzuführen. So lange er noch ganz klein war, gelang mir das so ziemlich, wenn es auch oft kleine Scharmützel gab; aber je größer er wird, desto störriger thut er beym Essen. Er verdreht das Köpfchen, schreit, stampft mit den Füßchen, und es bedarf entweder Liebkosungen und Bitten

um ihn zum ordentlichen Essen zu bewegen, oder man muß ihn förmlich dazu zwingen. Wenn aber oft bey den halsstarrigen Bübchen alles nichts nützt, so wird er dann sehr begreiflicher Weise bald wieder hungerig; — wird unruhig, schreit, und ich habe ihn doch trotz aller Unarten zu lieb; als daß ich, wenn er so kläglich thut, und ich die Ursache davon weiß, ihm nicht etwas geben sollte. Er muß aber, da ich ihm außer der Ordnung nichts Warmes geben, und auch mein Mann auf strenge Ordnung gehalten wissen will, sich dann mit Semmel und Backwerk begnügen, das ihm zwar sehr behagt, aber wie ich fürchte nicht so gesund ist.

Was mich dabey am meisten kränkt, ist, daß ich dadurch meinen Adolf in eine Unart gerathen sehe, die ich so gern hätte vermeiden mögen, da sie mir an andern Kindern oft mißfiel; von der ich aber nun fast glauben möchte, daß sie mit den besten Willen sich nicht vermeiden läßt; — nähmlich das Essen zu jeder Tageszeit, oder das sogenannte Naschen; denn jemehr seine Widersetzlichkeit beym eigentlichen, zeitgemäßen Essen überhand nimmt, desto öfter ereignet es sich, daß er unter der Zeit hungerig wird, uud da ich ihm doch nie viel geben will, so begehrt er bald wieder etwas, und muß auf's Neue bekommen.

Ich bitte Sie daher beste Frau von S**., sagen Sie mir wie Sie es machten, um Ihre Kinder zum Essen zu bewegen; und wo möglich geben Sie mir eine Skizze von der Lebensordnung Ihrer Kleinen, die ich nach Möglichkeit meinen Verhältnissen anpassen will.

Eben so fatal und unschicklich als das Naschen, finde ich das Stehenlassen der Speisen auf dem Teller, das größeren Kindern sehr häufig eigen ist; und wovon ich zum voraus weiß,

daß mein Gatte es durchaus nicht leiden wird. Da wird es heißen, iß was Du hast, eher bekömmst Du nichts anderes, — denn er will ihn ja streng erziehen, und keine Unarten dulden. Allein so sehr mir auch die genannte Unart, die von den meisten Aeltern mit bewundernswürdiger Nachsicht tolerirt wird, mißfällt, so muß ich doch gestehen, daß auch jeder Zwang beym Essen mir widerlich ist, indem das Kind dadurch oft gezwungen wird etwas zu genießen, das seiner Natur geradezu widersteht, oder ihm zu viel ist, ihm also unmöglich gedeihen, oft sogar schaden kann.

Mein Adolf ist nun schon recht wacker; er sitzt seit zwey Monathen schon recht gern zuweilen in einem Kindersessel, und fängt jetzt an, auch schon allein und hübsch gerade auf einem Teppich zu sitzen, wobey man ihn wohl noch durch Polster etwas stützen muß. Auch Semmel oder Backwerk steckt er schon eigenhändig in's Mäulchen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihre

ergebenste

Rosa L**.

Hundert ein und neunzigster Brief.

Frau v. S** an Julie Western.

Gratz am 9. May 1848.

Ey, Ey, liebe Julie!

Dein letzter Brief trägt deutliche Spuren von Eifersucht; und ich warne Dich dieß Unkraut ja nicht in Deinem Herzen wurzeln zu lassen, das Dir und Deinem Geliebten und einstigen Gatten so manche bittere Frucht bringen könnte. Ich hätte Deinen Klagebrief gleich beantwortet, wenn er nicht die Worte enthielte: „Schmollen mag ich nicht!“ rc., die mich wieder beruhigten, und mir zeigten, daß Du Dich zu keiner Thorheit werdest hinreißen lassen.

Du thust sehr wohl, Dich auf das Schmollen nicht einzulassen; — dieß ist ein kleinlicher, unwürdiger Kunstgriff, zu dem ein gesittetes Mädchen sich nie herablassen soll, und der von keinem guten Herzen und offenen Charakter zeigt. — Ein schmollendes Mädchen wird dem Geliebten gar bald fatal, und läßt ihn keine glückliche Ehe hoffen. — Sie läßt ihm durch ihr Schweigen und ihre Unart Zeit zu überlegen, diesen Fehler sehr wohl zu bemerken, und dessen mögliche Wiederholung zu befürchten; und oft trennt sich das zärtlichste Verhältniß, weil der Geliebte oder Bräutigam gerade noch Gelegenheit hatte, diesen häßlichen Fehler an seiner Geliebten wahrzunehmen.

Wie manches wahrhaft liebende Mädchen, hat zu spät einen Mißgriff bereu't, den sie in der Behandlung ihres Geliebten that, und der ihr das Herz und die Achtung desselben, und damit das Glück und die Ruhe ihres Lebens kostete. Aber hüthe Dich auch, ihm eine zu grelle Eifersucht merken zu lassen. Je weniger er sie verdient, je mehr er allem Anscheine nach offen und gerade handelt, desto mehr wird sie ihn kränken und verstimmen. Freylich ist ein gewisser Grad von Eifersucht, durch die wir zeigen, daß wir einen hohen Werth auf seine Liebe, und ausschließende Liebe legen, und durch die wir ihm die Möglichkeit zugestehen, auch andern Mädchen und Frauen liebenswürdig zu seyn, dem Geliebten oder Gatten schmeichelhaft; — aber nur quälend, nur leidenschaftlich und heftig dürfe diese Eifersucht nicht werden, sonst ist sie kein Beweis von Liebe mehr, sondern entehrendes Mißtrauen. Sie ist also dann nicht mehr schmeichelhaft sondern beleidigend.

Wahrhaftig Du hast recht, wenn Du die Eifersucht zu den Dornen der Liebe zählst! — aber flieh' diese Dornen, und wende alle Deine Selbstbeherrschung an, — rufe alle Deine Vernunft zu Hülfe, um eine Anlage zu unterdrücken, und zu mäßigen, die Dein und Deines Gatten Unglück werden könnte, wenn sie nicht ganz und gar der Vernunft untergeordnet bleibt. — Wahrlich das Mädchen, das sich nicht stark genug fühlt, dieser Leidenschaft Herr zu werden, oder das bey reifem, ruhigem Nachdenken, dieselbe gegründet glaubt; — entsage lieber einer Neigung und Verbindung die nicht beglückend werden kann; — so lange es noch Zeii ist, umzukehren!

Daß dieß bey Dir nicht der Fall ist, und daß Du bey einiger Ueberlegung das Ungegründete Deiner Eifersucht bereits eingesehen hast, bin ich überzeugt, denn ich sehe nicht, daß er nur im Mindesten Anlaß zu einem Mißtrauen gegeben hätte; und daß jene Fräuleins sich so schmeichelhaft und auszeichnend gegen ihn benahmen, wie es leider jetzt sehr häufig von Seite der Mädchen gegen junge Männer der Fall ist, daraus kannst Du nur die Ueberzeugung schöpfen, daß man ihm schon öfter so zuvorkommend begegnete, und daß dieses Benehmen ihm nicht zusagt; — da er trotz der Auszeichnung mit der man ihn behandelte, keine dieser Huldinen, sondern zum Triumphe Deiner kleinen Eitelkeit, Dich wählte; — Uebrigens steht Dir eine kleine Rache bevor, nähmlich der Gedanke an die Beschämung der beyden süßen Fräulein's, wenn sie in kurzem erfahren, daß ihr Herr Doctor das Schutz- und Hülfscorps der Ehe meinte, und daß er wirklich — neben einer Geliebten Wache hielt, die jedes ihrer Worte hören konnte.

Noch einmahl, liebe Julie, fliehe die Eifersucht, — habe Vertrauen zu Deinem Erwählten und für seine Grundsätze, — habe auch etwas Selbstvertrauen, und sey übrigens so liebenswürdig und heiter gegen ihn, wie er Dich zu sehen gewohnt ist; — daß heißt: Thue Alles um seine Liebe und Achtung immer mehr zu gewinnen; so steht Dir ein glücklicher Brautstand und ein eben so glücklicher Ehestand bevor.

Daß Dein Vater und Hermine Dich in dem Streben, mit Victor nicht allein zu seyn, unterstützen, finde ich sehr billig. Der Ruf eines Mädchens, — einer Braut, ist so zart, daß auch der leiseste Schein ihn trüben kann; — und so reitzend es auch dem Liebenden und Bräutigam seyn mag,

eine Geliebte in einzelnen Augenblicken allein zu sehen, so wird er doch, wenn er das Mädchen seiner Wahl wahrhaft liebt, ihre Gründe ehren, und sich mit diesen wenigen Augenblicken begnügen, die auch das offenste Verhältniß ihm gewährt. — In den Augen des edlen Mannes, verliert das Mädchen durch das erste, selbstverschuldete oder zugegebene Alleinseyn, unendlich viel. Immer wird er das Unschickliche dieses Schrittes fühlen, und entweder kühn werden, oder doch seine Achtung sehr herabstimmen. Bey Dir, liebe Julie, bin ich der strengsten Sittsamkeit gewiß, ich weiß wie Du denkst, — Du wirst, jedes Alleinseyn fliehen, und auch als Braut, jede zudringliche Zärtlichkeit des Geliebten fern zu halten wissen.

Wie steht es mit der Kunst? — Du hast mir noch nicht einmahl geschrieben, ob Stahlburg wohl auch Kunstsinn hat? — Mädchen, Mädchen, Du bist wohl sehr verliebt! daß Du darauf vergessen konntest! — — Auf Deinen vorletzten Brief ließe sich viel erwiedern, das ich heute verschieben muß, da die Zeit mich drängt; meine Gesundheit, und mit ihr meine gewohnte Thätigkeit, kehrt wieder, meine Briefe werden es empfinden müssen, und kürzer werden. — Also nur so viel, daß Dein czechischer Doctor, ein wenig bedenken möchte, daß er eine deutsche Frau bekömmt; er möchte nur seine Gesinnungen und Ansichten ein wenig verdeutschen, Du magst dann, (auch wohl vorher) die Deinigen verczechen. — — Ich staune, daß es möglich ist, in einem Staate, wie der österreichische, in dem bisher die verschiedensten Nationalitäten sich brüderlich verbanden, einen so grellen Unterschied unter ihnen hervorzurufen und bemerklich zu machen.

Sind nicht längst alle Völker das Kaiserstaates durch nähere Bande, — durch Familienbande und Bande des Blutes verschwägert und verbrüdert? — Zählen nicht die meisten Staatsbürger, welcher Nation sie auch angehören möchten, andere Nationsverwandte, unter ihren Aeltern, Großältern, Geschwistern, Schwägern und nächsten Verwandten? —

Laß' uns das näher betrachten, und nur durch Ein Beyspiel das uns gerade am nächsten liegt bestätigen und erklären, und Du wirst mir gestehen müssen, daß die Parthey-sucht mit der man die Einigkeit der österreichischen Provinzen stören will, indem man sie zur Sonderung ihrer Nationalitäten spornt, um so sträflicher und thörichter ist, je mehr sie unter einander verbrüdert sind! — So sind um ein Beyspiel zu geben, wir drey, Du, Deine Schwester und ich, geborne Wienerinen, — also Deutsche, und überdieß zur merklichen Bestätigung unserer Deutschheit, auch die Töchter und Enkelinen von Wienerinen. Indessen ist Euer Vater ein Sachse, aus Siebenbürgen; seine Mutter Ungarin, Euer Großvater mütterlicher Seits ein Schlesier, — mich dünkt aus mährisch-Schlesien, — Theresens Gatte ein Italiener aus der Lombardie, — Dein einstiger — ein Böhme — von deutscher Abkunft wie sein Nahme errathen läßt. — Dagegen ist mein Großvater mütterlicher Seits ein Däne; mein Vater ein Ungar, seine Mutter, meine Großmutter, eine Croatin, der Gatte und Sohn einer seiner Schwestern — Böhmen, mein Gatte ein Tiroler, seine jüngeren Geschwister und unsere Kinder, Steyermärker, ein Schwager von ihm; ein Deutscher aus dem Würten-

bergischen; seine Schwägerinen aus Oestreich, Steyermark und Kärthen gebürtig.

Das sind nur die nächsten Verwandten von uns, als den Enkelinenen zweyer Schwestern; glaubst Du, es gäbe viele Familien die nur deutsch, nur böhmisch, ungarisch, italienisch, windisch ꝛc. seyen, deren Stämme sich nie vermischten? — Wozu also Feindseligkeiten und Trennung unter verbrüderten Nationen? — Sollen wir die Freyheit um den Preis der Einigkeit erkaufen? — Im Gegentheile soll sie ja ein Band seyn, das uns noch inniger an einander, und an den Kaiser unsern milden Herrscher knüpft!? — Eine Freyheit die Unruhen, Empörung, Zügel- und Gesetzlosigkeit herbeyführt, die Spaltungen und Uneinigkeit hervorruft, kann wohl nicht segensreich auf Völker wirken! Darum laßt uns Frauen auf Beruhigung der Gemüther und auf Einigkeit wirken, so viel es in unserer Macht steht! nur wenn wir einig sind, wird uns die Freyheit nützen! nur wenn wir ruhig sind, kann sie uns Früchte bringen!

Lebe wohl, mit herzlicher Liebe

Deine

Cousine

Sophie v. S**.

N. S. Eben jetzt verließ mich Dein Bruder Alex, nach kaum einer Viertelstunde die er mir schenken konnte, um mit dem Freycorps der Handelslegion seinen Weg nach Italien fortzusetzen!

Er küßt Dich und sagt Dir noch einmahl Lebewohl!

Hundert zwey und neunzigster Brief.

Frau v. S** an Frau Rosa L**.

Gratz am 12. May 1848.

Meine liebe, gute L**!

Sie erwarten wahrscheinlich eine sehr baldige Antwort, und da es mir heute gerade möglich ist, so eile ich, sie Ihnen zu geben. — Ihr Adolf ist ein kleines Trotzköpfchen, und das macht Ihnen bange, allein die Unart die Sie an ihm bemerken; ist in seinem Alter noch nicht beunruhigend, und kann bey gehöriger Behandlung noch leicht wieder abgewöhnt werden; wogegen er, wenn sie ohne Berücksichtigung bliebe, in Kurzem in der That eigensinnig werden, und die Gewohnheit einen keimenden Fehler um so mehr stärken würde, als wenn er erst bitten und schmeicheln lernt, ihm alles noch leichter erreichbar wird. Ich will Ihnen daher eine kurze Anleitung geben, was jetzt, — besonders aber um einige Monathe später beym Essen der kleinen Leutchen nöthig, — was zu thun, und was zu unterlassen ist, um sie immer gern essen zu sehen, und vor Unarten dabei zu bewahren.

Das Kind darf schlechterdings nie zum essen gezwungen werden. Sobald es ungebährdig thut, das Köpfchen wendet oder schreit, hüthe man sich wohl ihm etwas zu geben, das es offenbar nicht nehmen will; allein wenn es nöthig ist, so berede man es scharf über seine Unart; — nehme von seinem Wehren keine Notitz, — lege ruhig den Löffel weg, oder

sage ihm, daß es auf diese Art nichts bekommen werde, und warte bis es selbst durch Unruhe, oder wenn es dazu groß genug ist, durch Bitten wieder etwas verlangt, was bey Kindern die diese Behandlung bereits gewohnt sind, sehr bald geschehen wird. Man lobe es dann, daß es wieder ruhig ist, indem man es, ohne Heftigkeit bloß darauf aufmerksam macht, wie übel ihm seine Unart angestanden sey, und daß es nun bald nichts zu essen bekommen hätte. Es wird, wenn es schon über ein Jahr alt ist, diesen Vorwurf fühlen, und sich schämen, — das ist es was unser Zweck seyn muß zu bewirken, denn nun wird das Kind nicht oft, wenigstens nicht vorsätzlich seinen Fehler erneuern. Ist das Kind diese Behandlung noch nicht gewohnt, so wird es die ersten einigen Mahle sein Geschrey wohl länger fortsetzen; es wird darauf warten, gezwungen, oder durch Liebkosungen begütigt zu werden; wenn aber keines von Beyden erfolgt, und nur bey überhand nehmenden Schreyen, dieß Letztere scharf gerügt, und im Nothfalle durch ein Paar Klopfer bestraft wird, so wird es endlich müde werden, und einsehen, daß es in Zukunft nichts mehr ertrotzen könne.

Man hüthe sich jedoch vor jeder Uebertreibung, und fordere von einem bereits verwöhnten Kinde nicht zu viel. Man trage ihm sobald es ruhig wird wieder etwas zu essen an, und sey zufrieden, wenn es auf das erstemahl biethen sein Mäulchen öffnet, und ziemlich ohne Unterbrechung ißt — Alle Kunststückchen die oft Mütter und Kindswärterinen brauchen um das Kind zum Essen zu bewegen, werden auf diese Weise überflüssig. Noch ein Hauptumstand der das „Zuessengeben“ wesentlich erleichtert, und nach meiner Ansicht in jeder Hinsicht beobachtet werden muß, ist die geregelte

Zeit. — Ein Kind das den ganzen Tag nascht, wird, wenn dieser Umstand auch wirklich nicht seine Gesundheit gefährdet, (obwohl auch ein gesundes Kind durch eine geregelte Lebensweise wo möglich noch gesünder wird) nie mit dem Appetit, und also nie mit der frohen Ungeduld zu Tische gehen, als dasjenige Kind, das an geregelte Mahlzeiten gewöhnt ist.

Wie sollte auch ein Kind, wenn es anders gesund ist, nicht gern essen, und mit Freuden sein Mäulchen öffnen, wenn es seit dem Frühstück nichts, als etwa um 11 Uhr ein Paar Semmelkrummen, nach Appetit zugemessen, etwa mit Obst oder in Milch ꝛc. getaucht, genoß; wenn es Nachmittags bis 5 oder halb 6 Uhr wieder nichts, als nun seine Milch oder sein Obst zu Weißbrod erhält; und endlich zwischen 7 und 8 Uhr seine Nachtsuppe oder sein Nachtmahlkoch. — Sie haben daher vollkommen recht, jede eintretende Unordnung sehr zu fürchten, denn hat der Schelm es einmahl dahin gebracht, zu beliebigen Zeiten essen zu dürfen, so hat er eine mächtige Stütze für seine Unart gewonnen. Es bleibt nach dem Gesagten nur wenig über die Lebensordnung meiner Kinder zu sagen, und sie muß auch jedesmahl der Individualität und den Bedürfnissen oder Verdauungskräften des Kindes angepaßt werden. Indessen ist es nicht gut, das Kind gleich nach dem Entwöhnen an Fleischsuppen und Gemüse zu gewöhnen, es mag sich ein Weilchen mit Milchköchlein und Semmel in Milch behelfen. Ist es aber dreyviertel Jahre, auch wohl wenn es schon länger entwöhnt ist, sieben oder acht Monathe alt, so mag es ohne Bedenken Anfangs nur Fleischsuppen, dann auch Gemüse und einige Faserchen mürbes Fleisch, oder ein Beinchen zum Benagen bekommen, denn ein Kind von fünfviertel Jahren darf schon so

ziemlich die leichten, gewürzlosen und einfachen Speisen von unserm Tische genießen.

Sehen Sie also nur mit Sorgfalt auf die Beybehaltung der einmahl festgesetzten Ordnung, — das heißt: verbiethen Sie auch den Dienstleuten, dem Kleinen etwas zuzustecken, und bemessen Sie selbst, was er Vormittags zu einer bestimmten Stunde bekommen darf, so wird er Mittags Appetit haben, und bey gehöriger Behandlung sich auch satt essen, also bis zur Jause nichts mehr bedürfen. Dieß ist überdieß die erste Anleitung zur Ordnung überhaupt, denn ein Kind das in seinen Mahlzeiten an Ordnung gewöhnt wird, hat gewöhnlich auch seine geregelten Schlafstunden, und gewöhnt sich überhaupt leicht zur Ordnung, wie ich dieß an meinem Rudolf bestätigt finde. — Uebrigens wäre es Pedantismus, wenn man seltene Ausnahmen nicht dulden, und dem Kinde das die strengste Ordnung gewohnt ist, den Genuß eines Stückchens Backwerk oder Obst ꝛc. nicht gestatten wollte, weil die Stunde noch nicht geschlagen hätte, wo es essen soll und darf. Man benützt im Gegentheile diese Gelegenheiten sehr gut, um den Magen des Kindes an den ungebundenen Genuß verschiedenartiger Speisen in so fern zu gewöhnen, als sich dieß mit seiner Natur verträgt. Man gewöhnt auf diese Art die Kinder leicht, nach Milch, Obst, und umgekehrt nehmen, oder auch nach allem Genossenen trinken zu dürfen, ohne daß es seiner Gesundheit schade.

Was Ihre Bemerkung über das unordentliche Essen größerer Kinder betrifft, so kann ich Ihrer Meinung nur beypflichten. Es ist auch nach meiner Ansicht eine Nachlässigkeit, die für jeden Tischgenossen unangenehm, ja selbst Eckel erregend seyn muß, wenn die Kinder ihre Teller ent-

weder halbvoll stehen lassen, oder von manchen Speisen das ihnen tauglichscheinende herausstören und essen, während sie anderes liegen lassen, oder an den Rand des Tellers schieben. Und doch dehnen manche Aeltern den oben ausgesprochenen Grundsatz: „Ein Kind darf zum essen nie gezwungen werden;" so weit aus, daß sie ein so nachlässiges Wesen an ihren Kindern nicht nur ausnahmsweise dulden, sondern selbst zur Gewohnheit und täglichen Uebung werden lassen. Viele Aeltern treiben in dieser Hinsicht die Toleranz so weit, daß sie Kindern von 3 und 4 Jehren bereits gestatten, sich selbst die Speisen vorzulegen, und doch weiß kaum ein 10 bis 12 jähriges Kind seinen Appetit und die Menge Nahrung die es genießen wird, richtig zu beurtheilen. Kommt nun ein Lieblingsgericht so nimmt das Kind sich unmässig viel, und genießt oft mehr als seine Gesundheit erlaubt, oder es läßt davon, wenn es satt ist, die Hälfte stehen, schiebt seinen Teller zurück, und ißt entweder gar nichts mehr weiter, oder es nimmt auf einen neuen Teller von einer andern Speise, klaubt aber, da sein Appetit bereits abgestumpft ist, darin herum, legt Weinbeeren oder sonstige Zuthaten bey Seite, sucht sich einige Bissen heraus, die gerade seinen besondern Beyfall haben, und läßt das Uebrige stehen. — Indessen wird eine wirthliche Hausfrau nie dergleichen dulden.

Am häufigsten findet sich diese Unart in Verbindung mit der vorigen, das heißt: bey Kindern die das Naschen gewohnt, also an keine geregelte Lebensweise gewöhnt, und überhaupt heickel sind, wie das gewöhnlich bey Landfamilien der Fall ist. — Dort stehen, bey nicht sehr strenger Wachsamkeit der Hausmutter den Kindern Milch- und Obstkammer offen, das Brot ist ihnen Preis gegeben, selbst das

Feld biethet ihnen Rüben, Kukurutz, Erdäpfel oder Kastanien, die sie nach Gefallen roh oder gebraten verzehren. Sie haben nun den ganzen Vormittag genascht, und kommen ohne sonderlichen Appetit zu Tische, oder haben gar schon, wenn der Speisezettel ihnen nichts Liebes versprach, mit den Dienstleuten etwas mitgegessen. Nun essen sie wenig, suchen aus, lassen stehen, und nach geendigter Mahlzeit springen sie fort, und entschädigen sich in der Obst- oder Milchkammer für das beschränkte Mittagsmahl.

Es ist also auch in diesem Falle eine Pflicht, und vollkommen in der Gewalt der Aeltern, das Entstehen solcher Unarten bey den Kindern zu verhüthen, wenn dieß auch nicht wie es oft der Fall ist, mit einer Strenge geschieht, die das Gemüth des Kindes unangenehm oder hart berührt, und seinem Geschmacke einen gesundheitsschädlichen Zwang anlegt. — Die erste und unerläßlichste Bedingung ist auch hier wieder, wie schon gezeigt, eine geregelte Lebensweise; — ein Kind das mit gesundem Appetit zu Tische geht, wird viel seltener in den Fall kommen Ausnahmen zu machen, und heikel zu werden, als das vom Naschen satt gewordene. Wenn ihm nun die Mutter, die am besten weiß, was und wieviel seinem Geschmacke und seiner Gesundheit zusagt, vorlegt, und ihm die Bitte um etwas Mehreres davon noch frey steht, so wird es selten in den Fall kommen etwas stehen zu lassen, besonders wenn man mit Rücksicht auf die letztere Erlaubniß, nie zu viel auf einmahl reicht. Sollte ein Kind gegen einige wenige Speisen eine entschiedene Abneigung zeigen, so gebe man ihm davon nur sehr wenig, und wenn es solche sind, die durch einen starken vorragenden Geschmack sich auszeichnen, und es seinen Widerwillen bereits wiederholt

merklich machte, — lieber nichts. Die Erfahrung zeigt ja daß der Geschmack verschieden ist, und auch oft mit den Jahren sich ändert. Sie fürchten, und vielleicht mit Recht, in dieser Beziehung die Strenge Ihres Gemahls; — da Sie aber selbst im Allgemeinen ihm beystimmen, — so wird es Ihnen gewiß nicht schwer seyn, ihn im Gegentheile zu überzeugen, daß das Ausscheiden nur äußerst weniger, vielleicht nicht zum Lebensunterhalte unumgänglich nöthiger Speisen, Nachsicht verdient, und sich geben werde, was immer durch Beyspiele aus unserer eigenen Jugend sich bestätigen läßt, wenn auch keines aus der unsers Gatten uns bekannt wäre.

Jetzt leben Sie wohl, meine theure geliebte Rosa, ich eile zum Schluß und bin mit der aufrichtigsten Liebe

Ihre

unveränderliche Freundin

Sophie v. S**.

Hundert drey und neunzigster Brief.

Frau Baronin v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 12. May 1848.

Verehrteste Frau v. S**!

Unsere Bekanntschaft in Gratz war zu flüchtig und kurz, um uns gegenseitig kennen zu lernen. Aber Ihre Freundschaft für meine Tochter, die Freundschaft dieser geliebten Tochter für Sie, und deren, — lassen Sie mich sagen auch meine — Dankbarkeit, veranlassen mich Ihnen zu schreiben, und lassen mich einen Briefwechsel mit Ihnen wünschen. Sie schienen mich zwar für stolz zu halten, und ich verdiente diesen Vorwurf vielleicht, aber ich will Ihnen beweisen, daß ich wenigstens weder hochmüthig noch undankbar bin.

Ich bin eben so beschämt als ergriffen, von der Bemerkung, daß Sie als eine Fremde, so innigen Antheil an meinem Kinde nahmen, und so viel zur Ausbildung und Berichtigung ihrer Begriffe thaten, die ich zum Theil weniger durchblickte, zum Theil auch die rechten Mittel ihr Vertrauen zu gewinnen und sie an mich zu ziehen und zu fesseln, nicht mit der Sorgfalt suchte und wählte, wie es meine Mutterpflicht gewesen wäre. Seit mehr als 1½ Jahren, freute ich mich im Stillen der Wirkungen Ihrer Freundschaft, ohne die Quelle der allmählichen Vervollkommnung meines

Kindes in Ihrem Umgange zu suchen. Ich wendete vielleicht meine mütterliche Sorgfalt zu ausschliessend auf die Erziehung meiner Söhne, deren Wichtigkeit ich empfand, um nicht in der Erziehung einer Tochter, deren Bedeutung ich weniger würdigte, manches zu vernachlässigen.

Die innige Theilnahme, die Sie für das Glück meiner Louise aussprechen, und Ihr Glückwunsch an sie und mich, bringt Sie mir näher, während meine Achtung für Sie mich zu der Bitte drängt, meiner Dankbarkeit und der Freundschaft zu begegnen, mit der ich wünsche mich zeichnen zu dürfen,

Ihre
aufrichtige Freundin
Antoinette v. Seeheim, geb. v. Deuxponts.

Hundert vier und neunzigster Brief.

Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**.

*bey Salzburg am 13. May 1848.

Meine edle, theure Freundin!

Ihr letztes Schreiben, so sehr ich Ihnen dafür danke, und so sehr es mir Ihre Theilnahme an meinem Glücke zeigt, hat mich wehmüthig ergriffen, — mein Herz drängt mich daher, es so schnell als möglich, — noch vor meiner Verbindung zu beantworten, da ich gewiß bin, so sehr auch jetzt

meine Zeit beschränkt und durch die mannigfaltigsten Interessen in Anspruch genommen ist; so daß nur spät Abends (es ist halb 12 Uhr) mir zum Schreiben Muße bleibt, daß es in den ersten Tagen nach derselben noch unmöglicher seyn wird, Zeit für einen Brief zu finden.

Lassen Sie mich also noch einmahl mein Herz vor Ihnen ohne Zwang öffnen, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß dieses Herz es schmerzlich fühlt, daß sie ihm auferlegen wollen, Ihnen fremder zu werden, und daß nur die Wehmuth mit der Sie es thun, mich darüber beruhigt, daß Sie es thaten. Nein, meine S**, ich spreche nicht — hingerissen von dem schmerzlichen Gefühl, das Ihre Hindeutung auf die sich trennenden Wege unsers Lebens zuerst auf mich machte; — ich habe seitdem überlegt, und es tiefempfunden, daß Sie mir immer gleich bleiben werden! — ich müßte nur undankbar werden, nur vergessen was ich Ihnen verdanke und was Sie mir waren und noch sind, wenn meine Freundschaft für Sie je einer Aenderung fähig wäre! — O meine Freundin, dank' ich Ihnen nicht vielleicht mehr als ich selbst es bisher dachte? — nicht vielleicht die Liebe dieser gütigen Mutter die mich so reich belohnt seit ich, — ich fühle das, — mich änderte? — nicht vielleicht dieser durch Sie bewirkten Aenderung, die Liebe Eugens, die Liebe eines würdigen Gemahls? — O meine Freundin, mein Herz erweitert sich, bei diesen Gedanken, und mein Gefühl sagt mir, daß ich Ihrer unwürdig wäre, wenn ich aufhören könnte, Ihre Freundin zu seyn! — Das ist ja des Menschen edelster Vorzug, daß er über Verhältniße in die er äußerlich sich fügen muß, sich innerlich erheben kann! —

Auch meine Mutter, der ich erst unlängst den Inhalt Ihrer Briefe mittheilte, und ihn mit ihr besprach, billigt meine Ansicht und mein Gefühl, und das Blatt das sie meinem heutigen Schreiben beylegt, wird Ihnen dieß bestätigen. Je mehr ich die Größe meines Berufes fühle, die Möglichkeit einer bevorstehenden Wirksamkeit ahne, desto mehr muß ich wünschen Ihre Freundschaft zu erhalten, und den Briefwechsel mit Ihnen, wenn auch die Verhältnisse ihn vermindern sollten, — fortsetzen zu dürfen.

Daß kein irdisches Glück ganz vollkommen und ohne allen Schatten seyn kann, fühle ich lebhaft mitten im Gefühl meines Glückes, da eine Trennung von meiner Mutter, eine weitere Entfernung von Ihnen, und von meinen Brüdern mir bevorsteht, deren Einer überdieß in jener Gefahr schwebt, die der Krieg für den Krieger entfaltet, und die mein Schwesterherz lebhaft fühlt! Doch ich bin Ihnen den Zusammenhang der letzten Ereignisse mit dem Ebengesagten schuldig, und ich gebe ihn, so gut es meine Zerstreuung erlaubt. Meines Deuxponts Abreise ersahen Sie aus dem letzten Schreiben, — daß seine Mutter aus alten Handschriften sogar die eigenhändige Schrift und Nahmensfertigung meines Großvaters erkannte, war vorauszusehen, wie ihre nunmehrige Einwilligung. Daß sie aber dieß so lebhaft empfand, um sich, (sie ist eine gesunde und noch fast blühende Frau von 48 Jahren,) zu entschließen, durch ihre Gegenwart unsere Vermählung zu verherrlichen, dürfte Ihnen so unerwartet seyn als mir.

Die Aenderung die durch den Ausbruch der Revolution bereits in so fern entstanden war, daß Deuxponts seine Stelle quittirte, um nöthigenfalls dem Vaterlande seine Kräfte zu

weihen, ist Ihnen bekannt; die Bitten und Wünsche seiner Mutter bewogen ihn daher sehr leicht zu dem Entschlusse nach Frankreich zu ziehen, die, durch die Stürme der Revolution bedrohten, ausgedehnten Familien-Güter in der Provenze selbst zu übernehmen, und durch den Antritt derselben sie einer großen Sorge zu überheben. Was weiter geschehen wird steht in Gottes Hand; bisher ist nur das Eine gewiß, daß wir sogleich, oder vielleicht ein Paar Tage nach der Hochzeit von hier abreisen werden, daß ich aber jedenfalls Sie und meine Tante E** noch sehen werde, ehe ich den Boden von Frankreich betrete, und daß ich auch die deutsche Bundesstadt Frankfurt noch kennen lernen, und das Walten des fortgeschrittenen, und fortschreitenden Zeitgeistes von den Galerien des Riesensaales betrachten werde, der für die Sitzungen und Verhandlungen, des bis dahin längst eröffneten Reichstages bestimmt ist! —

Schmerzlich wird mir dabey die Trennung von einer Mutter seyn, deren Zärtlichkeit meinem Herzen so wohl thut, denn sie wird sich nicht entschließen uns nach Frankreich zu begleiten, da meine Brüder ihrer Nähe wie sie meint, mehr bedürfen, als ich. Wahrscheinlich wird sie künftig die winterliche Hälfte des Jahres in Wien zubringen, da sie hier kinderlos wäre, in Wien aber meinen ältesten Bruder hat. — Der Reichthum des Hauses Deuxponts soll sehr groß seyn, und die Gräfin zeigt sich sehr bereit die Erbschaftsangelegenheit in Richtigkeit zu bringen, die meiner Mutter als Tochter des jüngern Bruders ihres Schwiegervaters, ein bedeutendes Vermögen sichern muß.

Die Gräfin, meine Tante, und bald meine zweyte Mutter, ist eine lebhafte, stolze, aber was ich kaum erwarte,

doch dabey sehr gütige Frau. Daß diese Dame sehr viel Sinn für Glanz und Hoheit hat, und daß daher der republikanische Zustand ihres Vaterlandes ihr große Sorge macht, können Sie denken, und es zeigt sich deutlich in der Lebhaftigkeit mit der sie mir von Orden spricht, die einst meine Brust schmücken müßten, (woher aber ohne Verdienst?) von dem glänzenden Leben zu Paris das meiner warte, wenn einst die Ruhe wieder hergestellt seyn, und ich an der Seite meines Gemahls und unter ihrem Schutze in die Welt treten würde; endlich an der fürstlichen Pracht des Brautschmuckes den sie mir mitgebracht hat. —

Werd' ich glücklicher seyn, durch diese Pracht der ich nicht werde entfliehen können? O, meine S**, eine Braut ist nicht glücklicher wenn ein diamant'nes Diadem ihre Stirne schmückt, als wenn frischer Epheu ihre Schläfe kränzt! — „Das Glück der Liebe bleibt sich immer gleich!“ — Ich hatte nie Sinn für Pracht und für die Formen der Etiquette, und ich fühle daß mein Entschluß mich darein um meines Gemahls willen zu fügen, ein größeres Opfer für mich ist, als wenn ich ihm in bescheidene Zurückgezogenheit hätte folgen sollen! Zürnen Sie mir nicht, daß mein Herz mir Raum läßt dieß zu fühlen, — ich murre ja nicht, — denn ich fühle auch meine Pflicht als Gattin, — meine Pflicht als Weltbürgerin, und ich werde sie erfüllen nach meinen Kräften, daß heißt, ich will alles thun, um den Platz an den die Vorsehung mich gestellt hat, und stellen wird, so zu füllen, daß ich mir gestehen darf, ich sey werth die Mitbürgerin des braven Bauernweibes zu seyn, das in friedlicher Einfalt seine Pflichten erfüllt und seine Kinder zur Tugend leitet!

Daß durch die Gegenwart der Gräfin und um ihretwillen das Fest meiner Vermählung an Pracht sehr gewinnen

wird, können Sie urtheilen; auch mein Bruder Albert und mein Vetter Graf C** sind nebst vielen andern Verwandten dazu gekommen. Es soll zugleich die Standes- und Geburts-Erklärung meiner Mutter damit verbunden seyn, und die Gäste sollen sehr zahlreich erscheinen. — Ihr Gedicht ist mir das liebste Hochzeitsgedicht das ich mir denken könnte, meinen Dank dafür; es soll mir im Kreise so zahlreicher Freunde Ihre Abwesenheit weniger fühlbar machen, und mir Sie herzaubern! Gute Nacht, meine Freundin! — möchte ein Traum Ihnen sagen, daß ich Ihrer gedenke, — es ist halb 2 Uhr. — Ich schließe heute noch nicht.

Schluß am 15.

Ich konnte Ihnen nicht wahrer beweisen, daß ich heute Ihrer gedenke, als indem ich diesen Brief heute schließe. Vor einer halben Stunde kniete ich an der Seite des Theuern dem mein Leben angehört, an den Stufen des Altars, — geistig vereinigt mit ihn durch den Genuß des heiligen Abendmahls, das unser hochwürdiger Freund, der Domherr, uns reichte, von dem ich Ihnen bereits schrieb, und der um 12 Uhr uns verbinden wird! — Eine Viertelstunde, die ich vor dem Frühstück noch gewinne, setzt mich in den Stand diesen Brief zu siegeln und Ihnen zu sagen, daß der Tag dieses schönsten Festes, mir auch um seines Nahmens willen wichtig ist, — Eines Nahmens von so hoher Bedeutung für Oesterreich! und der Ihrige: **Sophie!**

Leben Sie wohl, mit der unveränderlichsten Freundschaft wird Sie auch in Zukunft Ihre Louise umschliessen als

Gräfin Deuxponts.

Wesentliche Druckfehler.

Seite 13	Zeile	1 u. 2	von unten	lies	Tugend	statt	Schönheit
„ 21	„	1	„ oben	„	noch	„	nach
„ 62	„	3	„ unten	„	da	„	das
„ 111	„	12 u. 13	„ „	„	Johanns	„	Moritzens
„ 160	„	10	„ oben	„	den	„	denn
„ 175	„	18	„ „	„	wider Vermuthen	statt	wieder vermuthen
„ 196	„	13	„ „	„	Statten	statt	Satten
„ 227	„	3	„ unten	„	weil sie	„	weil.

Inhalt
des dritten Bandes.

Datum. 1847. | Seite.

Hundert fünf und dreyßigster Brief.

4. Sept. **Fr. Hptmin. Kolmar an Frau v. S**** 1
Die Geburt eines Kindes. — Ueber das Unvermögen Leiden mit anzusehen; Oeffentlichkeit der Taufe. Gesellschaftliche Rücksicht im Abtreten kleiner Vorrechte.

Hundert sechs und dreyßigster Brief.

5. Sept. **Julie Western an Frau v. S**** . 5
Ein Mädchen dessen Geschick noch unentschieden ist. Ueber Bewerbungen; die Unannehmlichkeit sie zurückweisen zu müssen. Reife Ueberlegung über eine mögliche Wahl.

Hundert sieben und dreyßigster Brief.

11. Sept. **Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 9
Ueber das Unvermögen Leiden mit anzusehen; — Charakterverschiedenheit. — Eine Schwiegermutter wie sie seyn soll; — im Hause; Beurtheilung einer Schwiegertochter. — Ueber Umgang mit Männer; — richtiger Tact; Schluß daraus auf die Bildung der Frauen. — Bestimmung des Weibes; — Mutterberuf.

Datum. Seite.
1847.

Hundert acht und dreyßigster Brief.

20. Sept. **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 19
Ueber Charakterstärke; — Einbildungskraft, — Erinnerungsvermögen. — Bekleidungs- und Beschäftigungsanstalten.

Hundert neun und dreyßigster Brief.

29. Sept. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 24
Mutterliebe, Mutterberuf. — Selbstsäugen; schmerzhaftes Wundwerden der Brust. Zuträgliche Kost für kleine Kinder. Fatschen und Wickeln; Schreyen und Beschwichtigen; Reinlichkeit und Pflege; Bauchschmerzen und Erbrechen. Kinderkleidung, Wollhaare.

Hundert vierzigster Brief.

30. Sept. **Frau v. S** an Julie Western** . 29
Reife Ueberlegung bey Bewerbungen. Mutterberuf in Bezug auf Stiefkinder. Erziehungstalent. Schwesterliches Verdienst um einen Bruder. — Ueber Porträtmahlerey und Porträtähnlichkeit.

Hundert ein und vierzigster Brief.

3. Oct. **Frau v. S** an Frau Rosa L**** . 32
Ueber die Gegenstände des hundert neun und dreyßigsten Briefes. Reinigung des Mundes; — Zulp, Sutzel, Sauglappen.

Hundert zwey und vierzigsteer Brief.

10. Oct. **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 40
Mütterliche Zufriedenheit. Etwas über den Un-

Datum. Seite.
1847.

terschied zwischen Geistes- und Charakterbildung. Verschiedene Arten von Eitelkeit. Empfindlichkeit der Schwiegermutter und Großmutter.

Hundert drey und vierzigster Brief.

15. Oct. **Frau Henriette v. S** an Fr. v. S**** 44
Ueber Beaufsichtigung der Kinder durch ältere Geschwister; Einfluß derselben auf das geschwisterliche Verhältniß. Schädliche Spiele, nöthige Aufsicht bey Kinderspielen. Exerzieren. Erhitzung und Abkühlung. Eitelkeit.

Hundert vier und vierzigster Brief.

18. Oct. **Frau v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 51
Wirkungen der Freundschaft und Dankbarkeit. — Eitelkeiten; — die Mutter einer verehelichten Tochter. Mutterverdienst.

Hundert fünf und vierzigster Brief.

19. Oct. **Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S**** 53
Eine Reise nach der Schweitz. — Gefühle einer Tochter am Geburtsorte der Mutter. Eine Lebensgeschichte. — Niedergeschlagenheit; — Standhaftigkeit. Ueber Bekleidungs- und Beschäftigungsanstalten.

Hundert sechs und vierzigster Brief.

22. Oct. **Julie Western an Frau v. S**** . 60
Bewerbungen. — Ueber eheliches Verhältniß; — Unauflöslichkeit der Ehe; — katholische und protestantische Gebräuche. Klosterleben und Klosterberuf.

Datum. Seite.
1847.

Hundert sieben und vierzigster Brief.

25.Oct. Frau Rosa L** an Frau v. S** . 63
Ueber die Gegenstände des 139. und 141. Briefes. Vom Tragen und Fahren des Kindes. Erwachen der Lebensthätigkeit. Reinigung des Kopfes. Kopfbedeckung. Wasserköpfe; Temperatur im Kindszimmer. Mutter und Gatte. — Ein häuslicher Verdruß. Vermeidung einer Rückwirkung desselben auf den Säugling.

Hundert acht und vierzigster Brief.

30 Oct. Frau v. S** an Frau Rosa L** . 71
Ueber Abhärtung; — Ursachen der großen Sterblichkeit kleiner Kinder. Luft im Freyen und im Kindszimmer; Wärme und Kälte; — detto schnelle Abwechslung. Schlafen im kalten Zimmer. Wasserköpfe. — Gneis oder Schuppen.

Hundert neun und vierzigster Brief.

10.Nov. Frau v. S** an Hrn. Ritter v. S** 79
Kindliche Liebe. — Erinnerungs- und Begreifungsvermögen. Lebhaftigkeit; — Versprechungen und deren Wirkung. — Belohnungen; Handel darum. Mütterliches Ansehen; — Verlust desselben durch zu große Nachgiebigkeit. Ehrgeitz; Ehrgefühl; Eigennutz.

Hundert fünfzigster Brief.

14.Nov. Frau Gräfin v. C** an Fr. Baronin v. Seeheim 86
Theilnahme; — Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. — Standes-Rücksichten und Verhältnisse.

Datum. Seite.
1847.

— Wohlthäthigkeit; — Dankbarkeit; — über Dienstbothenwesen und Volksbildung.

Hundert ein und fünfzigster Brief.

20 Nov. **Fr. v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 90
Ueber Gefühl; — Vertilgen und Leiten von Anlagen. Verhinderung ihrer Ausartung. — Ob schädliche Anlagen vertilgt werden dürfen. Eigenthumsgefühl; Neid, Sparsamkeit, Geitz. Gefühllosigkeit. Heilung von Gemüthskrankheiten.

Hundert zwey und fünfzigster Brief.

23. Nov. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 96
Ueber Rathsfragen. Beantwortung des 148. Briefes. Behuthsamkeit einer selbststillenden Mutter. — Vernachlässigung im Anzuge; — die Bedingungen der Frauentoilette.

Hundert drey und fünfzigster Brief.

28. Nov. **Frau v. S** an Julie Western** . 99
Ueber Klosterleben; — den jungfräulichen Stand; — Heiligkeit der Ehe; — katholische und protestantische Gebräuche.

Hundert vier und fünfzigster Brief.

15. Dez **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 104
Gefühl, Tilgen und Leiten der Anlagen; Heilung von Gemüthskrankheiten. Erfahrungen über fromme Menschen und deren Kindern. — Liebe und Stolz.

Datum. Seite.
1847.

Hundert fünf und fünfzigster Brief

21. Dez. **Julie Western an Frau v. S**.** . 111
Klosterberuf. — Ueber Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe; katholische und protestantische Gebräuche; Vorwürfe gegen die katholische Kirche. Ueber Religions-Unterricht; — wenn es Zeit ist ihn zu beginnen.

Hundert sechs und fünfzigster Brief.

28. Dez. **Frau v. S** an Frau Rosa L**** . 114
Ueber das Zähnemachen der Kinder. — Vernachlässigung im Anzuge, Putzsucht, Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit.

Hundert sieben und fünfzigster Brief.

5. Jän. 1848. **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 117
Streben nach Beschäftigung. — Die Anlagen müssen erweckt, erhalten, geleitet, vor Ausartung geschützt werden. Mißgriffe dabey. Verschiedene Arten von Frömmigkeit; — über Verschiedenheit der Temperamente. Kinder frommer Menschen; — Ursachen mißrathener Kinderzucht. Lebensverhältnisse und Lebensstürme. Ein Gedicht: Frauenleben.

Hundert acht und fünfzigster Brief.

10. Jän. **Frau v. S** an Julie Western** . . 132
Christliche Vollkommenheit. Religions-Unterricht; wann es Zeit ist ihn zu beginnen; — Widerlegung der Vorwürfe gegen die katholische Kirche im 155. Briefe. Kinderspiele.

Datum. Seite.
1848.

Hundert neun und fünfzigster Brief.

16. Jän. **Frau Henriette v. S** an Fr. v. S**** 138
Eine Haushälterin die sich wichtig macht. Die mißliche Stellung einer Hausfrau gegen Untergebene wenn sie verwandt sind. Hausfrauensorgen; Bewahrung des ehelichen und häuslichen Friedens.

Hundert sechzigster Brief.

20. Jän. **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 142
Frühe Gewöhnung zur Reinlichkeit. — Ueber Eheherren und Pantoffelehen; Behandlung kleiner Kinder.

Hundert ein und sechzigster Brief.

25. Jän. **Frau von S** an Frau Rosa L**** . 145
Eheliches Verhältniß; — Behandlung kleiner Kinder; Kinderkleidung; frühe Gewöhnung zur Reinlichkeit.

Hundert zwey und sechzigster Brief.

26. Jän. **Julie Western an Frau v. S**** . 150
Ueber Religion, Religionsunterricht und Uebung.

Hundert drey und sechzigster Brief.

28. Jän. **Fr. Hauptin. Kolmar an Fr. v. S**** 152
Die Lage einer Wittwe die keine oder verehelichte Kinder hat. Langeweile; Lebensüberdruß. Die gefährliche Stimmung einer Wittwe.

Hundert vier und sechzigster Brief.

29. Jän. **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 155

Datum. Seite.
1848.

Ueber kindliche Anlagen; mögliche Verwechslung derselben; Temperamente und Physiognomik. Bewerbungen.

Hundert fünf und sechzigster Brief.

5. Febr. Frau Rosa L an Frau v. S** . . 159
Ehestandsscenen; frühe Gewöhnung zur Reinlichkeit. Die Stellung einer jungen Frau im geselligen Leben; Mädchenunzartheit. — Behandlung kleiner Kinder; über das Schlagen lebloser Gegenstände um Kinder zu beruhigen.

Hundert sechs und sechzigster Brief.

6. Febr. Frau v. S** an Fr. Henriette v. S** 167
Wie erhält die Hausfrau ihr Ansehen auch in einer mißlichen Stellung? — Ueber Nachreden und Unfrieden stiften; ob es immer vorsätzlich und mit Ueberlegung geschieht? — Erhaltung des ehelichen und und häuslichen Friedens.

Hundert sieben und sechzigser Brief.

17.Febr Julie Western an Frau von S** . 176
Eine Probe des modernen Styles. Bewerbungen — Liebe, Humor und Eifersucht. Nöthige Rücksichten zwischen Liebenden im täglichen Leben.

Hundert acht und sechzigster Brief.

18 Febr. Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim 182
Ueber die Motive einer hartnäckigen Weigerung bey Bewerbung des Geliebten. Die Gränzen zwischen Vernunft, Gefühl und Weiblichkeit. Ueber Erziehung, Physiognomik, Pa-

Datum. Seite.
1848.

thognomik, Temperament. — Vorschläge zur Verbesserung des Dienstbothenwesens, und Versittlichung des Volkes.

Hundert neun und sechzigster Brief.

25. Febr. **Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 197

Warnung vor Uebereilung bey Bewerbungen. — Die gefährliche Stimmung einer Wittwe. Langeweile und Lebensüberdruß. Warnung vor Müßiggang. Heilung von Gemüthskrankheiten. Ueber den unvermählten- und den Wittwen-Stand; — mögliche Wirksamkeit in beyden. Die Annehmlichkeiten eines sorgenfreyen Lebens.

Hundert siebenzigster Brief.

28. Febr. **Frau Hermine —k— an Frau v. S**** 201

Eine Gattin, welche fürchtet kinderlos zu bleiben. Melancholie; — Nachwirkung heftiger Leidenschaften im Mädchenalter. — Eigene Vorwürfe. Kleinmuth.

Hundert ein und siebenzigster Brief.

29. Febr. **Frau v. S** an Frau Rosa L**** . . 204

Ueber das eheliche Verhältniß; — Verstand und Vernunft. — Ueber das Alter in dem man Kinder strafen soll, und über die Art der Strafen; — Schlagen der Gegenstände; kindliche Anlagen; — die Entwöhnung.

Hundert zwey und siebenzigster Brief.

7. März **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 211

Besiegter Stolz; Bewerbungen; Gefühl und Stimmung einer liebenden Braut; — eine Ver-

Datum.
1848. Seite.

lobung. — Ueber die Gegenstände des 168. Briefes. Interessante Mittheilungen.

Hundert drey und siebenzigster Brief.

8. März **Frau v. S** an Julie Western** . 217
Schluß aus den Aeußerungen eines Liebenden auf seinen Stand und Charakter. Die Liebe ist die beste Schule für muthwillige Mädchen. Guter Humor; — männliche Schönheit; über Brautwerbung unserer Großältern.

Hundert vier und siebenzigster Brief.

9. März **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 221
Die Gefühle einer Brautmutter. Mutterfreude und Mutterliebe. Eine Mutter, welche die Erziehung ihrer Tochter zu wenig beachtete, weil sie ihren Stolz in die Erziehung von Söhnen setzte. Interessante Mittheilungen.

Hundert fünf und siebenzigster Brief.

12. März **Frau v. S** an Frau Hermine —k—** 225
Ueber die Gegenstände des 170. Briefes. Warnung und Ermunterung zum Vertrauen auf Gott.

Hundert sechs und siebenzigster Brief.

18. März **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 228
Wirkungen der Freundschaft. Ueber die Lage einer Wittwe die keine oder schon verehelichte Kinder hat. Wittwentugend. — Entsagung eines gefährlichen Umganges. Zweyte Ehen. Frühe Vorsicht ein Testament zu machen. Die Annehmlichkeit eines sorgenfreyen Lebens.

Datum. Seite.
1848.

Hundert sieben und siebenzigster Brief.

22. März **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 232
Das bräutliche Verhältniß. Schlüsse aus der Stimmung einer Braut. — Ueber Frauenemancipation.

Hundert acht und siebenzigster Brief.

26. März **Frau Rosa L** an Frau v. S**** . 236
Entwöhnung. Ueber das eheliche Verhältniß; den Werth und die Heiligkeit von dem Vertrauen des Gatten im allgemeinen und in Bezug auf eheliche Treue. — Die Ansichten einer jungen Frau über Standesverhältnisse. — Etwas von dem geselligen Leben in Triest. — Ueber die Art der Strafen; — Gehschulen. Verwöhnungen.

Hundert neun und siebenzigster Brief.

27. März **Julie Western an Frau v. S**** . 244
Brautwerbung; eine glückliche Braut. — Eine Freyheitsanectode; Constitution und Absolutismus. — Ueber Nahmen; — über unsere heutige Mode, über die Mode unserer Mütter und unserer Großmütter.

Hundert achtzigster Brief.

8. April **Baronesse Louise v. Seeheim an Fr. v. S**** 250
Bräutliche Liebe Weiblichkeit; Emancipation. — Unerwartete Ereignisse; erhöhtes Glück.

Hundert ein und achtzigster Brirf.

12. April **Fr. v. S** an Fr. Hptmin. Kolmar** 257

Datum. Seite.
1848.

Die mögliche Wirksamkeit und Thätigkeit einer Wittwe; — Wohlthätigkeit. Ueber den Zweck der Ehe überhaupt, und über zweyte Ehen. — Die Ansichten einer Frau über die Licht- und Schattenseiten der alten und neuen Verfassung. Wem danken wir unsere Freyheit und welche Früchte bringt sie uns?

Hundert zwey und achtzigster Brief.

13. April **Frau Baronin v. Seeheim an Frau Gräfin v. C**** 264

Interessante Mittheilungen; — Muttergefühl und Patriotismus. — Wirkungen der Freundschaft. Mütterliche Eifersucht; Mutterpflicht die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu suchen. Einheit und Einigkeit.

Hundert drey und achtzigster Brief.

16. April **Frau Henriette v. S** an Fr. v. S**** 270

Nöthige Aufsicht und Pflege während und nach Kinderkrankheiten. Scharlach und Masern. Der erste Ballbesuch. Die Achtung des Gatten der Stolz der Frau; — Zerstreuungs- und Vergnügungssucht. — Robothweigerung.

Hundert vier und achtzigster Brief.

17. April **Frau v. S** an Fr. Henriette v. S**** 276

Ueber Ablösung der Feudallasten.

Hundert fünf und achtzigster Brief.

19. April **Frau v. S** an Frau Rosa L**.** . 280

Ueber einen Zufall; — eheliches Verhältniß. Die Entwöhnung. Gehenlernen; Zähnemachen. Ueber Strafen; Art der Strafen; — wie man

Datum. Seite.
1848.
strafen soll? Mißbräuche, — Häucheley; die ersten religiös moralischen und Rechtsbegriffe.

Hundert sechs und achtzigster Brief.

20. April **Julie Western an Frau v. S**** . 286
Eifersucht; die Dornen der Liebe. Ueber das Schmollen.

Hundert sieben und achtzigster Brief.

25. April **Frau v. S** an Baronesse Louise v. Seeheim** 289
Freundschaft — und Standesverhältnisse. Die Stellung und der Wirkungskreis einer hohen Dame. Lebensverhältnisse; — ein Gedicht: die Braut.

Hundert acht und achtzigster Brief.

27. April **Fr. Gräfin v. C** an Fr. Baronin v. Seeheim** 294
Theilnahme. Hoffarth, Stolz und Selbstgefühl Dankbarkeit gegen einen Erzieher. Ueber Wirkungen der Freundschaft; günstiges Vorurtheil für Freunde unserer Lieben; der reichste Lohn der Freundschaft. Einheit und Einigkeit; — eine stolze Staatsbürgerin.

Hundert neun und achtzigster Brief.

4. May **Fr. Hptmin. Kolmar an Fr. v. S**** 301
Wirksamkeit und Gemeinnützigkeit im Wittwenstande. Wittwentugend. Eine menschenfreundliche Handlung; — innere Beruhigung. Erwerbsfähigkeit und Thätigkeit in früher Jugend. — Ueber die Wehen der Zeit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Datum. Seite.
1848.

Hundert neunzigster Brief.

8. May Frau Rosa L** an Frau v. S** . . 307
Verwöhnung; Unarten beym Essen; naschen zu allen Tagszeiten. Geregelte Lebensweise.

Hundert ein und neunzigster Brief.

9. May Frau v. S** an Julie Western. . 310
Ueber Eifersucht, Schmollen und Anstandsrücksichten im Umgange zwischen Liebenden. Einheit und Verbrüderung der Nationen unter einem gemeinsamen Oberhaupte.

Hundert zwey und neunzigster Brief.

12. May Frau v. S** an Frau Rosa L** . 316
Abgewöhnung der Unarten beym Essen; über Naschen zu allen Tagszeiten und Stehenlassen der Speisen. — Nothwendigkeit einer geregelten Lebensweise.

Hundert drey und neunzigster Brief.

12. May Frau Baronin v. Seeheim an Frau v. S** 323
Die Wirkungen und der reichste Lohn der Freundschaft.

Hundert vier und neunzigster Brief.

13. u. 15. May Baronesse Louise v. Seeheim an Frau v. S** 324
Dasselbe; — über Stellung und Wirkungskreis einer hohen Dame. Die Gefühle einer Braut am Tage ihrer Vermählung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Sophie v.

Erfahrungen aus dem Frauenleben Gedanken über weibl. Bestimmung u. Bildung über Mutterpflicht u. Erziehung. In e. Slg. v. Briefen mitget. u. allen Frauen, Müttern u. erwachsenen Töchtern zum Selbststudium übergeben. [Auch m. d. Tit.:] Bildungs- und Erziehungswerk. In 3 Bd
Bd.: 3

Gratz 1848

H.g.hum. 447 u-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446606-1